RANKES MEISTERWERKE

SIEBENTER BAND





RANKES MEISTERWERKE

VII. Band



RANKES MEISTERWERKE

SIEBENTER BAND

Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten

Zweiter Band



DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1915



RANKES MEISTERWERKE
WURDEN IN DER PIERERSCHEN HOFBUCHDRUCKEREI STEPHAN GEIBEL & CO. IN ALTENBURG IN ZEHN BÄNDEN FÜR DIE VERLAGSBUCHHANDLUNG DUNCKER & HUMBLOT IN MÜNCHEN UND LEIPZIG GEDRUCKT. — AUSSER DER WOHLFEILEN WURDE EINE VORZUGSAUSGABE AUF REINEM HADERNPAPIER ABGEZOGEN, VON DER 200 IM ERSTEN BANDE VON 1—200 NUMERIERTE EXEMPLARE IN DEN HANDEL KOMMEN. IHRE AUSSTATTUNG ÜBERNAHM HANS VON WEBER IN MÜNCHEN. DIE KARTONAGEN, HALBFRANZ- UND GANZLEDERBDE. DIESER AUSGABE WURDEN VON DER HANDBUCHBINDEREI VON H. FIKENTSCHER IN LEIPZIG HERGESTELLT. — DIE EINBANDENTWÜRFE DER WOHLFEILEN AUSGABE STAMMEN VON MINNA VOLLNHALS IN MÜNCHEN.



Inhalt.



Fünftes Buch.

Gegenreformationen. Erster Zeitraum.

1563—1589.

In der Geschichte einer Nation, einer Macht ist es immer eine der schwersten Aufgaben, den Zusammenhang ihrer besonderen Verhältnisse mit den allgemeinen wahrzunehmen.

Wohl entwickelt sich das besondere Leben nach eingepflanzten Gesetzen aus seinem eigentümlichen geistigen Grunde: sich selber gleich, bewegt es sich durch die Zeitalter fort. Unaufhörlich aber steht es doch auch unter allgemeinen Einflüssen, die auf den Gang seiner Entwickelung mächtig einwirken.

Wir können sagen: der Charakter des heutigen Europa beruht auf diesem Gegensatz. Die Staaten, die Völker sind auf ewig voneinander getrennt; aber sie sind zugleich in einer unauflöslichen Gemeinsamkeit begriffen. Es gibt keine Landesgeschichte, in der nicht die Universalhistorie eine große Rolle spielte. So notwendig in sich selbst, so allumfassend ist die Aufeinanderfolge der Zeitalter, daß auch der mächtigste Staat oft nur als ein Glied der Gesamtheit erscheint, von ihren Schicksalen umfangen und beherrscht. Wer es einmal versucht hat, die Geschichte eines Volkes als ein Ganzes in ihrem inneren Zusammenhange zu denken, ihren Verlauf anzuschauen, wird die Schwierigkeit empfunden haben, die hieraus

entspringt. In den einzelnen Momenten eines sich fortbildenden Lebens nehmen wir doch die verschiedenen Strömungen der Weltgeschicke wahr.

Zuweilen aber geschieht es nun auch in dem Wechsel der Zeitalter, daß eine oder die andere Macht die Weltbewegung anregt, ein Prinzip derselben vorzugsweise in sich darstellt. An der Gesamthandlung des Jahrhunderts nimmt sie dann einen so tätigen Anteil, sie setzt sich in eine so lebendige Beziehung zu allen Kräften der Welt, daß ihre Geschichte sich in gewissem Sinne zur Universalgeschichte erweitert.

In einen solchen Moment trat das Papsttum nach dem Tridentinischen Konzilium ein.

In seinem Innern erschüttert, in dem Grunde seines Daseins gefährdet, hatte es sich zu behaupten und wieder zu verjüngen gewußt. In den beiden südlichen Halbinseln hatte es bereits alle feindseligen Bestrebungen von sich ausgestoßen und die Elemente des Lebens aufs neue an sich gezogen, durchdrungen. Jetzt faßte es den Gedanken, die Abgefallenen in allen Teilen der Welt wieder zu unterwerfen. Rom ward noch einmal eine erobernde Macht: es machte Entwürfe, es fing Unternehmungen an, wie sie von diesen sieben Hügeln in der alten Zeit, in den mittleren Jahrhunderten ausgegangen waren.

Wir würden die Geschichte des restaurierten Papsttums noch wenig kennen, wenn wir uns bloß in seinem Mittelpunkt aufhalten wollten. Erst in seiner

Einwirkung auf die Welt zeigt sich seine wesentliche Bedeutung.

Beginnen wir damit, die Macht und Stellung seiner Gegner ins Auge zu fassen.

Lage des Protestantismus um das Jahr 1563.

Bis zu den Zeiten der letzten Sitzungen des Tridentinischen Konziliums waren die protestantischen Meinungen diesseit der Alpen und Pyrenäen unaufhaltsam vorgedrungen: weit und breit, über germanische, slawische und romanische Nationen erstreckte sich ihre Herrschaft.

In den skandinavischen Reichen hatten sie sich um so unerschütterlicher festgesetzt, da hier ihre Einführung mit der Gründung neuer Dynastien, der Umbildung der gesamten Staatseinrichtungen zusammenfiel. Vom ersten Anfang an wurden sie dort mit Freude begrüßt, gleich als läge in ihnen eine ursprüngliche Verwandtschaft mit der nationalen Sinnesweise; der Begründer des Luthertums in Dänemark, Bugenhagen, kann nicht genug sagen, mit welchem Eifer man daselbst die Predigt höre, „auch des Werkeltags," wie er sich ausdrückt, „auch vor Tag, Feiertags den ganzen Tag über"; bis an die äußersten Grenzen waren sie nunmehr verbreitet. Von den Faröern weiß man beinahe nicht, wie sie protestantisch geworden: so leicht ging die Veränderung vor sich. Im Jahre 1552 erlagen die letzten Repräsentanten des Katholizismus in Island; im

Jahre 1554 ward ein lutherisches Bistum in Wiborg gestiftet; den schwedischen Vögten zur Seite wanderten evangelische Prediger nach dem entfernten Lappland. Mit ernsten Worten schärfte Gustav Wasa 1560 seinen Erben in seinem Testamente ein, bei der evangelischen Lehre mit ihrer Nachkommenschaft auszuharren und keine falschen Lehrer zu dulden. Er machte dies gleichsam zu einer Bedingung ihrer Thronberechtigung.

Auch an den diesseitigen Küsten der Ostsee hatte das Luthertum wenigstens bei den Einwohnern deutscher Zunge eine vollkommene Herrschaft erlangt. Preußen hatte das erste Beispiel einer großen Säkularisation gegeben; als ihm Livland im Jahre 1561 endlich nachfolgte, war die erste Bedingung seiner Unterwerfung unter Polen, daß es bei der Augsburgischen Konfession bleiben dürfe. Schon durch ihr Verhältnis zu diesen Ländern, deren Verbindung mit dem Reiche auf dem protestantischen Prinzip beruhte, wurden dann die jagellonischen Könige verhindert, sich demselben zu widersetzen. Die großen Städte in Polnisch-Preußen wurden in den Jahren 1557 und 1558 durch ausdrückliche Freibriefe in der Religionsübung nach lutherischem Ritus bestätigt: und noch deutlicher lauteten die Privilegien, welche sich bald darauf die kleinen Städte verschafften; den Angriffen der mächtigen Bischöfe waren sie eher ausgesetzt. Da hatten denn auch im eigentlichen Polen die protestantischen Meinungen einen großen Teil des Adels für sich ge-

wonnen: sie befriedigten das Gefühl der Unabhängigkeit, das durch die Natur der Staatsverfassung in demselben genährt wurde. Man hörte wohl sagen: „Ein polnischer Edelmann sei dem Könige nicht unterworfen; sollte er es dem Papste sein?“ Es kam so weit, daß Protestanten in die bischöflichen Stellen drangen, daß sie noch unter Siegmund August die Majorität in dem Senate bildeten. Dieser Fürst war ohne Zweifel katholisch: er hörte alle Tage die Messe, alle Sonntage die katholische Predigt; er stimmte selbst mit den Sängern seines Chors das Benediktus an; er hielt die Zeiten der Beichte und des Abendmahls, das er unter einer Gestalt empfing; allein, was man an seinem Hofe, in seinem Lande glaube, schien ihn wenig zu kümmern: sich die letzten Jahre seines Lebens durch den Kampf gegen eine so mächtig vordringende Überzeugung zu verbittern, war er nicht gesonnen.

Wenigstens förderte es in den benachbarten ungarischen Gebieten die Regierung nicht, daß sie einen solchen Widerstand versuchte. Niemals vermochte Ferdinand I. den ungarischen Reichstag zu Beschlüssen zu bringen, die dem Protestantismus ungünstig gewesen wären. Im Jahre 1554 ward ein Lutheraner zum Palatin des Reiches gewählt; selbst dem helvetischen Bekenntnis im Erlauer Tale mußten bald darauf Vergünstigungen zugestanden werden. Siebenbürgen trennte sich ganz: durch einen förmlichen Landtagsbeschluß wurden dort im Jahre 1556 die

geistlichen Güter eingezogen; die Fürstin nahm sogar den größten Teil der Zehnten an sich.

Und hier kommen wir auf unser Vaterland, wo die neue Kirchenform sich aus dem originalen Geiste der Nation zuerst entwickelt, sich in langen und gefährlichen Kriegen behauptet, ein gesetzliches Dasein erkämpft hatte und nun im Begriffe war, die verschiedenen Landschaften vollends einzunehmen. Schon war es damit sehr weit gediehen. Nicht allein beherrschte der Protestantismus das nördliche Deutschland, wo er entsprungen war, und jene Gebiete des oberen, wo er sich immer gehalten hat; noch viel weiter hatte er um sich gegriffen.

In Franken setzten sich ihm die Bistümer vergebens entgegen. In Würzburg und Bamberg waren der bei weitem größte Teil des Adels und der bischöflichen Beamten, die Magistrate und Bürgerschaften der Städte wenigstens in der Mehrzahl und die Masse des Landvolkes übergetreten; im Bambergischen kann man fast für jede einzelne Landpfarre lutherische Prediger nachweisen. In diesem Sinne ward die Verwaltung geleitet, die ja hauptsächlich in den Händen der Stände lag, welche ihr eigenes Gemeinwesen hatten, Anlage oder Umgeld selbst ausschrieben; in diesem Sinne waren die Gerichte besetzt, und man wollte bemerken, daß der größte Teil der Urteile dem katholischen Interesse entgegenlaufe. Die Bischöfe galten nicht viel: wer in ihnen ja noch „mit alter deutscher und fränkischer Treue“ den Fürsten ver-

ehrte, konnte doch nicht vertragen, wenn sie in ihrem Kirchenornate, mit ihren Infuln einhertraten.

Diese Bewegung hatte sich in Bayern nicht viel minder lebhaft fortgesetzt. Die große Mehrheit des Adels hatte die protestantischen Lehren ergriffen; ein guter Teil der Städte neigte sich entschieden dahin: der Herzog mußte auf seinen Landtagen, z. B. im Jahre 1556, Zugeständnisse machen, wie sie anderwärts zur vollkommenen Einführung des Augsburgischen Bekenntnisses hingereicht hatten, und die auch hier dieselbe Folge haben zu müssen schienen. Der Herzog selbst war diesem Bekenntnisse nicht so ganz entgegen, daß er nicht auch zuweilen einer protestantischen Predigt beigewohnt hätte.

Noch viel weiter aber war es in Österreich gekommen. Der Adel studierte in Wittenberg; alle Landeskollegien waren mit Protestanten erfüllt; man wollte rechnen, daß vielleicht nur noch der dreißigste Teil der Einwohner katholisch geblieben sei; schrittweise bildete sich eine landständische Verfassung aus, welche auf dem Prinzip des Protestantismus beruhte.

Von Bayern und Österreich eingeschlossen, hatten auch die Erzbischöfe von Salzburg ihr Land nicht bei der alten Kirchenlehre behaupten können. Zwar ließen sie noch keine protestantischen Prediger zu: aber die Gesinnung der Einwohner sprach sich nichtsdestominder entschieden aus. In der Hauptstadt ward die Messe nicht mehr besucht, weder Fasten noch Feiertag gehalten; wem die Prediger in den österreichischen

Ortschaften zu entfernt waren, der erbaute sich zu Hause an Spangenbergs Postille. In dem Gebirge war man damit noch nicht zufrieden. In der Rauris und der Gastein, in St. Veit, Tamsweg, Radstadt forderten die Landleute laut den Kelch im Abendmahl; da er nicht gewährt wurde, so vermieden sie die Sakramente ganz; sie schickten ihre Kinder nicht mehr zur Schule; in der Kirche geschah es wohl, daß ein Bauer sich erhob und dem Prediger zurief: „du lügst"; — die Bauern predigten selbst untereinander. Man darf sich nicht verwundern, wenn bei der Versagung alles Gottesdienstes, welcher der neugegründeten Überzeugung entsprochen hätte, sich in der Einsamkeit der Alpen Meinungen von phantastischer und abenteuerlicher Natur ausbildeten.

Wie sehr erscheint es, hiemit verglichen, als ein Vorteil, daß in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten am Rhein der Adel Selbständigkeit genug besaß, um seinen Hintersassen eine Freiheit zu verschaffen, die der geistliche Herr nicht wohl gewähren konnte! Der rheinische Adel hatte den Protestantismus früh angenommen, in seinen Herrschaften gestattete er dem Fürsten keinerlei Eingriffe, selbst nicht von religiöser Art. Schon gab es auch in den Städten allenthalben eine protestantische Partei. Häufig, in wiederholten Petitionen regte sie sich in Köln; in Trier war sie bereits so mächtig, daß sie sich einen Prediger aus Genf kommen ließ und ihn dem Kurfürsten zum Trotz behauptete; in Aachen

strebte sie geradezu nach der Oberherrschaft; auch die Mainzer trugen kein Bedenken, ihre Kinder in die protestantischen Schulen, z. B. nach Nürnberg, zu schicken. Commendone, welcher im Jahre 1561 in Deutschland war, kann nicht Worte genug finden, um die Abhängigkeit der Prälaten von den lutherischen Fürsten, ihre Nachgiebigkeit gegen den Protestantismus zu schildern. In ihren geheimen Räten meint er Protestanten von der heftigsten Partei zu bemerken. Er ist erstaunt, daß die Zeit dem Katholizismus so gar nichts geholfen.

Auch in Westfalen stand es wie anderwärts. Am Tage St. Peters war das ganze Landvolk mit der Ernte beschäftigt; die gebotenen Festtage wurden überhaupt nicht mehr gehalten. In Paderborn hielt der Stadtrat mit einer Art von Eifersucht über seinem protestantischen Bekenntnis; in Münster galt mehr als ein Bischof für lutherisch gesinnt, und die meisten Priester waren förmlich verheiratet. Der Herzog Wilhelm von Kleve hielt sich zwar im ganzen katholisch; aber in seiner Hauskapelle nahm doch auch er das Abendmahl unter beiden Gestalten; der größte Teil seiner Räte war unverhohlen protestantisch; der evangelischen Übung ward kein wesentliches Hindernis entgegengesetzt.

Genug, in ganz Deutschland von Westen nach Osten, von Norden nach Süden hatte der Protestantismus ein unzweifelhaftes Übergewicht. Der Adel war ihm von allem Anfang zugetan; der Beamtenstand, schon

damals zahlreich und angesehen, war in der neuen Lehre erzogen; das gemeine Volk wollte von gewissen Artikeln, z. B. von dem Fegefeuer, gewissen Zeremonien, z. B. Wallfahrten, nichts mehr hören; kein Kloster war mehr im Stand zu halten; niemand wagte sich mehr mit Heiligenreliquien hervor. Ein venezianischer Gesandter rechnet im Jahre 1558, daß in Deutschland nur noch der zehnte Teil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben.

Kein Wunder, wenn die Verluste des Katholizismus an Besitz und Macht noch immer fortgingen. In den meisten Stiftern waren die Domherren entweder der verbesserten Lehre zugetan, oder lau und gleichgültig; was hätte sie abhalten können, wenn es sonst vorteilhaft erschien, bei vorkommender Gelegenheit Protestanten zu Bischöfen zu postulieren? Zwar verordnete der Religionsfriede, daß ein geistlicher Fürst Amt und Einkommen verlieren solle, wenn er den alten Glauben verlasse: aber man meinte, daß dadurch ein evangelisch gewordenes Kapitel keineswegs gehindert werde, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen: genug, wenn man die Stifter nur nicht erblich mache. So geschah es, daß ein brandenburgischer Prinz das Erzstift Magdeburg, ein lauenburgischer Bremen, ein braunschweigischer Halberstadt empfing. Auch die Bistümer Lübeck, Verden, Minden, die Abtei Quedlinburg gerieten in protestantische Hände.

Und nicht minder setzten sich die Einziehungen

geistlicher Güter fort. Welche Verluste erlitt z. B. binnen wenigen Jahren das Bistum Augsburg! Im Jahre 1557 wurden ihm alle Klöster im Württembergischen entrissen; 1558 folgten die Klöster und Pfarren der Grafschaft Öttingen nach; erst nach dem Religionsfrieden erhoben sich die Protestanten in Dinkelsbühl und Donauwörth zur Parität, in Nördlingen und Memmingen zur Oberherrschaft; dann gingen die Klöster in diesen Städten, unter anderen die reiche Präzeptorie zum heiligen Antonius in Memmingen, die Pfarren unwiederbringlich verloren.

Dazu kam nun, daß dem Katholizismus selbst für die Zukunft wenig Aussicht übrigblieb.

Auch in den Lehranstalten, namentlich auf den Universitäten, hatte die protestantische Meinung obgesiegt. Jene alten Verfechter des Katholizismus, die Luthern Widerpart gehalten oder sich in den Religionsgesprächen hervorgetan, waren verstorben oder standen in hohem Alter. Junge Männer, fähig, sie zu ersetzen, waren nicht emporgekommen. In Wien war es zwanzig Jahre her, daß kein Zögling der Universität die Priesterweihe genommen hatte. In Ingolstadt selbst, das so vorzugsweise katholisch war, fanden sich für wichtige Stellen, die bisher immer mit Geistlichen besetzt worden, keine geeigneten Bewerber mehr in dieser Fakultät. In Köln eröffnete die Stadt eine Bursa; als die Einrichtungen getroffen worden, zeigte sich, daß der neue Regens ein Protestant war.

Ausdrücklich in der Absicht, den protestantischen Meinungen Widerstand zu leisten, errichtete der Kardinal Otto Truchseß eine neue Universität in seiner Stadt Dillingen; einige Jahre blühte sie durch ein paar ausgezeichnete spanische Theologen; sobald sich diese wieder entfernten, fand sich in Deutschland kein katholischer Gelehrter, um sie zu ersetzen. Es drangen auch hier die Protestanten ein. Um diese Zeit waren die Lehrer in Deutschland fast ohne Ausnahme Protestanten; die gesamte Jugend saß zu ihren Füßen und saugte mit dem Beginn der Studien den Haß wider den Papst ein.

So stand es in dem Norden und Osten von Europa; der Katholizismus war an vielen Orten ganz beseitigt, allenthalben besiegt und beraubt. Indem er sich noch bemühte, sich zu verteidigen, waren ihm tiefer im Westen und Süden sogar noch gefährlichere Feinde hervorgetreten.

Denn ohne Zweifel in noch entschiedenerem Gegensatz gegen die römischen Lehren als das Luthertum stand die kalvinistische Auffassungsweise; eben in der Epoche, von der wir handeln, bemächtigte sie sich der Geister mit unwiderstehlicher Gewalt.

An den Grenzen von Italien, Deutschland und Frankreich war sie entsprungen, und nach allen Seiten hin hatte sie sich ergossen. Im Osten, in Deutschland, Ungarn und Polen, bildete sie ein zwar noch untergeordnetes, jedoch schon in sich bedeutendes Element der protestantischen Entwicklung: im westlichen

Europa erhob sie sich bereits zu selbständiger Macht.

Wie die skandinavischen Reiche lutherisch, so waren die britannischen kalvinistisch geworden; sogar in entgegengesetzten Formen hatte sich die neue Kirche hier ausgebildet. In Schottland, wo sie sich im Kampfe mit der Regierung erhoben, war sie arm, populär, demokratisch; um so mehr erfüllte sie die Gemüter mit unbezwinglichem Feuer. In England war sie im Bunde mit der damaligen Regierung emporgekommen; hier war sie reich, monarchisch, prächtig; auch gab sie sich schon zufrieden, wenn man sich ihrem Ritus nur nicht widersetzte. Natürlich war die erste dem Muster der Genfer Kirche unendlich viel näher, unendlich viel mehr in dem Geiste Kalvins.

Mit aller ihrer natürlichen Lebhaftigkeit hatte die französische Nation die Lehren dieses ihres Landsmannes ergriffen. Allen Verfolgungen zum Trotz richteten sich die französischen Kirchen nach dem Muster von Genf protestantisch ein; bereits im Jahre 1559 hielten sie eine Synode. Der venezianische Gesandte Micheli findet im Jahre 1561 keine Provinz vom Protestantismus frei, drei Vierteil des Reiches von demselben erfüllt — Bretagne und Normandie, Gascogne und Languedoc, Poitou, Touraine, Provence, Dauphiné. „An vielen Orten," sagt er, „in diesen Provinzen werden Versammlungen, Predigten gehalten, Lebenseinrichtungen getroffen, ganz nach dem Vorbilde von Genf, ohne alle Rücksicht auf die

königlichen Verbote. Jedermann hat diese Meinungen angenommen: was am merkwürdigsten ist, selbst der geistliche Stand, nicht allein Priester, Mönche und Nonnen — es möchte wohl wenig Klöster geben, welche sich unberührt gehalten, — sondern die Bischöfe selbst und viele von den vornehmsten Prälaten." „Ew. Herrlichkeit," sagt er seinem Dogen, „sei überzeugt, daß, das gemeine Volk ausgenommen, welches die Kirchen noch immer eifrig besucht, alle anderen abgefallen sind, besonders die Adeligen, die jüngeren Männer unter vierzig Jahren fast ohne Ausnahme! Denn wiewohl viele von ihnen noch zur Messe gehen, so geschieht es doch nur zum Schein und aus Furcht; wenn sie sich unbeobachtet wissen, fliehen sie Messe und Kirche." Als Micheli nach Genf kam, vernahm er, daß unmittelbar nach dem Tode Franz' II. fünfzig Prediger von da nach verschiedenen Städten in Frankreich ausgegangen waren; er erstaunt, in welchem Ansehen Kalvin steht, wie viel Geld ihm zufließt zugunsten der Tausende, die sich nach Genf zurückgezogen. Er findet es unerläßlich, daß den französischen Protestanten Religionsfreiheit, wenigstens ein Interim, wie er sich ausdrückt, zugestanden werde, wenn man nicht ein allgemeines Blutbad veranlassen wolle. Kurz darauf erfolgte in der Tat auf das Verlangen eines ständischen Ausschusses, von den einsichtsvollen Mitgliedern der Regierung gefördert, von den Parlamenten selbst nach langer und schwieriger Beratung genehmigt, das Edikt vom Januar 1562,

welches dem Protestantismus, wiewohl noch unter empfindlichen Beschränkungen, eine gesetzlich anerkannte Existenz in Frankreich gewährte und seine Bekenner in den Frieden des Reiches aufnahm.

Alle diese Veränderungen auf allen Seiten, in Deutschland, Frankreich und England, mußten nun notwendig auch auf die Niederlande wirken. Zuerst waren daselbst die deutschen Einflüsse vorherrschend gewesen. Unter den Motiven, welche Karl V. zu dem Schmalkaldischen Kriege bewogen, war es eines der vornehmsten, daß die Sympathie, welche die deutschen Protestanten in den Niederlanden erweckten, ihm die Regierung dieser Provinz, die ein so wichtiges Glied seiner Monarchie bildete, täglich mehr erschwerte. Indem er die deutschen Fürsten bezwang, verhütete er zugleich eine Empörung seiner Niederländer. Jedoch alle seine Gesetze, obwohl er sie mit außerordentlicher Strenge handhabte, alle die Hinrichtungen, die besonders in den ersten Jahren seines Nachfolgers in kaum glaublicher Zahl verhängt wurden, — man hat damals berechnet, daß bis 1562 an 36000 Protestanten, Männer und Frauen, umgebracht worden seien — vermochten nicht den Fortgang der religiösen Meinungen aufzuhalten. Nur das erfolgte, daß sich diese allmählich mehr der französisch kalvinistischen als der deutsch lutherischen Richtung anschlossen. Der Verfolgung zum Trotz trat im Jahre 1561 bereits auch hier eine förmliche Konfession hervor; man richtete Kirchen nach dem Muster von Genf ein; indem sich

die Protestanten mit den örtlichen Gerechtsamen und deren Verfechtern verbanden, bekamen sie eine politische Grundlage, von der sie nicht allein Errettung, sondern für die Zukunft sogar Bedeutung im Staate erwarten durften.

Unter diesen Umständen erwachte auch in den älteren Oppositionen gegen Rom eine neue Kraft. Im Jahre 1562 wurden die mährischen Brüder von Maximilian II. förmlich anerkannt, und sie benutzten dies Glück, um gleich in demselben Jahre in ihren Synoden eine große Anzahl neuer Geistlicher — man zählt ihrer 188 — zu erwählen. Im Jahre 1561 sah sich der Herzog von Savoyen genötigt, auch den armen Waldensergemeinden im Gebirge neue Freiheiten zu bewilligen. Bis in die entferntesten, vergessensten Winkel von Europa erstreckte die protestantische Idee ihre belebende Kraft. Welch ein unermeßliches Gebiet, das sie sich binnen vierzig Jahren erobert hatte: von Island bis an die Pyrenäen, von Finnland bis an die Höhe der italienischen Alpen! Auch über diese Gebirge reichten einst, wie wir wissen, ihre Analogien: sie umfaßte das ganze Gebiet der lateinischen Kirche. Bei weitem die Mehrzahl der höheren Klassen, der an dem öffentlichen Leben teilnehmenden Geister, hatte sie ergriffen; ganze Nationen hingen ihr enthusiastisch an; sie hatte die Staaten umgebildet. Es ist dies um so bewundernswürdiger, da sie keineswegs allein Gegensatz war, etwa nur eine Negation des Papsttums, eine Lossagung von demselben, sondern in

hohem Grade positiv, eine Erneuerung der christlichen Gedanken und Grundsätze, welche das Leben bis in das tiefste Geheimnis der Seele beherrschen.

Streitkräfte des Papsttums.

Eine lange Zeit daher hatten sich Papsttum und Katholizismus gegen diese Fortschritte zwar abwehrend, aber doch leidend verhalten und sie sich im ganzen gefallen lassen müssen.

Jetzt aber nahmen die Dinge eine andere Gestalt an. Wir haben die innere Entwickelung betrachtet, durch welche der Katholizismus sich wiederherzustellen begann. Im ganzen können wir sagen, daß er von neuem eine lebendige Kraft in sich erzeugt, das Dogma im Geiste des Jahrhunderts regeneriert, eine Reform ins Leben gerufen hatte, welche den Forderungen der Zeitgenossen im allgemeinen entsprach. Die religiösen Tendenzen, welche in dem südlichen Europa vorhanden waren, ließ er nicht auch zu Feindseligkeiten erwachsen: er nahm sie in sich auf und beherrschte sie; so verjüngte er seine Kräfte. Der protestantische Geist hatte bisher allein den Schauplatz der Welt mit Erfolgen erfüllt, die Gemüter an sich gerissen; jetzt trat ein anderer, ihm von einem höheren Standpunkte aus vielleicht gleichartig zu achtender, aber zunächst doch durchaus entgegengesetzter Geist mit ihm in die Schranken, der sich nun auch seinerseits die Gemüter zu eigen zu machen, sie zur Tätigkeit zu entflammen verstand.

Zuerst bemächtigte sich das restaurierte katholische System der beiden südlichen Halbinseln. Es vermochte dies nicht ohne außerordentliche Strenge; der spanischen Inquisition trat die erneuerte römische zur Seite; alle Regungen des Protestantismus wurden gewaltsam erdrückt. Zugleich aber waren die Richtungen des inneren Lebens, welche der erneuerte Katholizismus vorzugsweise ansprach und fesselte, in jenen Ländern besonders mächtig. Auch die Fürsten schlossen sich dem Interesse der Kirche an.

Besonders war es wichtig, daß sich der mächtigste von allen, Philipp II., so entschieden an das Papsttum hielt. Mit dem Stolze eines Spaniers, von welchem tadelloser Katholizismus als das Zeichen eines reineren Blutes, eines edleren Herkommens betrachtet ward, verwarf er alle entgegengesetzten Meinungen. Jedoch war es nicht etwa bloß eine persönliche Bewegung, was ihn zu seinem politischen Verhalten vermochte. Die königliche Würde trug in Spanien von jeher und besonders seit den Einrichtungen Isabellas eine geistliche Farbe: in allen Provinzen war die königliche Gewalt durch einen Zusatz geistlicher Macht verstärkt; ohne die Inquisition hätten sie nicht mehr regiert werden können; auch in seinen amerikanischen Besitzungen erschien der König vor allem in dem Lichte eines Ausbreiters des christlichen und katholischen Glaubens: es war der Gedanke, der alle seine Länder in Gehorsam gegen ihn vereinigte. Er hätte ihn nicht aufgeben dürfen ohne

wesentliche Gefahr. Die Ausbreitung der Hugenotten in dem südlichen Frankreich erregte in Spanien die größte Besorgnis: die Inquisition glaubte sich zu doppelter Wachsamkeit verpflichtet. „Ich versichere Ew. Herrlichkeit," schreibt der venezianische Gesandte am 25. August 1562 an seinen Fürsten, „für dieses Land wäre keine große religiöse Bewegung zu wünschen; es sind ihrer viele, die sich nach einer Veränderung der Religion sehnen." Der päpstliche Nuntius meinte, der Fortgang des Konziliums, das damals versammelt war, sei eine Sache, an welcher der königlichen Gewalt nicht minder gelegen sei als der päpstlichen. „Denn," sagt er, „der Gehorsam, den der König findet, seine ganze Regierung hängen von der Inquisition ab. Würde diese ihr Ansehen verlieren, so würden sogleich Empörungen erfolgen."

Schon dadurch nun bekam das südliche System einen unmittelbaren Einfluß auf das gesamte Europa, daß dieser Fürst die Niederlande beherrschte; aber außerdem war doch in den übrigen Reichen noch lange nicht alles verloren. Noch hielten sich der Kaiser, die Könige von Frankreich und von Polen, die Herzöge von Bayern zu der katholischen Kirche; noch gab es allenthalben geistliche Fürsten, deren erkalteter Eifer aufs neue belebt werden konnte; noch war auch der Protestantismus an vielen Orten nicht in die Masse der Bevölkerung eingedrungen. Die Mehrzahl des Landvolkes in Frankreich, wohl auch in Ungarn und Polen hielt sich noch katholisch; Paris, welches

schon damals einen großen Einfluß auf die anderen französischen Städte ausübte, war von der Neuerung nicht fortgerissen worden. In England war ein guter Teil des Adels und der Gemeinen, in Irland die gesamte altirische Nation katholisch geblieben. In die Tiroler, die Schweizer Alpen hatte der Protestantismus keinen Zugang gefunden. Auch in dem bayerischen Landvolk mochte er noch nicht viel Fortschritte gemacht haben. Wenigstens vergleicht Canisius die Tiroler und Bayern mit den beiden israelitischen Stämmen, „die dem Herrn allein treu geblieben“. Es verdiente wohl eine genauere Erörterung, auf welchen inneren Momenten diese Beharrlichkeit, dieses unerschütterliche Festhalten des Hergebrachten bei so verschiedenartigen Bevölkerungen beruhte. In den Niederlanden wiederholte es sich in den wallonischen Provinzen.

Und jetzt nahm das Papsttum wieder eine Stellung ein, in der es sich aller dieser Hinneigungen aufs neue bemächtigen, sie unauflöslich an sich knüpfen konnte. Obwohl es auch an sich Umwandlungen erfahren, so kam ihm doch der unschätzbare Vorteil zugute, die Äußerlichkeiten der Vergangenheit, die Gewohnheit des Gehorsams für sich zu haben. Es war den Päpsten gelungen, in dem Konzilium, das sie glücklich beendigt, ihre Autorität, deren Verminderung beabsichtigt war, sogar zu vermehren und sich einen verstärkten Einfluß auf die Landeskirchen zu verschaffen. Überdies ließen sie von jener weltlichen Politik ab, durch die

sie bisher Italien und Europa in Verwirrung gesetzt; vertrauensvoll und ohne Rückhalt schlossen sie sich an Spanien an und erwiderten diesem die Hingebung, die es der römischen Kirche widmete. Das italienische Fürstentum, der erweiterte Staat diente vor allem zur Beförderung kirchlicher Unternehmungen; der gesamten katholischen Kirche kam eine Zeitlang der Überschuß seiner Verwaltung zugute.

Dergestalt stark in sich selbst, gewaltig durch mächtige Anhänger und eine mit ihnen verbündete Idee, gingen die Päpste von der Verteidigung, mit der sie sich bisher hatten begnügen müssen, zum Angriff über, einem Angriff, dessen Gang und Erfolge zu beobachten der vornehmste Gegenstand dieser Arbeit ist.

Es eröffnet sich uns aber damit ein unermeßlicher Schauplatz. An vielen Orten zugleich tritt die Unternehmung hervor; nach den verschiedensten Seiten der Welt haben wir unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Die geistliche Tätigkeit ist auf das genaueste mit politischen Antrieben verbunden; es treten weltumfassende Kombinationen ein, unter deren Einflusse die Eroberung gelingt oder mißlingt; wir werden die großen Wendungen der Weltereignisse um so viel mehr im Auge behalten, da sie oft mit den Erfolgen des geistlichen Kampfes unmittelbar zusammenfallen.

Doch werden wir nicht bei dem Allgemeinen stehen bleiben dürfen. Noch viel weniger als weltliche können geistliche Eroberungen vollzogen werden ohne entgegenkommende einheimische Sympathien. In die

Tiefe der Interessen der verschiedenen Länder müssen wir hinabsteigen, um die inneren Bewegungen wahrzunehmen, durch welche die römischen Absichten befördert wurden.

Eine Fülle und Verschiedenheit von Ereignissen und Lebensäußerungen, von der wir fast zu fürchten haben, daß sie sich kaum unter einen Blick werde zusammenfassen lassen. Es ist eine Entwickelung, die auf verwandten Grundlagen beruht und zuweilen zu großen Momenten zusammengreift, aber eine unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen darbietet.

Beginnen wir mit unserem Vaterlande, wo ja das Papsttum zuerst seine großen Verluste erlitten, und wo auch jetzt der Kampf der beiden Prinzipien vorzüglich ausgefochten wurde.

Vor allem leistete hier die zugleich weltkluge und religionseifrige, mit dem Sinne des modernen Katholizismus durchdrungene Gesellschaft der Jesuiten der römischen Kirche gute Dienste. Vergegenwärtigen wir uns zunächst deren Wirksamkeit.

Die ersten Jesuitenschulen in Deutschland.

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1550 hatte Ferdinand I. seinen Beichtvater, den Bischof Urban von Laibach bei sich. Es war dies einer von den wenigen Prälaten, die sich in ihrem Glauben nicht hatten erschüttern lassen. Oft bestieg er zu Hause die Kanzel, um das Volk in der Landessprache zu ermahnen, bei dem Glauben seiner Väter auszu-

harren, um von dem einigen Schafstall und dem einigen Hirten zu predigen. Damals nun befand sich auch der Jesuit Lejay in Augsburg und erregte durch einige Bekehrungen Aufsehen. Bischof Urban lernte ihn kennen und hörte zuerst durch ihn von den Kollegien, welche die Jesuiten an mehreren Universitäten gestiftet. Da in Deutschland die katholische Theologie in so großem Verfalle war, gab er seinem Herrn den Rat, in Wien ein ähnliches Kollegium einzurichten. Lebhaft ging Ferdinand darauf ein; in dem Schreiben, das er hierüber an Ignatius Loyola richtete, spricht er die Überzeugung aus, das einzige Mittel, die fallende Kirchenlehre in Deutschland aufrechtzuerhalten, bestehe darin, daß man dem jüngeren Geschlechte gelehrte und fromme Katholiken zu Lehrern gebe. Leicht waren die Verabredungen getroffen. Im Jahre 1551 langten 13 Jesuiten an, unter ihnen Lejay selbst, denen Ferdinand zuvörderst Behausung, Kapelle und Pension anwies, bis er sie kurz darauf mit der Universität vereinigte und ihnen sogar die Visitation derselben übertrug.

Bald darnach kamen sie in Köln empor. Schon befanden sie sich seit ein paar Jahren hier, aber ohne Glück zu machen; man hatte sie sogar genötigt, getrennt zu leben. Erst im Jahre 1556 verschaffte ihnen jene unter einen protestantischen Regens geratene Bursa Gelegenheit, eine festere Stellung zu erwerben. Denn da es eine Partei in der Stadt gab, welcher alles daran gelegen war, die Universität katholisch zu er-

halten, so fanden endlich die Gönner der Jesuiten mit ihrem Rate, die Anstalt diesem Orden zu überliefern, Gehör. Es waren der Prior der Karthäuser, der Provinzial der Karmeliter und besonders Doktor Johann Gropper, der wohl zuweilen ein Gastmahl veranstaltete, zu dem er die einflußreichsten Bürger einlud, um bei einem Glase Wein, auf gute alte deutsche Weise, das, was ihm am meisten am Herzen lag, auf die Bahn zu bringen. Zum Glück für die Jesuiten fand sich unter den Mitgliedern des Ordens ein geborner Kölner, Johann Rhetius, aus patrizischer Familie, dem die Bursa namentlich anvertraut werden konnte. Aber nicht ohne strenge Beschränkungen geschah dies: es ward den Jesuiten ausdrücklich verboten, in der Bursa ein klösterliches Leben einzuführen, wie es in ihren Kollegien üblich war.

Eben damals faßten sie auch in Ingolstadt festen Fuß. Die früheren Versuche waren an dem Widerstande vornehmlich der jüngeren Mitglieder der Universität gescheitert, die sich in dem Privatunterricht, den sie erteilten, durch keine privilegierte Schule beschränken lassen wollten. In dem Jahre 1556 aber, als sich der Herzog, wie gesagt, zu starken Konzessionen zugunsten der Protestanten hatte verstehen müssen, schien es den katholisch gesinnten Räten desselben dringend notwendig, für die Aufrechterhaltung des alten Glaubens etwas Nachhaltiges zu tun. Es waren besonders der Kanzler Wiguleus Hund, ein Mann, der mit ebensoviel Eifer in der Erhaltung

wie in der Erforschung der alten kirchlichen Zustände zu Werke ging, und der Geheimschreiber des Herzogs, Heinrich Schwigger. Durch sie wurden die Jesuiten zurückberufen. Den 7. Juli 1556, am Tage St. Willibald, zogen ihrer achtzehn in Ingolstadt ein; sie hatten diesen Tag gewählt, weil St. Willibald als der erste Bischof jener Diözese angesehen wird. Sie fanden noch immer gar viele Schwierigkeiten in Stadt und Universität; dieselben zu überwinden, gelang ihnen allmählich durch die nämliche Gunst, der sie ihre Berufung verdankten.

Von diesen drei Metropolen nun breiteten sich die Jesuiten nach allen Seiten hin aus: von Wien zunächst über die österreichischen Länder. Ferdinand I. brachte sie bereits im Jahre 1556 nach Prag und gründete ihnen daselbst ein Pädagogium, vorzüglich für die adelige Jugend. Er schickte selbst seine Pagen dahin, und wenigstens bei dem katholisch gesinnten Teile des böhmischen Adels, den Rosenberg und Lobkowitz, fand der Orden Wohlwollen und Unterstützung. — Einer der bedeutendsten Männer in Ungarn war damals Nikolaus Olahus, Erzbischof von Gran. Sein Name bezeichnet, daß er ein Wlache von Herkunft ist. Sein Vater Stoia hatte ihn in dem Schrecken über die Ermordung eines Woiwoden aus seinem Hause der Kirche gewidmet, und auf das glücklichste war er bei dieser Bestimmung gediehen. Schon unter den letzten einheimischen Königen bekleidete er die wichtige Stelle eines Geheimschreibers; seitdem

war er im Dienste der österreichischen Partei noch höher gestiegen. Bei dem allgemeinen Verfalle des Katholizismus in Ungarn sah er die einzige Hoffnung, ihn zu behaupten, in dem gemeinen Volke, das noch nicht völlig abgefallen war. Nur fehlte es auch hier an katholisch gesinnten Lehrern. Um diese zu bilden, stiftete er im Jahre 1561 ein Kollegium der Jesuiten in Tyrnau; er gab ihnen eine Pension aus seinen Einkünften; Kaiser Ferdinand schenkte eine Abtei dazu. Als die Jesuiten ankamen, war eben eine Versammlung des Klerus der Diözese veranstaltet; ihre erste Tätigkeit bestand in dem Versuche, diese ungarischen Priester und Pfarrer von den heterodoxen Lehren zurückzubringen, zu denen sie hinneigten. — Und schon rief man sie auch nach Mähren. Wilhelm Prussinowski, Bischof von Olmütz, der den Orden während seiner Studien in Italien kennen gelernt, lud sie zu sich ein; ein Spanier, Hurtado Perez, war der erste Rektor in Olmütz; sie lernten die Landessprache, fanden sich in die übliche Lebensweise und hatten Erfolg; bald finden wir sie nicht minder in Brünn.

Von Köln verbreitete sich die Gesellschaft über das gesamte Rheinland. Auch in Trier hatte, wie berührt, der Protestantismus Anhänger gefunden und Gärungen verursacht. Der Erzbischof Johann von Stein beschloß, gegen die Widerspenstigen nur geringe Strafen zu verhängen und den Bewegungen hauptsächlich ein doktrinelles Gegengewicht zu geben; er

beschied die beiden Oberhäupter der Kölner Jesuiten-schule zu sich nach Koblenz und stellte ihnen vor, daß er einige Mitglieder ihres Ordens zu haben wünsche, um, wie er sich ausdrückte, „die Herde, die ihm anvertraut worden, mehr durch Ermahnung und freundliche Unterweisung als durch Waffen und Drohungen in Pflicht zu halten". Er wandte sich auch nach Rom, und gar bald war man einverstanden. Von Rom wurden sechs Jesuiten hinübergeschickt, die übrigen kamen von Köln. Am 3. Februar 1561 eröffneten sie ihr Kollegium mit großer Feierlichkeit; für die nächsten Fasten übernahmen sie die Predigten.

Da glaubten auch die beiden geheimen Räte des Kurfürsten Daniel von Mainz, Peter Echter und Simon Bagen, zu erkennen, daß in der Aufnahme der Jesuiten das einzige Mittel liege, der verfallenen Mainzer Universität wieder aufzuhelfen. Dem Widerspruch, den ihnen Domherren und Landsassen entgegensetzten, zum Trotz stifteten sie dem Orden ein Kollegium in Mainz und eine Vorbereitungsschule in Aschaffenburg.

Immer höher gelangte die Gesellschaft den Rhein hinauf. Vorzüglich wünschenswert schien ihr ein Sitz in Speier, einmal, weil dort in den Assessoren des Kammergerichts so viele ausgezeichnete Männer vereinigt waren, auf die es außerordentlich wichtig gewesen wäre Einfluß zu bekommen, sondern auch, um sich der Heidelberger Universität, welche für die protestantischen Lehrer damals zugleich den größten Ruf

genoß, in der Nähe entgegenzusetzen. Allmählich drangen sie ein.

Unverzüglich versuchten sie ihr Glück auch längs des Maines. Obwohl Frankfurt ganz protestantisch war, hofften sie doch, während der Messen daselbst etwas auszurichten. Es konnte dies aber nicht ohne Gefahr geschehen: um sich nicht finden zu lassen, mußten sie alle Nächte die Herbergen wechseln. Desto sicherer und willkommener waren sie in Würzburg. Es ist doch, als hätte die Ermahnung, welche Kaiser Ferdinand bei dem Reichstage von 1559 an die Bischöfe richtete, endlich einmal auch ihre Kräfte zur Erhaltung der katholischen Kirche anzustrengen, auf diesen glänzenden Fortgang des Ordens in den Stiftern viel Einfluß gehabt. Von Würzburg aus durchzogen sie Franken.

Mittlerweile war ihnen auf einer anderen Seite Tirol eröffnet worden. Auf den Wunsch der Töchter des Kaisers siedelten sie sich zu Innsbruck und dann zu Hall in deren Nähe an. In Bayern drangen sie immer weiter vor. In München, wohin sie 1559 gelangten, fanden sie es selbst bequemer als in Ingolstadt: sie erklärten es für das deutsche Rom. Und schon erhob sich unfern von Ingolstadt eine neue große Kolonie. Um seine Universität Dillingen auf ihren ursprünglichen Zweck zurückzuführen, entschloß sich der Kardinal Truchseß, alle Lehrer, die noch daselbst dozierten, zu verabschieden und die Stiftung völlig den Jesuiten anzuvertrauen. Zwischen deutschen und

italienischen Kommissaren des Kardinals und des Ordens ward hierüber zu Bozen eine förmliche Abkunft geschlossen. Im Jahre 1563 langten die Jesuiten in Dillingen an und nahmen die Lehrstühle in Besitz. Mit großem Wohlgefallen erzählen sie, wie der Kardinal, der bald darauf von einer Reise zurückkommend einen feierlichen Einzug in Dillingen hielt, sich unter allen denen, die sich zu seinem Empfange aufgestellt hatten, vorzugsweise an die Jesuiten wandte, ihnen die Hand zum Kusse reichte, sie als seine Brüder begrüßte, ihre Zellen selbst untersuchte und mit ihnen speiste. Er beförderte sie nach besten Kräften; bald richtete er ihnen eine Mission in Augsburg ein.

Ein ungemeiner Fortgang der Gesellschaft in so kurzer Zeit. Im Jahre 1551 hatten sie noch keine feste Stätte in Deutschland; im Jahre 1566 umfaßten sie Bayern und Tirol, Franken und Schwaben, einen großen Teil der Rheinlande, Österreich; in Ungarn, Böhmen und Mähren waren sie vorgedrungen. Schon nahm man ihre Wirkung wahr; im Jahre 1561 versichert der päpstliche Nuntius, daß sie „viele Seelen gewinnen und dem Heiligen Stuhl einen großen Dienst leisten“. Es war der erste nachhaltige antiprotestantische Eindruck, welchen Deutschland empfing.

Vor allem arbeiteten sie auf den Universitäten. Sie hatten den Ehrgeiz, mit dem Rufe der protestantischen zu wetteifern. Die ganze gelehrte Bildung jener Zeit beruhte auf dem Studium der alten Sprachen. Sie trieben dieselben mit frischem Eifer, und in kurzem

glaubte man wenigstens hier und da die jesuitischen Lehrer den Restauratoren dieser Studien an die Seite stellen zu dürfen. Auch andere Wissenschaften kultivierten sie: Franz Koster trug zu Köln die Astronomie ebenso angenehm wie belehrend vor. Die Hauptsache aber, wie sich versteht, blieben die theologischen Disziplinen. Die Jesuiten lasen mit dem größten Fleiße, auch während der Ferien; sie führten die Disputierübungen wieder ein, ohne welche, wie sie sagten, aller Unterricht tot sei; die Disputationen, welche sie öffentlich anstellten, waren anständig, gesittet, inhaltsreich, die glänzendsten, welche man jemals erlebt hatte. Bald überredete man sich in Ingolstadt, dahin gekommen zu sein, daß sich die Universität, wenigstens im Fache der Theologie, mit jeder anderen deutschen messen könne. Ingolstadt bekam, aber in entgegengesetztem Sinne, eine Wirksamkeit, wie sie Wittenberg und Genf gehabt.

Nicht minderen Fleiß widmeten die Jesuiten der Leitung der lateinischen Schulen. Es war einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Lainez, daß man die unteren Grammatikalklassen gut besetzen müsse: auf den ersten Eindruck, den der Mensch empfange, komme doch für sein ganzes Leben das meiste an. Er suchte, mit richtiger Einsicht, Leute, welche, wenn sie dies beschränktere Lehramt einmal ergriffen hatten, sich demselben ihr ganzes Leben zu widmen gedachten: denn erst mit der Zeit lerne sich ein so schwieriges Geschäft und finde sich die natürliche Autorität ein.

Es gelang den Jesuiten hiermit zur Verwunderung. Man fand, daß die Jugend bei ihnen in einem Halbjahre mehr lerne als bei anderen binnen zwei Jahren; selbst Protestanten riefen ihre Kinder von entfernten Gymnasien zurück und übergaben sie den Jesuiten.

Es folgten Armenschule, Kinderlehre, Katechisation. Canisius verfaßte seinen Katechismus, der durch wohlzusammenhängende Fragen und bündige Antworten das Bedürfnis der Lernenden befriedigte.

Ganz in jenem devot-phantastischen Sinne nun, der das Institut der Jesuiten von Anfang an so eigen charakterisierte, ward dieser Unterricht erteilt. Der erste Rektor in Wien war ein Spanier, Johann Victoria, ein Mann, welcher einst in Rom seinen Eintritt in die Gesellschaft damit bezeichnete, daß er während der Lustbarkeiten des Karnevals in Sack gekleidet durch den Korso ging, indem er sich immer geißelte, so lange, bis ihm das Blut auf allen Seiten herunterströmte. Bald unterschieden sich auch in Wien die Kinder, welche die Schulen der Jesuiten besuchten, dadurch, daß sie an den Fasttagen die verbotenen Speisen standhaft verschmähten, von denen ihre Eltern ohne Skrupel genossen. In Köln ward es wieder eine Ehre, den Rosenkranz zu tragen. In Trier begann man Reliquien zu verehren, mit denen sich seit vielen Jahren kein Mensch mehr hervorgewagt hatte. Schon im Jahre 1560 pilgerte die ingolstädtische Jugend aus der jesuitischen Schule paarweise nach Eichstädt, um bei der Firmelung „mit dem Tau“ gestärkt zu werden,

„der aus dem Grabe der heiligen Walpurgis träufele“. Eine Gesinnung, die, in den Schulen gegründet, durch Predigt und Beichte über die gesamte Bevölkerung ausgebreitet wurde.

Es ist dies ein Fall, wie er vielleicht in der Weltgeschichte niemals wieder auf eine ähnliche Weise vorgekommen ist.

Wenn eine neue geistige Bewegung die Menschen ergriffen hat, ist es immer durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideen geschehen. Hier ward die Wirkung vollbracht ohne große geistige Produktion. Die Jesuiten mochten gelehrt und auf ihre Art fromm sein; aber niemand wird sagen, daß ihre Wissenschaft auf einem freien Schwunge des Geistes beruhe, daß ihre Frömmigkeit von der Tiefe und Ingenuität eines einfachen Gemütes ausgegangen sei. Sie sind gelehrt genug, um Ruf zu haben, Zutrauen zu erwecken, Schüler zu bilden und festzuhalten; weiter streben sie nicht. Ihre Frömmigkeit hält sie nicht allein von sittlichem Tadel frei; sie ist positiv auffallend und um so unzweifelhafter; dies ist ihnen genug. In freien, unbeschränkten, unbetretenen Bahnen bewegt sich weder ihre Pietät noch ihre Lehre. Doch hat sie etwas, was sie vorzugsweise unterscheidet: strenge Methode. Es ist alles berechnet; denn es hat alles seinen Zweck. Eine solche Vereinigung von hinreichender Wissenschaft und unermüdlichem Eifer, von Studien und Überredung, Pomp und Kasteiung, von Ausbreitung über die Welt

und Einheit der leitenden Gesichtspunkte ist auch weder früher noch später vorhanden gewesen. Sie waren fleißig und phantastisch, weltklug und voll Enthusiasmus, anständige Leute, denen man sich gern näherte; ohne persönliches Interesse: einer beförderte den anderen. Kein Wunder, wenn es ihnen gelang.

Wir Deutschen müssen daran noch eine besondere Betrachtung knüpfen. Wie gesagt, unter uns war die päpstliche Theologie so gut wie untergegangen. Die Jesuiten erschienen, um sie herzustellen. Wer waren die Jesuiten, als sie bei uns anlangten? Es waren Spanier, Italiener, Niederländer; lange Zeit kannte man den Namen ihres Ordens nicht: man nannte sie spanische Priester. Sie nahmen die Katheder ein und fanden Schüler, die sich ihren Doktrinen anschlossen. Von den Deutschen haben sie nichts empfangen; ihre Lehre und Verfassung waren vollendet, ehe sie bei uns erschienen. Wir dürfen den Fortgang ihres Institutes bei uns im allgemeinen als eine neue Einwirkung des romanischen Europa auf das germanische betrachten. Auf deutschem Boden, in unserer Heimat besiegten sie uns und entrissen uns einen Teil unseres Vaterlandes. Ohne Zweifel kam dies auch daher, daß die deutschen Theologen sich weder unter sich selbst verständigt hatten, noch großgesinnt genug waren, um die minder wesentlichen Widersprüche aneinander zu dulden. Die Extreme der Meinungen waren ergriffen worden; man befehdete sich mit rücksichtsloser Wild-

heit, so daß man die noch nicht vollkommen Überzeugten irremachte und damit diesen Fremdlingen den Weg bahnte, welche mit einer klug angelegten, bis in das einzelnste ausgebildeten, keinen Zweifel übrig lassenden Doktrin nun auch ihrerseits die Gemüter bezwangen.

Anfang der Gegenreformationen in Deutschland.

Bei alledem liegt doch auch am Tage, daß es den Jesuiten nicht so leicht hätte gelingen können ohne die Hilfe des weltlichen Armes, ohne die Gunst der Fürsten des Reiches.

Denn wie mit den theologischen, so war es mit den politischen Fragen gegangen: zu einer Maßregel, durch welche die ihrem Wesen nach hierarchische Reichsverfassung mit den neuen Verhältnissen der Religion in Einklang gekommen wäre, hatte man es nicht gebracht. Die Summe des Religionsfriedens, wie man ihn gleich anfangs verstand und nachher auslegte, war eine neue Erweiterung der Landeshoheit. Die Landschaften bekamen auch in Hinsicht der Religion einen hohen Grad von Autonomie. Auf die Überzeugung des Fürsten, auf das Einverständnis desselben mit seinen Landständen kam es seitdem allein an, welche kirchliche Stellung ein Land einnehmen sollte.

Es war dies eine Bestimmung, welche zum Vorteil des Protestantismus erfunden zu sein schien, die aber eigentlich nur dem Katholizismus förderlich gewor-

den ist. Jener war schon gegründet, als sie zustande kam; dieser stellte sich erst her, indem er sich darauf stützte.

Zuerst geschah dies in Bayern; und es ist wegen der unermeßlichen Wirkung, die daher entsprungen ist, einer besonderen Bemerkung wert, wie es geschah.

Auf den bayerischen Landtagen finden wir seit geraumer Zeit Fürsten und Stände in Streitigkeiten. Der Herzog ist in steter Geldverlegenheit, von Schulden gedrückt, zu neuen Ausgaben veranlaßt und immer genötigt, die Beihilfe seiner Landstände in Anspruch zu nehmen. Diese fordern dagegen Zugeständnisse hauptsächlich religiöser Art. Es schien sich in Bayern ein ähnliches Verhältnis bilden zu müssen, wie es in Österreich lange Zeit herrschte, einer gesetzlichen, auf Religion und Privilegien zugleich gegründeten Opposition der Stände gegen den Landesherrn, wenn dieser anders nicht am Ende selbst zum Protestantismus übertrat.

Ohne Zweifel war es diese Lage der Dinge, durch welche, wie berührt, die Berufung der Jesuiten hauptsächlich veranlaßt wurde. Wohl mag es sein, daß ihre Lehren bei Herzog Albrecht V. persönlich Eindruck machten; er hat später einmal erklärt: was er von dem Gesetze Gottes verstehe, habe er von Hoffäus und Canisius, beides Jesuiten, erlernt. Es kam aber auch noch eine andere Einwirkung hinzu. Pius IV. machte den Herzog nicht allein aufmerksam, daß ihm jedes religiöse Zugeständnis den Gehorsam seiner Unter-

tanen schmälern werde, was bei der Lage des deutschen Fürstentums nicht wohl zu leugnen stand; er gab seiner Ermahnung auch durch Gnadenbezeigungen Nachdruck: er überließ ihm einen Zehnten von den Gütern seiner Geistlichkeit. Indem er ihn hiedurch von den Bewilligungen der Stände unabhängiger machte, zeigte er ihm zugleich, welchen Vorteil er von der Verbindung mit der römischen Kirche zu erwarten habe.

Es kam dann hauptsächlich darauf an, ob der Herzog die schon begründete religiöse Opposition seiner Landstände wieder zu beseitigen vermögen würde.

Auf einem Landtage zu Ingolstadt im Jahre 1563 ging er an dies Werk. Die Prälaten waren schon an sich geneigt; zunächst bearbeitete er die Städte. Sei es nun, daß die Lehren des wiederauflebenden Katholizismus, die Tätigkeit der allenthalben eindringenden Jesuiten auch auf die Städte, besonders die leitenden Mitglieder ihrer Versammlung, Einfluß gewonnen hatten, oder daß andere Rücksichten eintraten: genug, die Städte ließen von den Forderungen neuer religiöser Zugeständnisse, die sie bisher immer eifrig betrieben, diesmal ab und schritten zu ihren Bewilligungen, ohne auf neue Freiheiten zu dringen. Hierauf war nur noch der Adel übrig. Mißmutig, ja erbittert verließ er den Landtag; man zeichnete dem Herzog die drohenden Reden auf, welche ein und der andere Edelmann hatte fallen lassen; endlich entschloß sich der vornehmste von allen, der Graf von Ortenburg,

der für seine Grafschaft eine ihm streitig gemachte Reichsunmittelbarkeit in Anspruch nahm, in diesem Gebiet ohne weiteres das evangelische Bekenntnis einzuführen. Aber eben damit bekam der Herzog die besten Waffen in die Hände. Besonders als er auf einem der Schlösser, die er einnahm, eine Korrespondenz zwischen den bayerischen Herren fand, die starke Anzüglichkeiten enthielt, in der man ihn als einen verstockten Pharao, seinen Rat als einen Blutrat über die armen Christen bezeichnete, und in der noch andere Ausdrücke vorkamen, die man auf eine Verschwörung deuten zu können glaubte, erhielt er einen Anlaß, alle Mitglieder des Adels, die ihm entgegen waren, zur Verantwortung zu ziehen. Die Strafe, die er über dieselben verhängte, kann man nicht streng nennen; aber sie führte ihn zum Zwecke: er schloß die Beteiligten von den bayerischen Landtagen aus. Da sie hier noch die einzige Opposition ausmachten, welche übrig geblieben, so ward er dadurch völlig Meister über seine Stände, bei denen seitdem niemals wieder von der Religion die Rede gewesen ist.

Wie wichtig dies war, zeigte sich auf der Stelle. Seit geraumer Zeit hatte Herzog Albrecht bei Papst und Konzilium mit viel Eifer auf die Erlaubnis des Laienkelches gedrungen; das ganze Geschick seines Landes schien er daran zu knüpfen; endlich im April 1564 erhielt er sie: wer sollte es glauben? Jetzt machte er sie nicht einmal bekannt. Die Umstände

waren verändert; eine von dem strengen Katholizismus abweichende Vergünstigung schien ihm jetzt eher schädlich als nützlich; einige niederbayerische Gemeinden, welche das frühere Verlangen stürmisch wiederholten, verwies er mit Gewalt zur Ruhe.

In kurzem gab es keinen entschiedener katholischen Fürsten in Deutschland, als Herzog Albrecht war. Auf das ernstlichste ging er daran, auch sein Land wieder völlig katholisch zu machen.

Die Professoren zu Ingolstadt mußten das Glaubensbekenntnis unterschreiben, welches im Gefolge des Tridentinischen Konziliums bekannt gemacht worden war. Alle herzoglichen Beamten mußten sich durch einen Eid zu einer unzweifelhaft katholischen Konfession verpflichten. Weigerte sich einer, so ward er entlassen. Auch an den gemeinen Leuten duldete Herzog Albrecht den Protestantismus nicht. Zuerst in Niederbayern, wohin er einige Jesuiten zur Bekehrung der Einwohner gesendet hatte, mußten nicht allein die Prediger, sondern alle und jede, die sich zu dem evangelischen Bekenntnis hielten, ihre Habe verkaufen und das Land räumen. So ward darauf allenthalben verfahren. Es wäre keinem Magistrat zu raten gewesen, Protestanten zu dulden; er hätte sich selbst dadurch die härteste Strafe zugezogen.

Es kamen aber mit dieser Erneuerung des Katholizismus alle modernen Formen desselben aus Italien nach Deutschland herüber. Man machte einen Index verbotener Bücher: aus den Bibliotheken wurden sie

ausgemerzt, haufenweise verbrannt; dagegen begünstigte man die streng katholischen; der Herzog ließ es an Aufmunterungen der Autoren in diesem Sinne nicht fehlen; die Heiligengeschichte des Surius ließ er auf seine Kosten ins Deutsche übersetzen und in Druck geben. Die größte Devotion ward den Reliquien gewidmet: der heilige Benno, von dem man in einem anderen deutschen Lande, in Meißen, nichts mehr wissen wollte, ward feierlich zum Schutzpatron von Bayern erklärt; — Baukunst und Musik kamen zuerst in München in dem Geschmack der restaurierten Kirche auf; — vor allem wurden die jesuitischen Institute befördert, durch welche die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes in diesem Sinne vollbracht wurde.

Auch konnten die Jesuiten nicht Worte genug finden, den Herzog dafür zu rühmen, einen zweiten Josias, wie sie sagten, einen neuen Theodosius.

Nur e i n e Frage bleibt hiebei übrig.

Je wichtiger die Erweiterung der Landeshoheit ist, die den protestantischen Fürsten durch die Einwirkung auf die Religion, welche sie an sich brachten, zuwuchs, um so auffallender wäre es, wenn die katholischen Landesherren durch die erneuerte Autorität der kirchlichen Gewalten sich beschränkt hätten.

Allein auch dafür war gesorgt. Die Päpste sahen wohl, daß es ihnen zunächst nur durch die Fürsten gelingen könne, ihre verfallende Gewalt zu erhalten oder die gefallene zu erneuern; sie machten sich hier=

über keine Illusion; sie ließen es ihre ganze Politik sein, sich mit den Fürsten zu verbinden.

In der Instruktion, welche Gregor gleich dem ersten Nuntius, den er nach Bayern sandte, erteilt hat, wird dies ohne allen Umschweif gesagt: „der sehnlichste Wunsch Seiner Heiligkeit sei es, die verfallene kirchliche Zucht wiederherzustellen; aber zugleich sehe er ein, daß er sich zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes mit den Fürsten vereinigen müsse; durch ihre Frömmigkeit sei die Religion erhalten worden, einzig mit ihrer Hilfe lasse sich Kirchenzucht und Sitte wiederherstellen.“ Und so überträgt der Papst dem Herzog die Befugnis, die säumigen Bischöfe anzutreiben, die Beschlüsse einer Synode — sie war in Salzburg gehalten worden — in Ausführung zu bringen, den Bischof zu Regensburg und sein Kapitel zur Errichtung eines Seminars anzuhalten; genug, eine Art von geistlicher Oberaufsicht überträgt er ihm; er geht mit ihm zu Rate, ob es nicht gut sei, Seminare von Klostergeistlichen zu errichten, wie es Seminare von Weltpriestern gebe. Sehr gern läßt sich der Herzog darauf ein. Nur fordert er, daß nun auch die Bischöfe nicht den fürstlichen Rechten, weder den hergebrachten noch auch den neuerteilten, zu nahe treten, daß der Klerus von seinen Oberen in Zucht und Ordnung gehalten werden möge. Es finden sich Edikte, in denen der Fürst die Klöster als Kammergut betrachtet und einer weltlichen Verwaltung unterwirft.

Wenn das protestantische Fürstentum im Laufe der

Reformation kirchliche Attribute an sich gebracht hatte, so gelang nunmehr das nämliche auch dem katholischen. Was dort im Gegensatz gegen das Papsttum, geschah hier in Vereinigung mit demselben. Setzten die protestantischen Fürsten ihre nachgeborenen Söhne als postulierte Administratoren in die benachbarten evangelischen Stifter, so gelangten in den katholisch gebliebenen die Söhne der katholischen Fürsten unmittelbar zur bischöflichen Würde. Von allem Anfang hatte Gregor dem Herzog Albrecht versprochen, nichts zu versäumen, was zu seinem oder seiner Söhne Besten sein dürfte; in kurzem sehen wir zwei dieser Söhne im Besitze der stattlichsten Pfründen; der eine von ihnen steigt allmählich zu den höchsten Würden des Reiches.

Allein auch überdies bekam Bayern durch die Stellung, die es annahm, an und für sich eine hohe Bedeutung. Es verfocht ein großes Prinzip, das eben zu neuer Macht emporkam. Die minder mächtigen deutschen Fürsten dieser Gesinnung sahen in Bayern eine Zeitlang ihr Oberhaupt.

Denn so weit nur die Macht des Herzogs reichte, beeiferte er sich, die katholische Lehre herzustellen. Kaum war ihm die Grafschaft Haag angefallen, so ließ er die Protestanten, welche der letzte Graf daselbst geduldet, verjagen und Ritus und Glauben des Katholizismus wieder einführen. In der Schlacht bei Moncontour war Markgraf Philibert von Baden-Baden geblieben. Der Sohn desselben, Philipp, erst

zehn Jahre alt, ward in München unter der Vormundschaft Albrechts, wie sich versteht, im katholischen Glauben erzogen. Doch wartete der Herzog nicht ab, was der junge Markgraf tun werde, wenn er selbst zur Regierung gekommen; auf der Stelle schickte er seinen Landhofmeister Grafen Schwarzenberg und den Jesuiten Georg Schorich, die schon bei den Bekehrungen in Niederbayern miteinander gearbeitet hatten, in das badensche Gebiet, um es durch dieselben Mittel katholisch zu machen. Zwar brachten die protestantischen Einwohner kaiserliche Befehle hiegegen aus; aber man achtete nicht darauf: die Bevollmächtigten fuhren fort, wie sich der Geschichtschreiber der Jesuiten mit Wohlgefallen ausdrückt, „der einfältigen Menge Ohr und Gemüt für die himmlische Lehre frei zu machen". Das ist: sie entfernten die protestantischen Prediger, nötigten die Mönche, welche nicht ganz orthodox geblieben waren, die abweichenden Lehren abzuschwören, besetzten hohe und niedere Schulen mit katholischen Lehrmeistern, und verwiesen die Laien, welche sich nicht fügen wollten. Binnen zwei Jahren, 1570, 1571, war das ganze Land wieder katholisch gemacht.

Während dies in den weltlichen Gebieten geschah, erhob sich mit einer noch unvermeidlicheren Notwendigkeit eine ähnliche Bewegung auch in den geistlichen.

Einmal waren die geistlichen deutschen Fürsten doch eben vor allem Bischöfe, und die Päpste versäumten

keinen Augenblick, die verstärkte Gewalt über das Bistum, die ihnen aus den tridentinischen Anordnungen entsprang, auch in Deutschland geltend zu machen.

Zuerst ward Canisius mit den Exemplaren der Schlüsse des Konziliums an die verschiedenen geistlichen Höfe gesandt. Er überbrachte sie nach Mainz, Trier, Köln, Osnabrück und Würzburg. Die offizielle Ehrerbietung, mit welcher er empfangen wurde, belebte er mit gewandter Tätigkeit. Dann kam die Sache auf dem Augsburger Reichstage von 1566 zur Sprache.

Papst Pius V. hatte gefürchtet, der Protestantismus werde hier neue Forderungen machen, neue Zugeständnisse erhalten; schon hatte er seinen Nuntius angewiesen, im dringenden Falle mit einer Protestation hervorzutreten, welche Kaiser und Fürsten mit einer Beraubung aller ihrer Rechte bedrohen sollte: ja, er glaubte bereits, der Augenblick dazu sei gekommen. Der Nuntius, der die Sache in der Nähe sah, hielt dies nicht für geraten. Er sah, daß man nichts mehr zu fürchten brauchte. Die Protestanten waren entzweit; die Katholiken hielten zusammen. Oft versammelten sie sich bei dem Nuntius, um über gemeinschaftliche Maßregeln zu beratschlagen; Canisius, unbescholten, höchst rechtgläubig und klug, hatte einen großen Einfluß auf die Personen; es war an keine Konzession zu denken; vielmehr ist dieser Reichstag der erste, in welchem die katholischen Fürsten einen erfolgreichen Widerstand entwickelten. Die Ermah-

nungen des Papstes fanden Gehör: in einer abgesonderten Versammlung der geistlichen Fürsten wurden die tridentinischen Schlüsse vorläufig angenommen.

Von diesem Augenblick beginnt ein neues Leben in der katholischen Kirche in Deutschland. Nach und nach wurden diese Beschlüsse in Provinzialsynoden publiziert; Seminare wurden bei den bischöflichen Sitzen eingerichtet; der erste, der dieser Anordnung Folge leistete, war, soviel ich finde, der Bischof von Eichstätt, der das Kollegium Wilibaldinum gründete; die Professio fidei wurde von Hohen und Niederen unterzeichnet. Höchst wichtig ist, daß dies auch auf den Universitäten geschehen mußte. Es war eine Anordnung, welche von Lainez vorgeschlagen, von dem Papst gebilligt worden, und die nun in Deutschland hauptsächlich durch den Eifer des Canisius ins Werk gesetzt ward. Nicht allein sollten keine Anstellungen, es sollten selbst keine Grade, auch nicht in der medizinischen Fakultät, ohne die Unterschrift der Professio erteilt werden. Die erste Universität, wo man dies einführte, war, soviel ich finde, Dillingen; allmählich folgten die anderen. Es begannen die strengsten Kirchenvisitationen. Die Bischöfe, die bisher sehr nachsichtig gewesen, zeigten Eifer und Devotion.

Ohne Zweifel einer der eifrigsten unter ihnen war Jakob von Eltz, vom Jahre 1567 bis zum Jahre 1581 Kurfürst von Trier. Er war noch in der alten Löwener Disziplin erzogen; von jeher widmete er dem Katho-

lizismus auch literarische Bemühungen; er selbst hat ein Martyrologium zusammengetragen und Gebete für die Horen verfaßt; an der Einführung der Jesuiten in Trier nahm er schon unter seinem Vorgänger den größten Anteil. Eben diesen übertrug er nun, als er selbst zur Regierung gekommen war, die Visitation seines Sprengels. Selbst die Schulmeister mußten die Professio fidei unterschreiben. Unter den Geistlichen ward nach dem methodischen Geist der Jesuiten eine strenge Zucht und Unterordnung eingeführt; jeden Monat mußte der Pfarrer an den Dekan, am Schluß des Vierteljahres der Dekan an den Erzbischof berichten; die Widerstrebenden wurden ohne weiteres entfernt. Ein Teil der Tridentiner Anordnungen ward für die Diözesen gedruckt und zu jedermanns Nachachtung bekannt gemacht; um alle Verschiedenheiten des Ritus zu heben, ward eine neue Agende publiziert. Das geistliche Gericht empfing besonders durch Bartholomäus Bodeghem von Delft eine neue strenge Einrichtung. Das vornehmste Vergnügen des Erzbischofs schien es auszumachen, wenn sich jemand finden ließ, der von dem Protestantismus wieder abtrünnig wurde. Einen solchen verfehlte er niemals selber einzusegnen.

Zu dieser Pflicht des Amtes aber, dem Verhältnis gegen Rom, kamen nun auch Beweggründe anderer Art. Die geistlichen Fürsten hatten die Antriebe der weltlichen, ihre Landschaften zu ihrer Religion zurückzubringen, ebenso gut wie diese, ja vielleicht in noch

höherem Grade, da eine zum Protestantismus neigende Bevölkerung ihnen um ihres priesterlichen Charakters willen eine um so stärkere Opposition machen mußte.

Zuerst begegnet uns dieses wichtige Moment der deutschen Geschichte eben in Trier. Auch die Erzbischöfe von Trier waren, wie andere geistliche Herren, mit ihrer Hauptstadt von jeher in Streitigkeiten. In dem 16. Jahrhundert gesellte sich ein protestantisches Element hinzu; besonders dem geistlichen Gerichte setzte man hartnäckigen Widerstand entgegen. Jakob von Eltz fand sich endlich veranlaßt, die Stadt förmlich zu belagern. Er blieb Meister mit den Waffen; dann brachte er ein Urteil des Kaisers aus, das ihm günstig war. Hierauf nötigte er die Bürger zu weltlichem und geistlichem Gehorsam.

Und noch etwas anderes tat er, was eine allgemeine Wirkung nach sich zog. Im Jahre 1572 schloß er die Protestanten unwiderruflich von seinem Hofe aus. Namentlich für den Landesadel, der für sein Fortkommen auf den Hof angewiesen war, hatte dies große Bedeutung. Alle Aussichten für die Zukunft wurden ihm abgeschnitten; und gar mancher mag hiedurch zum Rücktritt zu der alten Religion veranlaßt worden sein.

Auch der Nachbar von Trier, Daniel Brendel, Kurfürst von Mainz, war sehr gut katholisch. Wider den allgemeinen Rat seiner Umgebung stellte er die Fronleichnamsprozession wieder her und fungierte selbst

dabei; nie hätte er seine Vesper versäumt; — von den Sachen, welche einliefen, ließ er sich immer zuerst die geistlichen vortragen; unter seinen geheimen Räten zeigte er sich denen am gewogensten, die am eifrigsten katholisch waren; — die Jesuiten preisen die Gunst, die sie von ihm erfahren; auch nach dem Collegium Germanicum zu Rom schickte er einige Zöglinge. Aber so weit zu gehen, wie Jakob von Eltz, fühlte er sich nicht bewogen. Nicht ohne eine gewisse Ironie ist sein Religionseifer. Als er die Jesuiten einführte, machten ihm viele von seinen Landsassen Vorstellungen dagegen: „wie," sagte er, „ihr duldet mich, der ich meine Pflicht doch nicht gehörig tue, und wollt Leute nicht dulden, welche ihre Pflicht so gut erfüllen?" Man hat uns nicht überliefert, was er den Jesuiten geantwortet haben mag, wenn sie nun auf die völlige Ausrottung des Protestantismus in dem Lande drangen. Wenigstens litt er Lutheraner und Kalvinisten fortwährend in der Stadt und am Hofe; in einigen Ortschaften duldete er selbst den evangelischen Ritus wahrscheinlich jedoch nur deshalb, weil er sich nicht stark genug fühlte, ihn zu erdrücken. In einem entfernteren Teile seines Gebietes, wo ihn keine so mächtigen und kriegslustigen Nachbarn bedrohten, wie die Pfalzgrafen am Rhein, tat auch er entscheidende Schritte. Die Herstellung des Katholizismus auf dem Eichsfeld ist sein Werk. Durch die Gunst des Adels hatte sich auch hier der Protestantismus festgesetzt; selbst in Heiligenstadt, unter den

Augen des Stiftes, welches das Patronat aller Kirchen besaß, war er gleichwohl eingedrungen: es gab einen lutherischen Prediger daselbst; die Kommunion ward unter beiden Gestalten ausgeteilt; einstmals haben nur noch zwölf angesehene Bürger zu Ostern das Abendmahl nach katholischem Gebrauch genommen. Eben in dieser Zeit — im Jahre 1574 — erschien der Erzbischof persönlich auf dem Eichsfeld, von zwei Jesuiten begleitet, um eine Kirchenvisitation zu halten. Zu äußersten Gewalttaten schritt er nicht, doch wandte er Mittel an, welche wirksam waren. In Heiligenstadt entfernte er den protestantischen Prediger und stiftete dafür ein Kollegium von Jesuiten. Er verwies niemanden aus dem Rat; aber durch einen kleinen Zusatz zu dem Ratseide, kraft dessen sich jeder Ratsherr verpflichtete, Sr. Kurfürstlichen Gnaden in geistlichen und weltlichen Sachen zu gehorsamen, verhinderte er den Eintritt von Protestanten für die Zukunft. Die Hauptsache war dann, daß er einen entschieden katholischen Oberamtmann aufstellte, Leopold von Strahlendorf, der sich nicht scheute, den milderen Maßregeln des Herrn aus eigener Macht strenge nachfolgen zu lassen, und in einer folgerechten Verwaltung von 26 Jahren die katholische Lehre in Stadt und Land wieder zu der herrschenden machte. Ohne auf den Widerspruch des Adels Rücksicht zu nehmen, verjagte er die protestantischen Prediger auch auf dem Lande und setzte die Zöglinge der neuen Jesuitenschule an ihre Stelle.

Schon hatte in jenen Gegenden ein anderer geistlicher Fürst das Beispiel hiezu gegeben.

In dem Stifte Fulda war die evangelische Religionsübung bereits von sechs Äbten geduldet worden, und auch der junge Abt Balthasar von Dernbach, genannt Gravel, versprach bei seiner Wahl, im Jahre 1570, es dabei zu lassen. Allein, sei es, daß die Gunst, die ihm der päpstliche Hof zuteil werden ließ, seinen Ehrgeiz entflammte, oder daß er in der Herstellung des Katholizismus die Mittel sah, seine allerdings unbedeutende Macht zu vermehren, oder daß wirklich eine tiefere Sinnesänderung in ihm stattfand: allmählich zeigte er sich dem Protestantismus nicht allein abgeneigt, sondern feindselig. Zuerst berief er die Jesuiten. Er kannte keinen, er hatte nie ein Kollegium gesehen; nur der allgemeine Ruf, die Schilderung, die ihm ein paar Schüler des Kollegiums von Trier machten, und vielleicht die Empfehlungen Daniel Brendels bestimmten ihn. Mit Vergnügen kamen die Ordensmänner; Mainz und Trier stifteten hier eine gemeinschaftliche Kolonie: der Abt baute ihnen Haus und Schule und wies ihnen eine Pension an; er selbst, denn noch war er sehr unwissend, nahm bei ihnen Unterricht.

Zunächst mit seinem Kapitel, das in Dingen dieser Art ein Wort mitzusprechen hatte und diese Berufung keineswegs billigte, geriet der Abt hiedurch in ein schlechtes Verhältnis; bald aber griff er auch die

Stadt an. Er bekam dazu die erwünschteste Gelegenheit.

Der Pfarrer von Fulda, der bisher die evangelische Lehre gepredigt, trat zu dem Katholizismus zurück und fing wieder an, die Taufe lateinisch zu vollziehen, das Abendmahl nur unter einer Gestalt zu reichen. Die Bürgerschaft, des evangelischen Ritus längst gewohnt, wollte sich dies nicht so gutwillig gefallen lassen und forderte die Entfernung dieses Pfarrers. Sie fand, wie man denken kann, kein Gehör. Nicht allein ward in der Hauptkirche der katholische Ritus streng ausgeübt; auch aus den Nebenkirchen wurden die evangelischen Prediger nach und nach verwiesen und Jesuiten eingesetzt. Schon vertauschte der Abt seine protestantischen Räte und Beamten mit katholischen.

Es war vergebens, daß der Adel hiegegen Vorstellungen machte; gleichsam verwundert entgegnete Abt Balthasar: er hoffe, man werde ihm nicht Maß geben wollen, wie er die ihm von Gott befohlene Landschaft zu regieren habe. Einige mächtige Reichsfürsten ordneten eine Gesandtschaft an ihn ab, um ihn zur Einstellung seiner Neuerungen, zur Entfernung der Jesuiten zu bewegen; aber er blieb unerschütterlich. Vielmehr bedrohte er bereits auch die Ritterschaft. Sie nahm eine Art von Reichsunmittelbarkeit in Anspruch, welche sehr beschränkt worden wäre, wenn der geistliche Oberherr religiösen Gehorsam hätte erzwingen dürfen.

Und so erhob sich der Katholizismus, der bereits besiegt scheinen konnte, mit verjüngter Kraft in Deutschland. Die mannigfaltigsten Motive trugen dazu bei: der Religion und der Lehre, die wieder um sich griff, der durch die Beschlüsse von Trient erneuerten kirchlichen Unterordnung: vornehmlich auch Beweggründe der inneren Politik; es lag am Tage, wie viel mächtiger ein Fürst wurde, wenn die Untertanen seinem Glauben folgten. Zwar hatte die kirchliche Restauration erst einzelne Punkte angenommen; aber sie boten eine unermeßliche Aussicht dar. Namentlich mußte es von der größten Wichtigkeit werden, daß sich dem Verfahren der geistlichen Fürsten kein nachdrücklicher Widerspruch entgegensetzte. Bei dem Religionsfrieden hatte man die protestantischen Gemeinden in den geistlichen Gebieten durch eine besondere kaiserliche Deklaration zu sichern gesucht; die geistlichen Fürsten leugneten jetzt, von dieser Deklaration zu wissen; auf keinen Fall kümmerten sie sich darum. Die kaiserliche Macht war nicht stark, nicht entschlossen genug, um eine durchgreifende Entscheidung hiegegen zu fassen, geschweige denn geltend zu machen. In den Reichsversammlungen selbst war nicht Energie und Einheit genug, um darüber zu halten; — die größten Veränderungen geschahen ohne alles Geräusch, ohne daß man sie recht bemerkte, ohne daß man sie auch nur in den Geschichtsbüchern aufzeichnete, gleich, als könnte es nicht anders sein.

Gewalttätigkeiten in den Niederlanden und in Frankreich.

Während nun die katholischen Bestrebungen in Deutschland so mächtig vordrangen, erhoben sie sich auch in den Niederlanden und in Frankreich, wiewohl auf eine sehr abweichende Art.

Der Grundunterschied ist, daß es in diesen Ländern starke zentrale Gewalten gab, welche an jeder Bewegung selbsttätigen Anteil nahmen, die religiösen Unternehmungen leiteten und von dem Widerstand unmittelbar berührt wurden.

Die Verhältnisse haben deshalb eine größere Einheit, die Unternehmungen mehr Zusammenhang und Nachdruck.

Man weiß, wie mancherlei Maßregeln Philipp II. im Anfange seiner Regierung in den Niederlanden zur Einführung eines vollkommenen Gehorsams ergriff; von einer nach der anderen mußte er abstehen; nur an denen hielt er mit unerbittlicher Strenge fest, die zur Behauptung des Katholizismus, der geistlichen Einheit dienen sollten.

Durch die Errichtung neuer Erzbistümer und Bistümer veränderte er die geistliche Verfassung des Landes vollkommen; durch keinen Widerspruch ließ er sich darin stören, durch keine Berufung auf Rechte, die er allerdings dadurch verletzte.

Diese Bistümer bekamen aber eine doppelte Bedeutung, seitdem das Tridentinische Konzilium die Kirchendisziplin so ausnehmend geschärft hatte.

Nach kurzem Bedenken nahm Philipp II. die Dekrete des Konziliums an und ließ sie auch in den Niederlanden verkündigen. Das Leben, das bisher Mittel gefunden, sich ohne großen Zwang zu bewegen, sollte unter scharfe Aufsicht genommen und auf das strengste einer Form unterworfen werden, der es eben sich zu entziehen im Begriff stand.

Dazu kamen nun die Strafbefehle, deren in den Niederlanden schon unter der vorigen Regierung so viele gegeben worden, der Eifer der Inquisitoren, den das neue römische Tribunal von Tag zu Tag mehr anspornte.

Die Niederländer unterließen nichts, um den König zu einer Milderung der Strenge zu bewegen, und zuweilen schien es wohl, als sei er dazu geneigt; Graf Egmont glaubte bei seiner Anwesenheit in Spanien Zusicherungen davon empfangen zu haben. Jedoch es war schon an sich schwer zu erwarten. Wir berührten, wie sehr die Herrschaft Philipps II. allenthalben auf einem geistlichen Moment beruhte: hätte er den Niederländern Konzessionen gemacht, so würde man deren auch in Spanien gefordert haben, wo er sie niemals gewähren konnte. Es lag auch über ihm — verkennen wir es nicht — eine zwingende Notwendigkeit. Aber außerdem waren dies die Zeiten, in welchen die Erhebung und die ersten Handlungen Pius' V. in der ganzen katholischen Christenheit einen neuen Eifer hervorbrachten; auch Philipp II. fühlte eine ungewohnte Hingebung für diesen Papst und lieh

seinen Ermahnungen ein offenes Ohr: eben schlug man den Anfall der Türken von Malta ab, und die Devoten, die Feinde der Niederländer, mögen, wie der Prinz von Oranien vermutet, den Eindruck des Sieges benutzt haben, um den König zu einem heftigen Entschluß zu bringen. Genug, gegen Ende 1565 erfolgte ein Edikt, das alle vorhergegangenen an Strenge übertraf.

Die Strafbefehle, die Schlüsse des Konziliums und der seitdem gehaltenen Provinzialsynoden sollten unverbrüchlich gehandhabt, allein von den Inquisitoren das Erkenntnis über geistliche Vergehen ausgeübt werden. Alle Behörden wurden angewiesen, dazu Beistand zu leisten. In jeder Provinz sollte ein Kommissar über die Ausführung dieser Anordnung wachen und darüber von drei zu drei Monaten Bericht erstatten.

Es liegt am Tage, daß hiedurch eine geistliche Regierung eingeführt werden mußte, wenn nicht ganz wie in Spanien, doch gewiß wie in Italien.

Hierüber erfolgte nun anfangs, daß sich das Volk bewaffnete, der Bildersturm ausbrach, das ganze Land in Feuer und Flamme geriet: es kam ein Augenblick, wo die Staatsgewalt sogar zur Nachgiebigkeit genötigt wurde; — aber, wie es zu geschehen pflegt, die Gewaltsamkeiten zerstörten ihren eigenen Zweck; die gemäßigten und ruhigen Einwohner wurden dadurch erschreckt und der Regierung Hilfe zu leisten bewogen; die Oberstatthalterin behielt den Sieg:

nachdem sie die rebellischen Ortschaften eingenommen, durfte sie bereits wagen, den Beamten, ja den Lehnsleuten des Königs überhaupt, einen Eid vorzulegen, durch den sie sich zur Erhaltung des katholischen Glaubens, zur Bekämpfung der Ketzer förmlich verpflichteten.

Dem Könige aber schien dies noch nicht genug. Es war der unglückliche Moment, in welchen die Katastrophe seines Sohnes Don Carlos fällt; nie war er strenger, unbeugsamer. Der Papst ermahnte ihn noch einmal, kein Zugeständnis zum Nachteil des Katholizismus zu machen; der König versicherte Seiner Heiligkeit, „er werde nicht dulden, daß die Wurzel einer bösartigen Pflanze in den Niederlanden verbleibe: er wolle die Provinzen entweder verlieren oder die katholische Religion darin aufrecht erhalten". Um seine Absichten zu vollbringen, schickte er noch, nachdem die Unruhen beigelegt waren, seinen besten Feldherrn, den Herzog von Alba, und ein treffliches Heer in die Niederlande hinüber.

Fassen wir wenigstens den Grundgedanken auf, aus welchem das Verfahren Albas hervorging.

Alba war überzeugt, daß man in gewaltsamen, revolutionären Bewegungen eines Landes alles ausrichte, wenn man sich der Häupter entledige. Daß Karl V. nach so vielen und großen Siegen aus dem deutschen Reiche doch so gut wie verstoßen worden war, leitete er von der Nachsicht dieses Fürsten her, der die Feinde, welche in seine Hand gefallen, ver-

schont habe. Es ist oft von der Verbindung die Rede gewesen, welche im Jahre 1565 bei der Zusammenkunft von Bayonne zwischen Franzosen und Spaniern geschlossen worden, von den Verabredungen, die man da getroffen habe; von allem, was man darüber gesagt hat, ist nur so viel gewiß, daß der Herzog von Alba die Königin von Frankreich aufforderte, sich der Oberhäupter der Hugenotten, auf welche Weise auch immer, zu entledigen. Was er damals geraten, trug er kein Bedenken jetzt selbst auszuführen. Philipp II. hatte ihm einige mit der königlichen Unterschrift versehene Blanketts mitgegeben. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er Egmont und Horn gefangen setzen ließ, von denen er annahm, daß sie an den vorigen Bewegungen schuld gehabt. „Heilige katholische Majestät," fängt der Brief an, den er an den König hierüber schrieb und der doch zu beweisen scheint, daß er dazu keinen ausdrücklichen Befehl hatte, „nachdem ich in Brüssel angelangt bin, habe ich gehörigen Orts die nötigen Erkundigungen eingezogen und mich darauf des Grafen von Egmont versichert, auch den Grafen von Horn und einige andere verhaften lassen." Will man wissen, weshalb er das Jahr darauf die Gefangenen zur Hinrichtung verurteilte? Es war nicht etwa eine aus dem Prozeß entsprungene Überzeugung ihrer Schuld; es fiel ihnen mehr zur Last, daß sie die Bewegungen nicht verhindert, als daß sie dieselben veranlaßt hatten; auch war es kein Befehl des Königs, der es vielmehr dem

Herzog überließ, die Exekution zu vollziehen oder auch nicht, je nachdem er es für dienlicher halte; — der Grund war folgender. Eine kleine Schar Protestanten war in das Land eingedrungen; zwar hatte sie nichts von Bedeutung ausgerichtet, aber bei Heiligerlee hatte sie doch einen Vorteil erfochten, und ein königlicher Feldhauptmann von vielem Ruf, der Herzog von Arenberg, war dabei geblieben. In seinem Schreiben an den König sagt nun Alba: er habe bemerkt, daß das Volk durch diesen Unfall in Gärung geraten und trotzig geworden sei, er habe es für notwendig gehalten, den Leuten zu zeigen, daß er sie nicht fürchte, in keinerlei Weise; auch habe er ihnen die Lust benehmen wollen, durch neue Unruhen die Befreiung der Gefangenen zu bewerkstelligen; so sei er zu dem Entschlusse gekommen, die Exekution sofort an ihnen vollziehen zu lassen. So mußten die edlen Männer sterben, deren ganzes Verbrechen in der Verteidigung der althergebrachten Freiheiten ihres Landes bestand, an denen keine todeswürdige Schuld zu entdecken war; mehr der momentanen Rücksicht einer trotzigen Politik als dem Rechtsprinzip fielen sie zum Opfer. Eben damals erinnerte sich Alba an Karl V., dessen Fehler er nicht auch begehen wollte.

Wir sehen, Alba war grausam aus Grundsatz. Wer hätte vor dem furchtbaren Tribunal, das er unter dem Namen des Rates der Unruhen einrichtete, Gnade gefunden? Mit Verhaftungen und Exekutionen regierte er die Provinzen; die Häuser der Verurteilten

riß er nieder, ihre Güter zog er ein. Mit den kirchlichen verfolgte er zugleich die politischen Zwecke: die alte Gewalt der Stände bedeutete nichts mehr; spanische Truppen erfüllten das Land, und in der wichtigsten Handelsstadt ward ihnen eine Zitadelle errichtet; mit hartnäckigem Eigensinn bestand Alba auf der Eintreibung der verhaßtesten Abgaben, und in Spanien wunderte man sich nur — denn auch von dort zog er bedeutende Summen —, was er mit alledem Gelde mache; aber wahr ist es: das Land war gehorsam; kein Mißvergnügter rührte sich; jede Spur des Protestantismus verschwand; die Verjagten in der Nachbarschaft hielten sich still.

„Monsignore," sagte während dieser Ereignisse ein geheimer Rat Philipps II. zu dem päpstlichen Nuntius, „seid ihr nun mit dem Verfahren des Königs zufrieden?" Der Nuntius erwiderte lächelnd: „Ganz zufrieden."

Alba selbst glaubte ein Meisterstück ausgeführt zu haben. Nicht ohne Verachtung blickte er auf die französische Regierung, welche in ihrem Lande niemals Herr zu werden vermochte.

In Frankreich war nämlich auf jene dem Protestantismus gewährten gesetzlichen Zugeständnisse eine starke Reaktion gegen denselben erfolgt.

Sie ging von den Magnaten aus, welche weder eine so große Abweichung von dem bisherigen System des Glaubens und Lebens dulden, noch der Regierung, wie sie damals war, freie Hand lassen wollten. Es

gelang ihnen, diese selbst durch Überredung oder Gewalt in ihre Hände zu bringen und eine Veränderung in den leitenden Intentionen durchzusetzen, die mit blutigen Konflikten verbunden war.

Wohl hatten auch die Protestanten mächtige und entschlossene Oberhäupter an ihrer Spitze, die der Gewalt mit Gewalt antworteten.

Schon an sich konnte jedoch der Ausbruch des Bürgerkrieges, die enge Verbindung der religiösen Interessen mit den Faktionen des Staates und des Hofes dem Fortgang des Bekenntnisses nicht nützlich werden. Solange die Anhänger der Reform sich friedlich hielten, schien sich alles zu ihnen hinzuneigen. Als sie aber, um sich zu behaupten, von ihren Führern fortgerissen, zu den Waffen griffen und Gewaltsamkeiten begingen, wie sie nun einmal vom Kriege unzertrennlich sind, als, wenn wir so sagen dürfen, die Christaudins Hugenotten wurden, verloren sie die Gunst der öffentlichen Meinung. „Was ist das für eine Religion?“ fragte man. „Wo hat Christus befohlen, den Nächsten zu berauben, sein Blut zu vergießen?“ Die Bevölkerung von Paris ward von Anfang an durch die stolze und drohende Haltung, welche der Prinz von Condé annahm, der als das Oberhaupt der Hugenotten erschien, bewogen, sich an die katholischen Regenten anzuschließen. Die waffenfähige Mannschaft der Stadt ward militärisch organisiert; die Kapitäne, denen die Anführung anvertraut ward, mußten vor allen Dingen katholisch sein. Die

Mitglieder der Universität, des Parlamentes, die so zahlreiche Klasse der Advokaten eingeschlossen, mußten eine Glaubensformel von rein katholischem Inhalte unterzeichnen. Alle Anstalten des städtischen Lebens trugen eine antiprotestantische Farbe.

Unter diesem Einflusse dieses Umschlags der Dinge haben sich die Jesuiten in Frankreich festgesetzt. Sie fingen hier ziemlich klein an; sie mußten sich mit Kollegien in Billon, Tournon, die ihnen ein paar geistliche Herren, ihre Verehrer, eröffneten, begnügen, Orten, vom Mittelpunkte des Landes entfernt, wo sich niemals etwas Bedeutendes ausrichten ließ. In den großen Städten, vor allen in Paris fanden sie anfangs den hartnäckigsten Widerstand: bei der Sorbonne, dem Parlament, dem Erzbischof, die sämtlich durch die Privilegien und den Geist des Ordens beeinträchtigt zu werden fürchteten. Da sie aber die Gunst der eifrigen Katholiken und besonders des Hofes erwarben, der dann nicht müde ward, sie zu empfehlen „wegen ihres musterhaften Lebens, ihrer reinen Lehre, so daß viele Abgewichene durch sie zum Glauben zurückgeführt worden und Orient und Okzident durch ihre Bemühung das Angesicht des Herrn erkenne," da jene Veränderung der öffentlichen Stimmung hinzukam, so drangen sie endlich durch und gelangten in dem Jahre 1564 zu dem Rechte zu unterrichten. Da hatte sich ihnen auch schon Lyon eröffnet. War es mehr Glück oder mehr Verdienst: sie vermochten sogleich mit einigen glänzenden Talenten

auszutreten. Den hugenottischen Predigern setzten sie Edmund Augier entgegen, der in Frankreich geboren, aber in Rom unter Ignatius erzogen war, von dem die Protestanten selbst gesagt haben sollen: hätte er nicht den katholischen Ornat an seinem Leibe, so würde es nie einen größeren Redner gegeben haben; — er brachte durch Rede und Schrift einen ungemeinen Eindruck hervor. Namentlich in Lyon wurden die Hugenotten vollkommen besiegt, ihre Prediger verjagt, ihre Kirchen zerstört, ihre Bücher verbrannt, den Jesuiten dagegen ward 1567 ein prächtiges Kollegium errichtet. Auch einen ausgezeichneten Professor hatten sie, Maldonat, dessen Bibelerklärung die Jugend in Scharen herbeizog und fesselte. Von diesen Hauptstädten nun durchzogen sie das Reich nach allen Richtungen: in Toulouse, in Bordeaux siedelten sie sich an; allenthalben, wo sie erschienen, wuchs die Zahl der katholischen Kommunikanten. Einen ungemeinen Beifall erwarb sich der Katechismus des Augier: binnen acht Jahren sind allein in Paris 38 000 Exemplare verkauft worden.

Überhaupt begann der katholische Geist der Franzosen, eben in seinem Gegensatz zu den Hugenotten, sich wieder in aller seiner Energie zu regen. Als diese, aus Furcht, daß ihnen ein ähnliches Schicksal wie den Niederländern bevorstehe, aufs neue zu den Waffen gegriffen und sich ein günstiges Pazifikationsedikt errungen hatten, weigerte sich ein großer Teil der französischen Städte, es auszuführen; in den Provinzen

wurden Vereinigungen zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion zwischen den verschiedenen Ständen geschlossen, welche selbst für die Regierung bedrohend lauteten, wenn sie nicht desselben Sinnes wäre. Aber schon war auch Katharina Medici, entrüstet über die neue Waffenerhebung der Hugenotten, sehr geneigt, sie ihre Macht fühlen zu lassen. Das Beispiel Albas zeigte, wieviel sich mit einem standhaften Willen erreichen lasse; der Papst, der den Hof unaufhörlich ermahnte, die Frechheit der Rebellen nicht noch mehr wachsen zu lassen, ihr keinen Augenblick länger zuzusehen, fügte seinen Ermahnungen endlich auch die Erlaubnis zu einer Veräußerung von Kirchengütern hinzu, aus welcher anderthalb Millionen Livres in die Kassen flossen. Und so legte Katharina Medici dem französischen Adel, ungefähr wie ein Jahr früher die Statthalterin dem niederländischen, einen Eid vor, kraft dessen er jeder Verbindung entsagen sollte, die ohne Vorwissen des Königs geschlossen sei; sie forderte die Entfernung aller Magistrate in den Städten, die sich neuer Meinungen verdächtig gemacht; sie erklärte im September 1568 Philipp II., sie werde keine Religion dulden, als die katholische, und schritt zum Kriege.

Er ward von der gesamten katholischen Seite mit außerordentlichem Eifer unternommen. Der König von Spanien schickte den Franzosen auf Bitten des Papstes und aus eigenem Antriebe neue geübte und wohlangeführte Truppen zu Hilfe, und diese ent-

schlossen sich, dieselbe anzunehmen. Pius V. ließ Kollekten im Kirchenstaate, Beisteuern von den italienischen Fürsten einsammeln; ja, er selbst, der Heilige Vater, schickte auch seinerseits eine kleine Armee über die Alpen, eben die, der er jene grausame Weisung gab, jeden Hugenotten zu töten, der in ihre Hände gerate, keinen Pardon zu erteilen.

Auch die Hugenotten nahmen sich zusammen, auch sie waren voll religiösen Eifers; in den päpstlichen Soldaten sahen sie das Heer des Antichrists, das gegen sie heranrücke; auch sie gaben keinen Pardon; an auswärtiger Hilfe fehlte es ihnen ebensowenig: — jedoch bei Moncontour wurden sie völlig geschlagen.

Mit welcher Freude stellte Pius V. dann die eroberten Standarten, die man ihm zugesandt, in St. Peter und St. Johann Lateran auf! Er faßte die kühnsten Hoffnungen. Eben unter diesen Umständen war es, daß er die Exkommunikation der Königin Elisabeth aussprach. Er schmeichelte sich zuweilen mit dem Gedanken, eine Unternehmung gegen England noch einmal persönlich anzuführen.

So weit kam es nun freilich nicht.

Wie es so oft geschehen, trat auch jetzt am französischen Hofe ein Umschwung der Stimmung ein, der, auf leichtem persönlichen Verhältnis beruhend, eine große Veränderung in den wichtigsten Angelegenheiten herbeiführte.

Der junge König Karl IX. mißgönnte seinem Bruder, Herzog von Anjou, der bei Moncontour an-

geführt hatte, die Ehre, die Hugenotten zu besiegen, das Königreich zu beruhigen. Seine Umgebung bestärkte ihn darin; auch sie war auf die Umgebung Anjous eifersüchtig. Mit der Ehre, fürchteten sie, würde die Macht Hand in Hand gehen. Nicht allein wurden nun die erfochtenen Vorteile auf das langsamste verfolgt; in kurzem trat der streng katholischen Partei, die sich um Anjou sammelte, an dem Hofe eine andere, gemäßigte entgegen, welche eine gerade entgegengesetzte Politik einschlug. Sie schloß Frieden mit den Hugenotten und zog die Häupter derselben an den Hof. Im Jahre 1569 hatten die Franzosen im Bunde mit Spanien und dem Papste die Königin von England zu stürzen gesucht; im Sommer 1572 erblicken wir sie im Bunde mit derselben Königin, um den Spaniern die Niederlande zu entreißen.

Indes war doch dies eine zu rasche, zu wenig vorbereitete Veränderung, als daß sie sich hätte halten können. Die gewaltsamste Explosion erfolgte, unter der zuletzt alles wieder in den früheren Gang einbog.

Es ist wohl nicht anders, als daß die Königin Katharina Medici, während sie auf die Politik, die Pläne der herrschenden Partei, die wenigstens zum Teil, insofern sie ihren jüngsten Sohn Alençon auf den Thron von England befördern zu müssen schienen, auch in ihrem Interesse lagen, nicht ohne Lebhaftigkeit und Wärme einging, dennoch alles zur Ausführung eines entgegengesetzten Schlages vorbereitete. Sie trug, soviel sie konnte, dazu bei, daß die Hugenotten

nach Paris kamen; so zahlreich sie auch waren, so wurden sie doch hier von einer bei weitem überlegenen, militärisch organisierten, fanatisch erregbaren Population umgeben und festgehalten. Schon im voraus ließ sie dem Papste ziemlich deutlich anzeigen, was sie hiemit beabsichtigte. Hätte sie aber auch noch gezweifelt, so würden die Umstände sie haben bestimmen müssen, welche in diesem Momente eintraten. Den König selbst gewannen die Hugenotten; das Ansehen der Mutter schienen sie zu überwinden, zu verdrängen; in dieser persönlichen Gefahr zögerte sie nicht länger. Mit der unwiderstehlichen und magischen Gewalt, die sie über ihre Kinder ausübte, erweckte sie in dem Könige den ganzen Fanatismus, der in ihm schlief; es kostete ihr ein Wort, um das Volk in die Waffen zu bringen; sie sprach es aus; von den vornehmsten Hugenotten ward jeder seinem persönlichen Feinde zugewiesen, Katharina hat gesagt, sie habe nur sechs Menschen umzubringen gewünscht; nur deren Tod nehme sie auf ihr Gewissen; — es sind bei 50 000 umgebracht worden.

Und so überboten die Franzosen noch die niederländischen Unternehmungen der Spanier. Was diese mit berechnender Überlegung unter den gesetzlichen Formen nach und nach vollführten, setzten jene in der Hitze der Leidenschaft ohne alle Form mit Hilfe fanatisierter Massen ins Werk. Der Erfolg schien derselbe zu sein. Es war kein Oberhaupt übrig, zu dessen Namen die zerstreuten Hugenotten sich hätten sammeln

können; viele flohen; unzählige ergaben sich; von Ort zu Ort ging man wieder in die Messe; die Predigten verstummen. Mit Vergnügen sah sich Philipp II. nachgeahmt und übertroffen: er bot Karl IX., der nun erst ein Recht auf den Titel eines allerchristlichsten Königs erworben habe, zur Vollendung dieser Unternehmung die Kraft seines Armes an. Papst Gregor XIII. beging den großen Erfolg durch eine feierliche Prozession nach San-Luigi. Die Venezianer, die hiebei kein besonderes Interesse zu haben schienen, drücken in amtlichen Schreiben an ihre Gesandten ihr Wohlgefallen „an dieser Gnade Gottes" aus.

Können aber wohl Attentate von so blutiger Natur jemals gelingen? Widerstreiten sie nicht dem tieferen Geheimnis der menschlichen Dinge, den unbegriffenen, in dem Innern wirksamen, unverletzlichen Prinzipien der ewigen Weltordnung? Die Menschen können sich verblenden; das Gesetz der geistigen Weltordnung, auf dem ihr Dasein beruht, können sie nicht erschüttern. Mit der Notwendigkeit beherrscht es sie, die den Gang der Gestirne regelt.

Widerstand der Protestanten in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland.

Machiavelli gibt seinem Fürsten den Rat, die Grausamkeiten, die er für nötig halte, rasch hintereinander zu vollziehen, hierauf aber allmählich die Gnade eintreten zu lassen.

Es schien beinahe, als wollten die Spanier in den Niederlanden diese Lehre wörtlich befolgen. Es schien, als fänden sie am Ende selbst, daß Güter genug eingezogen, Köpfe genug abgeschlagen worden, daß die Zeit der Gnade gekommen sei. Im Jahre 1572 ist der venezianische Gesandte in Madrid überzeugt, daß Oranien Verzeihung erhalten würde, wenn er darum bitten sollte. Der König empfängt die niederländischen Deputierten, welche gekommen sind, ihn um die Zurücknahme der Auflage des zehnten Pfennigs zu ersuchen, mit vieler Güte und dankt ihnen sogar für ihre Bemühungen; er hatte beschlossen, Alba zurückzurufen und einen milderen Statthalter hinüberzusenden.

Jedoch schon war es zu spät. Noch infolge jener französisch-englischen Verbindung, welche der Bluthochzeit vorausging, brach die Empörung aus. Alba hatte geglaubt, am Ende zu sein; der Kampf fing jedoch nun erst eigentlich an. Alba schlug wohl den Feind, so oft er ihn im offenen Felde traf; aber an den Städten von Holland und Seeland, wo die religiöse Bewegung am tiefsten gegriffen und der Protestantismus sich sogleich zu lebendigen Organisationen gestaltet hatte, fand er einen Widerstand, den er nicht zu überwinden vermochte.

Als in Harlem alle Lebensmittel ausgegangen, bis auf das Gras, das zwischen den Steinen wächst, beschlossen die Einwohner noch, sich mit Weib und Kind durchzuschlagen; zwar nötigte sie die Zwietracht ihrer

Besatzung, zuletzt Gnade anzunehmen, aber sie hatten doch gezeigt, daß man den Spaniern widerstehen könne. In Alkmar schloß man sich erst in dem Augenblicke an den Prinzen von Oranien, als der Feind vor den Toren angekommen; so heldenmütig, wie der Entschluß, war die Verteidigung: es wäre keiner vom Platz gewichen, er wäre denn schwer verwundet gewesen: vor diesen Wällen zuerst scheiterten die Angriffe der Spanier. Das Land schöpfte Atem: ein neuer Mut erfüllte die Gemüter. Die Leidener erklärten, ehe sie sich ergäben, würden sie lieber ihren linken Arm aufessen, um sich indes mit dem rechten noch zu verteidigen. Sie faßten den kühnen Anschlag, die Wogen der Nordsee wider die Belagerer zu Hilfe zu rufen, ihre Dämme zu durchstechen. Schon hatte ihr Elend den höchsten Grad erreicht, als ein im rechten Augenblick eintreffender Nordwest das Meer ein paar Fuß hoch in das Land trieb und den Feind verjagte.

Da hatten auch die französischen Protestanten sich wieder ermannt. Sobald sie wahrnahmen, daß ihre Regierung, jenem wilden Anlaufe zum Trotz, schwanke, zaudere, widersprechende Maßregeln ergreife, setzten sie sich zur Wehr, und aufs neue kam es zum Kriege. Wie Leiden und Alkmar, so verteidigten sich Sancerre und Rochelle. Die Frauen stritten mit den Männern um die Wette. Es war die Heldenzeit des westeuropäischen Protestantismus.

Jenen Greueltaten, wie sie von den mächtigsten

Fürsten begangen oder gutgeheißen worden, setzte sich an einzelnen namenlosen Punkten ein Widerstand entgegen, den keine Gewalt zu bezwingen vermochte, dessen geheimnisvoller Ursprung die Tiefe religiöser Überzeugung selber war.

Und nun kann es hier nicht unsere Absicht sein, Gang und Wechselfälle des Krieges in Frankreich und den Niederlanden zu beobachten; es würde uns zu weit von dem Mittelpunkte unseres Gegenstandes entfernen; auch ist es in vielen anderen Büchern beschrieben: genug, die Protestanten hielten sich.

In Frankreich mußte sich die Regierung bereits 1573 und darauf in den folgenden Jahren mehrere Male zu Verträgen entschließen, welche den Hugenotten die alten Zugeständnisse erneuerten.

In den Niederlanden war im Jahre 1576 die Macht der Regierung völlig in sich zerfallen. Da die spanischen Truppen, denen man ihren Sold nicht gezahlt, in offener Empörung waren, hatten sich alle Provinzen wider sie vereinigt, die treu verbliebenen mit den abgefallenen, die noch zum größeren Teil katholischen mit den völlig protestantischen. Die Generalstaaten nahmen die Verwaltung selbst in ihre Hand, ernannten Generalkapitäne, Statthalter, Magistrate, besetzten die festen Plätze mit ihren, nicht mit des Königs Truppen. Der Bund zu Gent ward geschlossen, in welchem die Provinzen einander versprachen, die Spanier zu vertreiben und entfernt zu halten. Der König schickte seinen Bruder, der für einen Lands-

mann, einen Niederländer gelten konnte, hinüber, um sie zu regieren, wie sie Karl V. regiert hatte. Aber Don Johann ward nicht einmal anerkannt, ehe er nicht die vornehmsten Forderungen, die man ihm machte, zu erfüllen versprach: die Genter Pazifikation mußte er annehmen, die spanischen Truppen entlassen; und kaum regte er sich, von dem gespannten Zustand gedrängt, so erhob sich alles wider ihn: er ward für einen Feind des Landes erklärt, und die Oberhäupter der Provinzen beriefen einen anderen Prinzen des Hauses an seine Stelle.

Das Prinzip der lokalen Gewalt bekam die Oberhand über das fürstliche; das einheimische trug den Sieg davon über das spanische.

Notwendigerweise waren hiemit noch andere Folgen verknüpft. Einmal erlangten die nördlichen Provinzen, welche den Krieg geführt und dadurch diese Lage der Dinge möglich gemacht hatten, ein natürliches Übergewicht in den Sachen des Krieges und der Verwaltung; aber eben hiedurch geschah es dann, daß sich die reformierte Religion über die gesamten Niederlande ausbreitete. In Mecheln, Brügge, Ypern drangen sie ein; in Antwerpen teilte man bereits die Kirchen nach den Bekenntnissen, und die Katholischen mußten sich zuweilen mit den Chören der Kirchen begnügen, die sie soeben ganz besessen; in Gent verschmolz die protestantische Tendenz mit einer bürgerlichen Bewegung und behielt die Oberhand vollkommen. In der Pazifikation war der alte Zu=

stand der katholischen Kirche im ganzen gewährleistet worden; jetzt erließen die Generalstaaten ein Religionsedikt, welches beiden Bekenntnissen gleiche Freiheit gestattete. — Allenthalben, auch in den Provinzen, die am meisten katholisch waren, traten seitdem protestantische Regungen hervor; man konnte erwarten, daß der Protestantismus den Sieg überall davontragen würde.

Welch eine Stellung nahm nun der Prinz von Oranien ein: vor kurzem noch exiliert und der Begnadigung bedürftig; jetzt im Besitz einer wohlgegründeten Gewalt in den nördlichen Provinzen, Ruwart in Brabant, allmächtig in der Versammlung der Stände; von einer großen kirchlich politischen Partei, die im Vordringen begriffen war, als ihr Haupt und Führer anerkannt; mit allen Protestanten in Europa in engem Bunde, zunächst mit seinen Nachbarn, den deutschen.

Denn auch in Deutschland trat den Angriffen der Katholiken von protestantischer Seite ein Widerstand entgegen, der noch immer große Aussichten hatte. Wir finden ihn in den allgemeinen Verhandlungen, bei den Versammlungen der Kurfürsten, auf den Reichstagen, wiewohl er es hier, der Natur der deutschen Geschäfte gemäß, zu keinem rechten Erfolge bringt; hauptsächlich wirft er sich, wie auch der

Angriff, in die Territorien, die besonderen Landschaften.

Da kam es nun, wie wir sahen, am meisten auf die geistlichen Gebiete an. Es gab beinahe keines, wo nicht der Fürst einen Versuch gemacht hätte, das katholische Prinzip wieder zur Herrschaft zu erheben. Der Protestantismus, der sich auch noch fühlte, antwortete mit dem nicht minder weitaussehenden Beginnen, das geistliche Fürstentum selbst an sich zu bringen.

Im Jahre 1577 bestieg Gebhard Truchseß den erzbischöflichen Stuhl zu Köln. Es geschah hauptsächlich durch den persönlichen Einfluß des Grafen Nuenar auf das Kapitel, und sehr wohl wußte dieser große Protestant, wer es war, den er empfahl. In der Tat bedurfte es nicht erst, wie man gesagt hat, der Bekanntschaft Gebhards mit Agnes von Mansfeld, um ihm eine antikatholische Richtung zu geben. Gleich bei seinem feierlichen Einzug in Köln, als ihm die Klerisei in Prozession entgegenkam, stieg er nicht vom Pferde, um, wie es das Herkommen wollte, das Kreuz zu küssen; in der Kirche erschien er im Soldatenrock; es gefiel ihm nicht, das Hochamt zu halten. Von allem Anfang hielt er sich an den Prinzen von Oranien; seine vornehmsten Räte waren Kalvinisten; und da er nun kein Bedenken trug, Verpfändungen vorzunehmen, um Truppen zu werben, sich das Adels zu versichern suchte, auch unter den Kölner Zünften eine Partei begünstigte, die sich den

katholischen Gebräuchen zu widersetzen anfing, so ließ sich alles zu der Absicht an, mit der er später wirklich hervortrat, das geistliche Kurfürstentum in ein weltliches zu verwandeln.

Gebhard Truchseß war zurzeit wenigstens noch äußerlich katholisch. Die benachbarten Stifter in Westfalen und Niedersachsen dagegen gerieten, wie wir schon bemerkten, unmittelbar in protestantische Hände. Von besonderer Bedeutung war das Aufkommen Herzog Heinrichs von Sachsen-Lauenburg. Noch in sehr jungen Jahren war er, obwohl ein guter Lutheraner, zu dem Erzbistum Bremen, hierauf zu dem Bistum Osnabrück, 1577 auch zu dem Bistum Paderborn postuliert worden. Schon hatte er selbst in Münster eine große Partei, alle jüngeren Mitglieder des Kapitels, für sich, und nur durch einen unmittelbaren Eingriff Gregors XIII., der eine schon geschehene Abdankung für ungültig erklärte, und durch den ernstlichen Widerstand der Strengkatholischen ward seine Erhebung noch verhindert. Aber auch einen anderen Bischof hätte man dort nicht durchsetzen können.

Man sieht leicht, welch einen Aufschwung bei dieser Gesinnung der geistlichen Oberhäupter die protestantischen Meinungen in Rheinland-Westfalen nehmen mußten, wo sie ohnehin sehr verbreitet waren. Es bedurfte nur einer glücklichen Kombination, eines zum Ziel treffenden Schlages, um ihnen hier das entschiedene Übergewicht zu verschaffen.

Ja, auf ganz Deutschland hätte dies eine große Rückwirkung ausüben müssen. In dem oberen gab es für die Bistümer noch die nämlichen Möglichkeiten wie in dem niederen; noch war auch innerhalb der Territorien, wo die Restauration angefangen hatte, der Widerstand lange nicht erstickt.

Wie sehr erfuhr ihn jener Abt Balthasar von Fulda! Als die Fürsprache der benachbarten Fürsten, die Beschwerden beim Reichstage nichts halfen, als der Abt ohne irgendeine Rücksicht mit seiner Restauration des Glaubens vorwärts schritt und von Ort zu Ort ging, um sie allenthalben durchzusetzen, ward er eines Tages, im Sommer 1576, als er sich eben in dieser Absicht in Hammelburg befand, von seinem Adel mit bewaffneter Hand überfallen, in seinem Hause eingeschlossen und, da alles gegen ihn aufgebracht war, die Nachbarn es gern sahen, der Bischof von Würzburg selbst dazu die Hand bot, auf die Regierung seines Landes Verzicht zu leisten gezwungen.

Auch in Bayern drang doch Herzog Albrecht nicht sogleich überall durch. Er klagt dem Papste, sein Adel verzichte lieber ganz auf das Sakrament, als daß er es unter einer Gestalt nehmen sollte.

Und noch viel wichtiger war, daß in den österreichischen Ländern der Protestantismus immer mehr zu gesetzlicher Macht und Anerkennung gedieh. Unter der wohlbedachten Leitung Maximilians II. gelangte er nicht allein, wie wir berührten, in dem eigentlichen Österreich ob und unter der Enns zu einer festen

Stellung, er ward auch in allen anderen Landschaften ausgebreitet. Kaum hatte dieser Kaiser z. B. die Grafschaft Glatz von ihren Pfandherren, den Herzogen von Bayern, wieder eingelöst (im Jahre 1567), so sah man auch hier Adel, Beamte, Städte, endlich die Mehrzahl des Volkes zu dem evangelischen Bekenntnis treten; der Landeshauptmann Hans von Pubschütz richtete sich auf eigene Hand ein protestantisches Konsistorium ein, mit dem er oft noch weiter ging, als der Kaiser gewünscht hatte. Allmählich erwarben auch hier die Stände einen hohen Grad von Autonomie, wie es denn überhaupt wohl die blühendste Epoche der Grafschaft war: der Bergbau in Aufnahme, die Städte reich und angesehen, der Adel gebildet; allenthalben wurden wüste Stellen ausgerodet und mit Dörfern besetzt. Die Kirche zu Albendorf, zu der sich noch heute wallfahrende Scharen versammeln, um ein altes Muttergottesbild zu küssen, war damals 60 Jahre lang von protestantischen Pfarrern verwaltet; in der Hauptstadt zählte man einige Jahrzehnte später nur noch neun katholische und dagegen 300 evangelische Bürger. Man darf sich nicht wundern, wenn Papst Pius V. deshalb einen unaussprechlichen Widerwillen gegen den Kaiser faßte; als einst von dem Kriege desselben gegen die Türken die Rede war, sagte er geradezu, er wisse nicht, welchem Teile er den Sieg am wenigsten wünschen solle. Unaufhaltsam drang aber unter diesen Umständen der Protestantismus auch in die inner-

österreichischen Landschaften vor, in denen der Kaiser nicht unmittelbar zu befehlen hatte. Im Jahre 1568 zählte man in Krain bereits 24 evangelische Pfarren; 1571 war in der Hauptstadt von Steiermark nur noch ein Katholik im Rate. Nicht, daß das Bekenntnis an dem Landesherrn, dem Erzherzog Karl, hier eine Stütze gefunden hätte; dieser Fürst führte vielmehr die Jesuiten ein und begünstigte sie nach Kräften; aber die Stände waren evangelisch gesinnt. Auf den Landtagen, wo die Geschäfte der Verwaltung und der Verteidigung des Landes mit den Religionssachen zusammenfielen, hatten sie die Oberhand; jede ihrer Bewilligungen ließen sie sich durch religiöse Konzessionen vergüten. Im Jahre 1578 mußte der Erzherzog auf dem Landtage zu Bruck an der Mur die freie Ausübung der Augsburgischen Konfession nicht allein in den Gebieten des Adels und der Landherren, wo er sie ohnehin nicht zu verhindern vermochte, sondern auch in den vier vornehmsten Städten, Graz, Judenburg, Klagenfurt, Laibach, zugestehen. Hierauf organisierte sich der Protestantismus in diesen Landschaften ebenso wie in den kaiserlichen. Es ward ein protestantisches Kirchenministerium eingerichtet, eine Kirchen- und Schulordnung nach dem Muster der württembergischen beliebt; hie und da, z. B. in St. Veit, schloß man die Katholischen von den Ratswahlen aus; in den Ämtern der Landschaft ließ man sie nicht mehr zu: Umstände, unter deren Begünstigung die protestantischen Meinungen in jenen

Gegenden, so nahe bei Italien, erst recht überhand nahmen. Dem Impuls, den die Jesuiten gaben, hielt man hier standhaft Widerpart.

In allen österreichischen Provinzen deutscher, slawischer und ungarischer Zunge mit alleiniger Ausnahme von Tirol, konnte man den Protestantismus im Jahre 1578 noch immer als vorwaltend betrachten. Wir sehen wohl: über ganz Deutschland hin setzte er sich dem Fortschritt des Katholizismus mit glücklichem Widerstand und eigenem Fortschritt entgegen.

Gegensätze in dem übrigen Europa.

Merkwürdige Epoche, in welcher sich die beiden großen religiösen Tendenzen noch einmal mit gleicher Aussicht, es zur Herrschaft zu bringen, gegeneinander bewegen.

Schon hat sich die Lage der Dinge gegen die frühere wesentlich verändert. Früher suchte man sich miteinander zu vertragen; eine Versöhnung war in Deutschland versucht, in Frankreich angebahnt worden; in den Niederlanden ward sie gefordert; sie schien eine Zeitlang ausführbar: es gab hie und da praktische Duldung. Jetzt aber traten die Gegensätze schärfer und feindseliger einander gegenüber. In ganz Europa riefen sie einander sozusagen gegenseitig hervor; es ist sehr der Mühe wert, die Lage der Dinge zu überblicken, wie sie sich in den Jahren 1578, 1579 gebildet hatte.

Fangen wir im Osten bei Polen an.

Auch in Polen waren die Jesuiten eingedrungen: die Bischöfe suchten sich durch sie zu verstärken. Kardinal Hosius, Bischof von Ermeland, stiftete ihnen 1569 ein Kollegium in Braunsberg, aus dem dann viele andere weit und breit hervorgegangen sind; in Pultusk, in Posen siedelten sie sich mit Hilfe der Bischöfe an; vorzüglich angelegen ließ es sich der Bischof Valerian von Wilna sein, den litauischen Lutheranern, die eine Universität in ihrem Sinne gründen wollten, mit der Errichtung eines jesuitischen Institutes an seinem bischöflichen Sitze zuvorzukommen; er war schon alt und gebrechlich und wollte seine letzten Tage mit diesem Verdienste bezeichnen; im Jahre 1570 kamen die ersten Mitglieder der Gesellschaft bei ihm an.

Auch hier folgte aus diesen Bestrebungen zunächst nur, daß die Protestanten Maßregeln nahmen, um ihre Macht zu behaupten. Auf dem Konvokationsreichstage von 1573 brachten sie eine Satzung durch, kraft deren niemand wegen seiner Religion beleidigt oder verletzt werden sollte; — die Bischöfe mußten sich fügen; mit dem Beispiel der niederländischen Unruhen bewies man ihnen, welche Gefahr in einer Weigerung liegen würde; die folgenden Könige mußten sie beschwören. Im Jahre 1579 ward die Zahlung des Zehnten an die Geistlichkeit geradehin suspendiert, und der Nuntius wollte wissen, daß hiedurch allein 1200 Pfarren zugrunde gegangen seien; eben damals ward aus Laien und Klerus ein

höchster Gerichtshof zusammengesetzt, der auch alle geistlichen Streitfragen entschied; man war in Rom erstaunt, daß sich die polnische Geistlichkeit dies gefallen lasse.

Nicht minder als in Polen traten die Gegensätze in Schweden hervor, und zwar hier auf die eigentümlichste Weise: unmittelbar die Person des Fürsten berührten sie; um diese stritten sie.

In allen Söhnen Gustav Wasas — „der Brut König Gustavs," wie die Schweden sagten, — ist eine ganz ungewöhnliche Mischung von Tiefsinn und Eigenwillen, Religion und Gewaltsamkeit wahrzunehmen.

Der gelehrteste von ihnen war der mittlere, Johann. Da er mit einer katholischen Prinzessin, Katharina von Polen, verheiratet war, die sein Gefängnis mit ihm teilte, in dessen beschränkter Einsamkeit er dann oft die Tröstungen eines katholischen Priesters vernahm, so kamen ihm die kirchlichen Streitigkeiten besonders nahe. Er studierte die Kirchenväter, um sich eine Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande der Kirche zu bilden; er liebte die Bücher, die von der Möglichkeit einer Religionsvereinigung handelten; mit den dahin einschlagenden Fragen ging er innerlich um. Als er König geworden, trat er der römischen Kirche in der Tat einige Schritte näher. Er publizierte eine Liturgie, die der tridentinischen nachgebildet war, — in der die schwedischen Theologen mit Erstaunen nicht allein Gebräuche, sondern

auch einige unterscheidende Doktrinen der römischen Kirche wahrnahmen. Da ihm die Fürsprache des Papstes sowohl bei den katholischen Mächten überhaupt in seinem russischen Kriege, als besonders bei Spanien in Sachen der mütterlichen Erbschaft seiner Gemahlin sehr nützlich werden konnte, so trug er kein Bedenken, einen Großen seines Reiches als Gesandten nach Rom zu schicken. Insgeheim gestattete er sogar ein paar jesuitischen Missionaren, aus den Niederlanden nach Stockholm zu kommen, und vertraute ihnen eine wichtige Unterrichtsanstalt an.

Ein Bezeigen, auf das man in Rom wie natürlich glänzende Hoffnungen gründete; — Antonio Possevin, eines der geschicktesten Mitglieder der Gesellschaft Jesu, ward auserſehen, einen ernstlichen Bekehrungsversuch auf König Johann zu machen.

Im Jahre 1578 erschien Possevin in Schweden. Nicht in allen Stücken war der König nachzugeben geneigt. Er forderte die Erlaubnis der Priesterehe, des Laienkelches, der Messe in der Landessprache, Verzichtleistung der Kirche auf die eingezogenen Güter und ähnliche Dinge. Possevin hatte keine Vollmacht, hierauf einzugehen; er versprach nur, diese Forderungen dem päpstlichen Stuhle mitzuteilen und eilte zu den dogmatischen Streitfragen. Hierin war er nun um vieles glücklicher. Nach ein paar Unterredungen und einiger Bedenkzeit erklärte sich der König entschlossen, die Professio fidei nach der Formel des tridentinischen Bekenntnisses abzulegen. In der Tat

legte er sie ab; er beichtete; noch einmal fragte ihn Possevin, ob er sich in Hinsicht der Kommunion unter einer Gestalt dem päpstlichen Urteil unterwerfe; Johann erklärte, daß er dies tue; hierauf erteilte ihm Possevin feierlich die Absolution. Es scheint fast, als sei diese Absolution der vornehmste Gegenstand des Bedürfnisses, der Wünsche des Königs gewesen. Er hatte seinen Bruder umbringen lassen, zwar auf vorausgegangenes Gutheißen seiner Stände, aber doch umbringen lassen, und dies auf die gewaltsamste Weise! Die empfangene Absolution schien seine Seele zu beruhigen. Possevin rief Gott an, daß er das Herz dieses Fürsten nun vollends bekehren möge. Der König erhob sich und warf sich seinem Beichtvater in die Arme: „Wie dich," rief er aus, „so umfasse ich den römischen Glauben auf ewig." Er empfing das Abendmahl nach katholischem Ritus.

Nach so wohlvollbrachtem Werk eilte Possevin zurück; er teilte seine Nachricht dem Papste, unter dem Siegel der Verschwiegenheit auch den mächtigsten katholischen Fürsten mit; und es war nur übrig, daß nun auch die Forderungen des Königs, von denen er die Herstellung des Katholizismus in seinem Reiche überhaupt abhängig machte, in Erwägung gezogen würden. Possevin war ein sehr gewandter Mensch, beredt, von viel Talent zur Unterhaltung; aber er überredete sich allzu leicht, er sei am Ziele. Nach seiner Darstellung hielt es Papst Gregor nicht für notwendig, etwas nachzugeben; er forderte vielmehr

den König zu einem freien und unbedingten Übertritt auf. Dahin lautende Schreiben und Indulgenz für alle, welche übertreten würden, gab er dem Jesuiten zu seiner zweiten Reise mit.

Indessen war aber auch die Gegenpartei tätig gewesen; warnende Briefe protestantischer Fürsten waren eingegangen — denn auf der Stelle hatte sich die Nachricht in ganz Europa verbreitet; — Chyträus hatte dem Könige sein Buch über die Augsburgische Konfession gewidmet und damit auf den gelehrten Herrn doch einen gewissen Eindruck gemacht. Die Protestanten ließen ihn nicht mehr aus den Augen.

Jetzt langte Possevin an, nicht mehr, wie früher, in bürgerlicher Tracht, sondern in dem gewöhnlichen Kleide seines Ordens, mit einem Haufen katholischer Bücher. Schon diese Erscheinung machte keinen günstigen Eindruck. Er trug selbst einen Augenblick Bedenken, mit der päpstlichen Antwort hervorzukommen; aber endlich konnte er es nicht länger aufschieben: in einer zweistündigen Audienz eröffnete er sie dem Könige. Wer will das Geheimnis einer in sich selbst schwankenden, unsteten Seele erforschen? Das Selbstgefühl des Fürsten mochte sich durch so völlig abschlägliche Antworten verletzt fühlen; auch war er überzeugt, daß sich in Schweden ohne die vorgeschlagenen Zugeständnisse nichts erreichen lasse; um der Religion willen seine Krone niederzulegen, hatte er keine Neigung. Genug, jene Audienz war entscheidend. Von Stund' an bezeigte der König dem Abgesandten

des Papstes Ungunst und Mißfallen. Er forderte seine jesuitischen Schulmänner auf, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen, die Messe in schwedischer Sprache zu halten: als sie ihm nicht gehorchten, wie sie freilich auch nicht konnten, versagte er ihnen die bisherige Verpflegung. Wenn sie kurz darauf Stockholm verließen, so geschah das ohne Zweifel nicht allein, wie sie vorgeben möchten, um der Pest willen. Die protestantischen Großen, der jüngere Bruder des Königs, Karl von Südermannland, der sich zum Kalvinismus neigte, die Gesandten von Lübeck versäumten nichts, um diese wachsende Abneigung anzufachen. Nur in der Königin und, nachdem diese gestorben, in dem Thronfolger behielten die Katholiken einen Anhalt, eine Hoffnung. Für die nächste Zeit blieb die Staatsgewalt in Schweden wesentlich protestantisch.

In England ward sie dies unter Königin Elisabeth von Tag zu Tag mehr. Es gab hier Angriffspunkte anderer Art: das Reich war erfüllt mit Katholiken. Nicht allein hielt die irische Bevölkerung an dem alten Glauben und Ritus fest; in England war vielleicht die Hälfte der Nation, wo nicht gar eine noch größere Anzahl, wie man behauptet hat, demselben zugetan. Sonderbar ist es immer, daß sich die englischen Katholiken, wenigstens in den ersten fünfzehn Jahren Elisabeths, den protestantischen Gesetzen dieser Königin unterwarfen. Sie leisteten den Eid, den man von ihnen forderte, obwohl er der päpstlichen Autori-

tät schnurstracks entgegenlief; sie besuchten die protestantischen Kirchen und glaubten schon genug zu tun, wenn sie sich beim Kommen und Gehen zusammenhielten und die Gesellschaft der Protestanten vermieden.

Indessen hielt man sich in Rom ihrer inneren Anhänglichkeit versichert. Man war überzeugt, daß es nur eines Anlasses, eines geringen Vorteils bedürfe, um alle Katholiken im Lande zum Widerstande zu entflammen. Schon Pius V. hatte gewünscht, sein Blut in einer Unternehmung gegen England zu verspritzen. Gregor XIII., der den Gedanken an eine solche niemals fahren ließ, dachte sich des Kriegsmutes und der großartigen Stellung des Don Johann von Österreich dazu zu bedienen; ausdrücklich deshalb schickte er seinen Nuntius Sega, der in den Niederlanden bei Don Johann gestanden, nach Spanien, um König Philipp dafür zu gewinnen.

Jedoch bald an der Abneigung des Königs gegen die ehrgeizigen Absichten seines Bruders und neue politische Verwickelungen, bald an anderen Hindernissen scheiterten diese umfassenden Entwürfe. Man mußte sich mit weniger glänzenden Versuchen begnügen.

Zunächst auf Irland richtete Papst Gregor sein Augenmerk. Man stellte ihm vor, daß es keine strenger und unerschütterlicher katholische Nation gebe als die irische; aber von der englischen Regierung werde sie auf das gewaltsamste mißhandelt, beraubt, in Entzweiung und geflissentlich in Barbarei gehalten, in

ihren religiösen Überzeugungen bedrängt, und so sei sie jeden Augenblick zum Kriege fertig; man brauche ihr nur mit einer geringen Mannschaft zu Hilfe zu kommen; mit 5000 Mann könne man Irland erobern; es sei keine Festung daselbst, die sich länger als vier Tage halten könne. Ohne viel Schwierigkeit war Papst Gregor überredet. Es hielt sich damals ein geflüchteter Engländer, Thomas Stukley, ein Abenteurer von Natur, der aber die Kunst, sich Eingang zu verschaffen, Vertrauen zu erwerben, in hohem Grade besaß, zu Rom auf; der Papst ernannte ihn zu seinem Kämmerer, zum Marquis von Leinster, und ließ es sich 40000 Skudi kosten, um ihn mit Schiff und Mannschaft auszurüsten; an der französischen Küste sollte er sich mit einer kleinen Truppe vereinigen, die ein geflüchteter Irländer, Geraldin, eben auch mit päpstlicher Unterstützung daselbst zusammenbrachte. König Philipp, der keine Neigung hatte, einen Krieg anzufangen, aber es doch nicht ungern sah, wenn Elisabeth zu Hause zu tun bekam, gab einiges Geld dazu. Unerwarteterweise aber ließ sich Stukley überreden, mit der Mannschaft, die gegen Irland bestimmt war, an der Expedition des Königs Sebastian nach Afrika teilzunehmen, — wobei er dann selbst umkam. Geraldin mußte sein Glück allein versuchen; er landete im Juni 1579 und machte wirklich einige Fortschritte. Er bemächtigte sich des Forts, das den Hafen von Smervic beherrschte; schon erhob der Graf von Desmond die Waffen gegen die Königin:

eine allgemeine Bewegung ergriff die Insel. Bald aber erfolgte ein Unglück nach dem anderen; das vornehmste war, daß Geraldin selbst in einem Scharmützel getötet wurde. Hierauf konnte sich auch der Graf von Desmond nicht halten. Die päpstliche Unterstützung war doch nicht stark genug; die Gelder, auf die man rechnete, blieben aus. Und so behaupteten die Engländer den Sieg; mit furchtbarer Grausamkeit straften sie die Empörung: Männer und Weiber wurden in Scheunen zusammengetrieben und darin verbrannt, Kinder erwürgt, ganz Monmouth wüste gelegt; auf dem verödeten Gebiete drang die englische Kolonie weiter vor.

Sollte der Katholizismus in diesem Königreiche wieder etwas ausrichten, so mußte der Versuch doch in England selbst gemacht werden, was dann freilich nur unter anderen Weltverhältnissen geschehen konnte. Um aber alsdann die katholische Bevölkerung nicht völlig umgewandelt, um sie noch katholisch zu finden, war es nötig, ihr auf geistlichem Wege zu Hilfe zu kommen.

Zuerst faßte Wilhelm Allen den Gedanken, die jungen Engländer katholischer Konfession, die sich der Studien halber auf dem festen Lande aufhielten, zu vereinigen; besonders mit der Unterstützung Papst Gregors brachte er ein Kollegium für sie in Douai zustande. Dem Papste schien dies jedoch noch nicht hinreichend. Unter seinen Augen wünschte er diesen Flüchtlingen eine stillere, minder gefährdete Station

zu verschaffen, als Douai dort in den unruhvollen Niederlanden war; er stiftete ein englisches Kollegium zu Rom, beschenkte es mit einer reichen Abtei und übergab es 1579 den Jesuiten.

In dieses Kollegium nun ward niemand aufgenommen, der sich nicht verpflichtete, nach Vollendung seiner Studien nach England zurückzukehren und den Glauben der römischen Kirche daselbst zu predigen. Dazu allein wurden die Zöglinge vorbereitet. In dem religiösen Enthusiasmus, zu dem die geistlichen Übungen des Ignatius entflammten, stellte man ihnen die Bekehrer, welche Papst Gregor der Große einst zu den Angelsachsen gesendet, als ihre Muster vor.

Schon wagten sich einige ältere voran. Im Jahre 1580 gingen zwei englische Jesuiten, Person und Campian, nach ihrem Vaterlande hinüber. Immer verfolgt, immer unter verändertem Namen und in anderer Verkleidung langten sie in der Hauptstadt an und durchzogen dann, jener die nördlichen, dieser die südlichen Provinzen. Vornehmlich hielten sie sich an die Häuser der katholischen Lords. Ihre Ankunft war im voraus angekündigt; doch brauchte man die Vorsicht, sie an der Pforte als Fremde begrüßen zu lassen. Schon war indes in den innersten Gemächern eine Hauskapelle eingerichtet; dahin führte man sie; die Mitglieder der Familie waren hier versammelt und empfingen ihren Segen. Gewöhnlich blieb der Missionar nur eine Nacht. Am Abend fand Vorbereitung

und Beichte statt; am anderen Morgen ward Messe gelesen, das Mahl des Herrn ausgeteilt; dann folgte die Predigt. Es kamen alle, die sich noch zu dem katholischen Bekenntnis hielten, ihrer oft eine große Anzahl. Mit dem Reize des Geheimnisses, der Neuheit ward die Religion wieder verkündigt, welche seit 900 Jahren auf der Insel geherrscht hatte. Es wurden insgeheim Synoden gehalten; erst in einem Dorfe bei London, dann in einem einsamen Hause in einem nahen Gehölze ward eine Druckerei eingerichtet; plötzlich sah man wieder katholische Schriften erscheinen, mit all der Geschicklichkeit geschrieben, welche die stete Übung in der Kontrovers zu geben vermag, oft nicht ohne Eleganz, die dann um so größeren Eindruck machten, je unerforschlicher ihr Ursprung war. Der nächste Erfolg hievon war nun, daß die Katholiken aufhörten, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen und die geistlichen Gesetze der Königin zu beobachten, daß dann auch auf der anderen Seite der Widerspruch der Lehre lebhafter aufgefaßt, die Verfolgung stärker, nachdrücklicher wurde.

Das war überhaupt das System des römischen Hofes und der Jesuiten. Als Possevin unverrichteter Dinge aus Schweden weichen mußte, machte er den Vorschlag und setzte ihn auch durch, daß in Braunsberg neben dem Kollegium noch ein Seminar für junge Leute aus diesem Norden, hauptsächlich Schweden, deren er selbst sogleich eine gute Anzahl herbeiführte, gestiftet wurde, um dereinst auf ihre Landsleute zu-

rückzuwirken. So ward in Wilna ein Seminar für junge Livländer und Russen, in Klausenburg eines für Ungarn gegründet. Der römische Hof sicherte bestimmte Unterstützungen zu, zunächst wenigstens auf fünfzehn Jahre, und Gregor XIII. hat wohl gesagt, kein Geld sei besser angewendet als dieses. Englische Seminare finden wir bald auch in Frankreich und Spanien. Das Collegium Romanum war die Metropole aller Institute.

Der nächste Erfolg war, daß, wo das Prinzip der katholischen Restauration nicht Kraft genug besaß, um sich zur Herrschaft zu erheben, es wenigstens die Gegensätze schärfer und unversöhnlicher hervortrieb.

Man konnte dies auch in der Schweiz bemerken, obwohl hier schon längst jeder Kanton religiöse Autonomie besaß und die Zwistigkeiten, die über die Verhältnisse des Bundes, die Auslegung der religiösen Bestimmungen des Landfriedens von Zeit zu Zeit ausbrachen, ziemlich beseitigt waren.

Aber jetzt drangen die Jesuiten auch hier ein. Auf Veranlassung eines Obersten der Schweizergarde in Rom kamen sie 1574 nach Luzern und fanden hier besonders bei der Familie Pfyffer Teilnahme und Unterstützung. Ludwig Pfyffer hat allein vielleicht 30 000 Gulden zur Gründung des Jesuitenkollegiums beigesteuert: Philipp II. und die Guisen sollen etwas beigetragen haben; Gregor XIII. fehlte auch hier nicht: er gab die Mittel zur Anschaffung einer Bibliothek her. Die Luzerner waren höchlich zufrieden. In einem

ausdrücklichen Schreiben bitten sie den General des Ordens, ihnen die Väter der Gesellschaft, die bereits angelangt waren, nicht wieder zu entreißen: „Es liege ihnen alles daran, ihre Jugend in guten Wissenschaften und besonders in Frömmigkeit und christlichem Leben wohlangeführt zu sehen;“ sie versprechen ihm dafür, keine Mühe und Arbeit, weder Gut noch Blut zu sparen, um der Gesellschaft in allem, was sie wünschen könne, zu dienen.

Und sogleich hatten sie Gelegenheit, ihren erneuten katholischen Eifer in einer nicht unwichtigen Sache zu beweisen.

Die Stadt Genf war in den besonderen Schutz von Bern getreten und suchte nun auch Solothurn und Freiburg, die zwar nicht kirchlich, aber doch politisch zu Bern zu halten gewohnt waren, in diese Verbindung zu ziehen. In der Tat gelang es bei Solothurn. Eine katholische Stadt nahm den Herd des westlichen Protestantismus in ihren Schirm. Gregor XIII. erschrak und wandte alles an, um wenigstens Freiburg zurückzuhalten. Hierin kamen ihm nun die Luzerner zu Hilfe. Eine Gesandtschaft derselben vereinte ihre Bemühungen mit dem päpstlichen Nuntius. Freiburg verzichtete nicht allein auf jenes Bündnis, es rief selbst die Jesuiten; mit Hilfe des Papstes ward auch hier ein Kollegium zustande gebracht.

Indessen begannen die Einwirkungen Karl Borromeos. Es hatte vornehmlich in den Waldkantonen Verbindungen; Melchior Lussie, Landammann von

Unterwalden, galt als sein besonderer Freund: zuerst schickte Borromeo Kapuziner hinüber, die besonders in dem Gebirge durch ihre strenge und einfache Lebensart Eindruck machten; dann folgten die Zöglinge des helvetischen Kollegiums, das er ja allein zu diesem Zwecke gegründet hatte.

Bald spürte man in allen öffentlichen Verhältnissen diesen Einfluß. Im Herbst 1579 schlossen die katholischen Kantone einen Bund mit dem Bischof zu Basel, in welchem sie nicht allein versprachen, ihn bei seiner Religion zu schützen, sondern auch von seinen Untertanen die, welche protestantisch geworden, bei Gelegenheit wieder „zum wahren katholischen Glauben“ zu bringen: Bestimmungen, welche den evangelischen Teil, der Natur der Sache nach, in Bewegung setzten. Die Spaltung trat stärker hervor, als seit langer Zeit. Es langte ein päpstlicher Nuntius an, in den katholischen Kantonen erwies man ihm die möglichste Ehrerbietung; in den protestantischen ward er verhöhnt und beschimpft.

Entscheidung in den Niederlanden.

So stand es nun damals. Der restaurierte Katholizismus, in den Formen, die er in Italien und Spanien angenommen, hatte einen gewaltigen Angriff auf das übrige Europa gemacht. In Deutschland waren ihm nicht unbedeutende Eroberungen gelungen; auch in so vielen anderen Ländern war er vorgerückt; doch hatte er allenthalben einen mächtigen Widerstand

gefunden. In Frankreich waren die Protestanten durch umfassende Zugeständnisse und eine starke politisch-militärische Stellung gesichert: in den Niederlanden hatten sie das Übergewicht: in England, Schottland, dem Norden herrschten sie; in Polen hatten sie durchgreifende Gesetze zu ihren Gunsten erkämpft und einen großen Einfluß in den allgemeinen Rechtsangelegenheiten; in den sämtlichen österreichischen Gebieten standen sie der Regierung mit alten provinzialen Staatsrechten ausgerüstet gegenüber; in Niederdeutschland schien sich für die Stifte eine entscheidende Umänderung anzubahnen.

In dieser Lage der Dinge war es nun von unermeßlicher Bedeutung, welcher Ausschlag dort erfolgen würde, wo man die Waffen immer aufs neue in die Hände nahm, in den Niederlanden.

Unmöglich aber konnte König Philipp II. gewillt sein, die schon einmal mißlungenen Maßregeln zu wiederholen; er wäre dazu auch gar nicht mehr imstande gewesen; sein Glück war, daß er ganz von selbst Freunde fand, daß der Protestantismus in seinem neuen Fortgang doch auch auf einen unerwarteten und unbesiegbaren Widerstand stieß. Es ist wohl der Mühe wert, bei diesem wichtigen Ereignis einen Augenblick länger zu verweilen.

Einmal war es in den Provinzen keineswegs jedermann angenehm, den Prinzen von Oranien so mächtig werden zu sehen, am wenigsten dem wallonischen Adel.

Unter der Regierung des Königs war dieser Adel besonders in den französischen Kriegen immer zuerst zu Pferde gestiegen; die namhafteren Anführer, denen das Volk zu folgen gewohnt war, hatten dadurch eine gewisse Selbständigkeit und Macht erworben. Unter dem Regiment der Stände sah er sich zurückgesetzt; der Sold erfolgte nicht regelmäßig; die Armee der Stände bestand hauptsächlich aus Holländern, Engländern, Deutschen, die als unzweifelhafte Protestanten das meiste Vertrauen genossen.

Als die Wallonen der Pazifikation von Gent beitraten, hatten sie sich geschmeichelt, auf die allgemeinen Angelegenheiten des Landes einen leitenden Einfluß zu erlangen. Aber vielmehr das Gegenteil erfolgte. Die Macht gelangte fast ausschließend an den Prinzen von Oranien und dessen Freunde aus Holland und Seeland.

Mit dem persönlichen Widerwillen, der sich hierdurch entwickelte, trafen aber besonders religiöse Momente zusammen.

Worauf es auch immer beruhen mag, so ist gewiß, daß die protestantische Bewegung in den wallonischen Provinzen nur wenig Anklang gefunden hatte.

Ruhig waren die neuen Bischöfe eingeführt worden, fast alles Männer von großer Wirksamkeit: in Arras Franz von Richardot, der sich auf dem Konzilium von Trient mit den restaurierenden Prinzipien erfüllt hatte, von dem man dabei nicht genug rühmen kann, wie sehr er in seinen Predigten Festigkeit und

Nachdruck mit Feinheit und Bildung, in seinem Leben Eifer und Weltkenntnis vereinigt habe; in Namur Antoine Havet, ein Dominikaner, vielleicht minder weltklug, aber auch früher ein Mitglied des Konziliums und ebenso unermüdlich, die Satzungen desselben einzuführen; in St. Omer Gerhard von Hamericourt, einer der reichsten Prälaten aller Provinzen — zugleich Abt in St. Bertin —, der sich nun dem Ehrgeiz hingab, junge Leute studieren zu lassen, Schulen zu stiften und in den Niederlanden zuerst dem Orden der Jesuiten ein Kollegium auf feste Einkünfte gegründet hat. Unter diesen und anderen Kirchenhäuptern hielten sich Artois, Hennegau, Namur, während alle anderen Provinzen in Feuer und Flammen standen, von der wilden Wut des Bildersturmes frei, so daß alsdann auch die Reaktionen des Alba hier nicht so gewaltsam eintraten. Die Schlüsse des Tridentinischen Konziliums wurden ohne langen Verzug in Provinzialkonzilien und Diözesansynoden erörtert und eingeführt; von St. Omer und noch mehr von Douai breitete sich der Einfluß der Jesuiten gewaltig aus. In Douai hatte Philipp II. eine Universität gestiftet, um seinen Untertanen französischer Zunge die Gelegenheit zu verschaffen, im Lande zu studieren. Es gehörte dies mit zu der geschlossenen geistlichen Verfassung, die er überhaupt einzuführen beabsichtigte. Unfern von Douai liegt die Benediktinerabtei Anchin. In den Tagen, als in dem größten Teil der übrigen Niederlande der Bildersturm wütete, vollzog der Abt

von Anchin, Johann Lentailleur, mit seinen Mönchen die geistlichen Übungen des Ignatius. Von dem Eindruck derselben noch ganz erfüllt, beschloß er, aus den Einkünften der Abtei ein Kollegium der Jesuiten auf der neuen Universität zu stiften, das im Jahre 1568 eröffnet wurde, sogleich eine gewisse Unabhängigkeit von den Behörden der Universität empfing und sich bald außerordentlich aufnahm. Acht Jahre nachher wird die Blüte der Universität, und zwar selbst in Hinsicht des Studiums der Literatur, vor allem den Jesuiten zugeschrieben: nicht allein sei ihr Kollegium erfüllt mit einer frommen und fleißigen Jugend; auch die übrigen Kollegien seien durch den Wetteifer mit jenem emporgekommen; schon sei aus demselben die hohe Schule selbst mit trefflichen Theologen, das gesamte Artois und Hennegau mit Seelsorgern versehen worden. Allmählich ward dies Kollegium ein Mittelpunkt des modernen Katholizismus für alle umliegenden Gegenden. Im Jahre 1578 galten wenigstens die wallonischen Provinzen bei den Zeitgenossen, wie einer von ihnen sich ausdrückt, für höchst katholisch.

Wie aber die politischen Ansprüche, so waren soeben auch diese religiösen Zustände von dem Übergewicht des Protestantismus bedroht.

In Gent hatte der Protestantismus eine Gestalt angenommen, die wir heutzutage als revolutionär bezeichnen würden. Man hatte hier die alten Freiheiten noch nicht vergessen, welche Karl V. 1539 gebrochen;

die Mißhandlungen des Alba hatten hier besonders böses Blut gemacht; der Pöbel war von gewaltsamer Natur, bilderstürmisch gesinnt und wider die Priester in heftiger Aufwallung. Aller dieser Regungen bedienten sich ein paar kühne Wortführer, Imbize und Ryhove. Imbize dachte eine Republik zu gründen und träumte, daß Gent ein neues Rom werden könne. Ihr Unternehmen begannen sie damit, daß sie ihren Gouverneur Arschot, eben als er mit einigen Bischöfen und katholischen Oberhäuptern der benachbarten Städte eine Zusammenkunft hielt, mit denselben gefangen nahmen; dann stellten sie die alte Verfassung wieder her, wohlverstanden mit einigen Veränderungen, die ihnen den Besitz der Gewalt sicherten; hierauf griffen sie die geistlichen Güter an, lösten das Bistum auf, zogen die Abteien ein; aus den Hospitälern und Klostergebäuden machten sie Kasernen; diese ihre Einrichtungen suchten sie endlich mit Gewalt der Waffen bei ihren Nachbarn auszubreiten.

Nun gehörten von jenen gefangen genommenen Oberhäuptern einige den wallonischen Provinzen an; schon streiften die Genter Truppen in das wallonische Gebiet; was es in demselben von protestantischer Gesinnung geben mochte, fing an, sich zu regen. Durch das Beispiel von Gent wurden die populären Leidenschaften mit den religiösen in ein unmittelbares Verhältnis gebracht: in Arras brach eine Bewegung gegen den Rat aus: in Douai selbst wurden durch eine Volksbewegung wider den Willen des Rates die

Jesuiten vertrieben, zwar nur auf vierzehn Tage; aber schon dies war ein großer Erfolg; in St. Omer erhielten sie sich nur durch den besonderen Schutz des Rates.

Die städtischen Magistrate, der Adel des Landes, die Geistlichkeit, alle waren auf einmal gefährdet und bedrängt; sie fanden sich mit einer Entwickelung bedroht, wie sie in Gent stattgefunden, von offenbar zerstörender Natur. Kein Wunder, wenn sie in dieser Gefahr sich auf alle Weise zu schützen suchten, zuerst ihre Truppen ins Feld schickten, welche dann das gentische Gebiet grausam verwüsteten, und sich darauf nach einer anderen sichereren Staatsverbindung umsahen, als ihnen ihr Verhältnis zu den allgemeinen niederländischen Ständen gewährte.

Schon Don Johann von Österreich machte sich diese ihre Stimmung zunutze.

Wenn man das Tun und Lassen Don Johanns in den Niederlanden im allgemeinen betrachtet, so scheint es wohl, als habe es keine Wirkung hervorgebracht, als sei sein ganzes Dasein ebenso spurlos verschwunden, wie es ihm keine persönliche Befriedigung gewährte. Überlegt man näher, wie er stand, was er tat und was aus seinen Unternehmungen erfolgte, so ist, wenn irgendeinem anderen, vor allem ihm die Gründung der spanischen Niederlande zuzuschreiben. Er versuchte eine Zeitlang sich nach der Genter Pazifikation zu halten; aber in der unabhängigen Stellung, welche die Stände genommen, in dem Ver-

hältnis des Prinzen von Oranien, der bei weitem mächtiger war als er, der Generalstatthalter, in dem wechselseitigen Argwohn beider Teile lag die Notwendigkeit eines offenen Bruches. Don Johann entschloß sich, den Krieg anzufangen. Ohne Zweifel tat er dies wider den Willen des Königs; allein es war unvermeidlich. Dadurch allein konnte es ihm gelingen, und es gelang ihm auch, ein Gebiet zu erwerben, welches die spanische Herrschaft wieder anerkannte. Luxemburg behauptete er noch; er besetzte Namur; infolge der Schlacht von Gemblours ward er Meister von Löwen und Limburg. Wollte der König wieder Herr der Niederlande werden, so war das nicht durch eine Abkunft mit den Generalstaaten zu erreichen, die sich unmöglich zeigte, sondern nur durch eine allmähliche Unterwerfung der einzelnen Landschaften entweder im Wege des Vertrages oder mit Gewalt der Waffen. Diesen Weg schlug Don Johann ein und eröffnete sich auf demselben bereits die größte Aussicht. Er erweckte die alten Zuneigungen der wallonischen Provinzen zu dem burgundischen Geschlecht. Vornehmlich brachte er zwei mächtige Männer, Pardieu de la Motte, Gouverneur von Grävelingen, und Matthieu Moulart, Bischof von Arras, auf seine Seite.

Eben diese waren es, die nun nach dem frühen Tode Don Johanns die Unterhandlungen, auf die es ankam, mit großem Eifer und glücklicher Geschicklichkeit leiteten.

De la Motte bediente sich des erwachenden Hasses gegen die Protestanten. Er bewirkte, daß man die ständischen Besatzungen, eben deshalb, weil sie protestantisch sein könnten, aus vielen festen Plätzen entfernte, daß der Adel von Artois bereits im November die Entfernung aller Reformierten aus diesem Lande beschloß und ins Werk setzte. Hierauf suchte Matthieu Moulart eine völlige Versöhnung mit dem Könige herbeizuführen. Er begann damit, daß er durch eine förmliche Prozession in der Stadt die Hilfe Gottes anrief. Und in der Tat hatte er es schwer: er mußte zuweilen Männer vereinigen, deren Ansprüche geradezu gegeneinander liefen. Er zeigte sich unverdrossen, fein und geschmeidig; glücklich gelang es ihm.

Alexander Farnese, der Nachfolger Don Johanns, hatte das große Talent, zu überzeugen, zu gewinnen und ein nachhaltiges Vertrauen einzuflößen. Zu seiner Seite standen Franz Richardot, Neffe jenes Bischofs — „ein Mann," sagt Cabrera, „von guter Einsicht in mancherlei Materien, geübt in allen, der jedes Geschäft, von welcher Art auch immer, einzuleiten verstand," — und Sarrazin, Abt von St. Vaast, nach der Schilderung desselben Cabrera „ein großer Politiker unter dem Anschein der Ruhe, sehr ehrgeizig unter dem Schein der Demut, der sich bei jedermann in Ansehen zu behaupten wußte".

Sollten wir nun den Gang der Unterhandlungen schildern, bis sie allmählich zum Ziel gediehen?

Es ist genug, zu bemerken, daß von seiten der Pro-

vinzen das Interesse der Selbsterhaltung und der Religion zu dem Könige hinwies, von seiten des Königs nichts unversucht blieb, was priesterlicher Einfluß und geschickte Unterhandlung im Verein mit der wiederkehrenden Gnade des Fürsten zu leisten vermögen. Im April 1579 trat Emanuel von Montigny, den die wallonische Armee als ihren Anführer anerkannte, in den Sold des Königs. Hierauf ergab sich auch der Graf von Lalaing; niemals hätte Hennegau ohne ihn gewonnen werden können. Endlich — 17. Mai 1579 — in dem Lager zu Maastricht ward der Vertrag abgeschlossen. Aber zu welchen Bedingungen mußte sich der König verstehen! Es war eine Restauration seiner Macht, die aber nur unter den strengsten Beschränkungen statthatte. Er versprach nicht allein, alle Fremden aus seinem Heere zu entlassen und sich nur niederländischer Truppen zu bedienen; er bestätigte auch alle Angestellten in den Ämtern, die sie während der Unruhen bekommen; die Einwohner verpflichteten sich sogar, keine Besatzungen aufzunehmen, von denen den Ständen des Landes nicht vorher Nachricht gegeben worden; zwei Dritteile des Staatsrates sollten aus Leuten bestehen, welche in die Unruhen mit verflochten gewesen. In diesem Sinne sind auch die übrigen Artikel. Die Provinzen bekamen eine Selbständigkeit, wie sie nie gehabt.

Es liegt hierin eine Wendung der Dinge von allgemeiner Bedeutung. In dem ganzen westlichen

Europa hatte man bisher den Katholizismus nur durch die Anwendung offener Gewalt zu erhalten und wieder einzuführen gesucht; die fürstliche Macht hatte unter diesem Vorwande die provinzialen Rechte noch vollends zu unterdrücken gestrebt. Jetzt sah sie sich genötigt, einen anderen Weg einzuschlagen. Wollte sie den Katholizismus wiederherstellen und sich selbst behaupten, so konnte sie dies nur im Verein mit Ständen und Privilegien ausrichten.

Wie sehr aber auch die königliche Macht beschränkt ward, so hatte sie doch unendlich viel gewonnen: die Landschaften gehorchten ihr wieder, auf welche die Größe des burgundischen Hauses gegründet war. Alexander Farnese führte den Krieg mit den wallonischen Truppen. Obwohl es langsam ging, so machte er doch immer Fortschritte. Er nahm 1580 Courtrai, 1581 Tournay, 1582 Audenarde.

Entschieden aber war damit die Sache noch nicht. Gerade die Vereinigung der katholischen Provinzen mit dem Könige mochte es sein, was die nördlichen, völlig protestantischen antrieb, nicht allein sofort in einen näheren Bund zu treten, sondern sich endlich von dem Könige gänzlich loszusagen.

Wir fassen hier eine Aussicht über die gesamte niederländische Geschichte. Es war in allen Provinzen ein alter Widerstreit der provinzialen Rechte und der fürstlichen Macht. Zur Zeit des Alba hatte die fürstliche Macht ein Übergewicht erlangt, wie sie es früher niemals besessen; aber auf die Länge konnte

sie es nicht behaupten. Die Genter Pazifikation bezeichnet, wie so ganz die Stände die Oberhand über die Regierung erkämpften. Die nördlichen Provinzen hatten hierin vor den südlichen keinen Vorteil; wären beide in der Religion einig gewesen, so würden sie eine allgemeine niederländische Republik eingerichtet haben. Allein, wie wir sahen, die religiöse Differenz veranlaßte die Entzweiung. Es erfolgte zuerst, daß die katholischen unter den Schutz des Königs zurückkehrten, mit dem sie sich vor allem eben zur Behauptung der katholischen Religion verbanden; hierauf erfolgte weiter, daß die protestantischen, nachdem sie sich so lange im Kampfe behauptet, sich endlich auch des Namens der Unterwürfigkeit entschlugen und vom Könige völlig lossagten. Nennt man nun die einen die unterworfenen Provinzen, bezeichnet man die anderen mit dem Namen einer Republik, so darf man doch nicht glauben, daß der Unterschied zwischen beiden im Innern anfangs sehr groß gewesen sei. Auch die unterworfenen Provinzen behaupteten alle ihre ständischen Vorrechte mit dem größten Eifer. Ihnen gegenüber konnten auch die republikanischen doch ein der königlichen Gewalt analoges Institut, das des Statthalters, nicht entbehren. Der vornehmste Unterschied lag in der Religion.

Erst hiedurch trat der Kampf in seine reinen Gegensätze auseinander, und die Ereignisse reiften ihrer Vollendung entgegen.

Eben damals hatte Philipp II. Portugal erobert;

indem er sich durch das Glück einer so großen Erwerbung zu neuen Unternehmungen angefeuert fühlte, ließen sich auch die wallonischen Stände endlich geneigt finden, die Rückkehr der spanischen Truppen zu gestatten.

Lalaing und dessen Gemahlin, die immer eine große Widersacherin der Spanier gewesen war, der man die Ausschließung derselben besonders zuschrieb, wurden gewonnen; der ganze wallonische Adel folgte ihrem Beispiel. Man überzeugte sich, daß die Rückkehr Albascher Richtersprüche und Gewalttaten nicht mehr zu besorgen sei. Das spanisch-italienische Heer, schon einmal entfernt, wieder zurückgekehrt und noch einmal weggewiesen, langte aufs neue an. Mit den niederländischen Mannschaften allein hätte der Krieg sich ohne Ende ausdehnen müssen; jene krieggewohnten, wohldisziplinierten überlegenen Truppen führten die Entscheidung herbei.

Wie in Deutschland die Kolonien der Jesuiten, aus Spaniern, Italienern und einigen Niederländern bestehend, den Katholizismus durch das Dogma und den Unterricht wiederherstellten, so erschien ein spanisch-italienisches Heer in den Niederlanden, um, mit den wallonischen Elementen vereinigt, der katholischen Meinung das Übergewicht der Waffen zu verschaffen.

Es ist an dieser Stelle unvermeidlich, des Krieges zu gedenken. Er war zugleich der Fortschritt der Religion.

Im Juli 1583 ward Dünkirchen, Hafen und Stadt,

binnen sechs Tagen, hierauf Nieuport und die ganze Küste bis gegen Ostende, Dixmuiden, Furnes erobert.

Gleich hier entwickelte der Krieg seinen Charakter. In allen politischen Dingen zeigten sich die Spanier glimpflich, unerbittlich aber in den kirchlichen. Es war nicht daran zu denken, daß den Protestanten eine Kirche, nur ein privater Gottesdienst gestattet worden wäre: die Prediger, die man ergriff, wurden gehenkt. Man führte mit vollem Bewußtsein einen Religionskrieg. In gewissem Sinne war das für die Lage, in der man sich befand, sogar das Klügste. Von den Protestanten hätte sich doch nie eine vollkommene Unterwerfung erlangen lassen; dagegen brachte man durch ein so entschiedenes Verfahren die Elemente des Katholizismus, welche in dem Lande noch vorhanden waren, auf seine Seite. Ganz von selbst regten sie sich. Der Bailliu Servaes von Seeland überlieferte das Land Waes; Hulst und Axel ergaben sich; bald war Alexander Farnese mächtig genug, um an einen Angriff auf die großen Städte denken zu können — er hatte das Land und die Küste inne; — eine nach der anderen, zuerst Ypern im April, dann Brügge, endlich auch Gent, wo jener Imbize selbst jetzt für die Versöhnung Partei gemacht hatte, mußten sich überliefern. Es wurden den Gemeinden als solchen ganz erträgliche Bedingungen zugestanden: großenteils wurden ihnen ihre Privilegien gelassen: nur die Protestanten wurden ohne Erbarmen verwiesen, die vornehmste Bedingung war immer, daß die katholischen Geistlichen

zurückkehren, die Kirchen wieder an den katholischen Ritus heimfallen sollten.

Mit alledem schien jedoch nichts Bleibendes erreicht, keine Sicherheit gewonnen, solange der Prinz von Oranien noch lebte, der dem Widerstand Haltung und Nachdruck gab und auch in den Überwundenen die Hoffnung nicht untergehen ließ.

Die Spanier hatten einen Preis von 25 000 Skudi auf seinen Kopf gesetzt; in der wilden Aufregung, in der die Gemüter waren, konnte es nicht an solchen fehlen, die ihn sich zu verdienen dachten. Gewinnsucht und Fanatismus zugleich trieben sie an. Ich weiß nicht, ob es eine größere Blasphemie gibt als die, welche die Papiere des Biskayers Jaureguy enthalten, den man bei einem Attentat auf das Leben des Prinzen ergriff. Als eine Art Amulett führte er Gebete bei sich, in denen die gnädige Gottheit, die dem Menschen in Christo erschienen, zur Begünstigung des Mordes angerufen, in denen ihr nach vollbrachter Tat gleichsam ein Teil des Gewinns zugesagt wird, der Mutter Gottes von Bayonne ein Kleid, eine Lampe, eine Krone, der Mutter Gottes von Aranzosu eine Krone, dem Herrn Christus selbst ein reicher Vorhang. — Glücklicherweise ergriff man diesen Fanatiker; aber indes war schon ein anderer unterwegs. In dem Augenblick, daß die Achtserklärung in Maastricht ausgerufen ward, hatte sich ein Burgunder, der sich dort aufhielt, Balthasar Gerard, von dem Gedanken ergriffen gefühlt, sie zu vollstrecken. Die

Hoffnungen, die er sich machte, von irdischem Glück und Ansehen, das ihn erwarte, wenn es ihm gelinge, von dem Ruhm eines Märtyrers, den er davontragen werde, falls er dabei umkomme, Gedanken, in denen ihn ein Jesuit von Trier bestärkte, hatten ihm seitdem keine Ruhe bei Tag und Nacht gelassen, bis er aufbrach, die Tat zu vollbringen. Er stellte sich dem Prinzen als ein Flüchtling dar; da fand er Eingang und den günstigen Augenblick: im Juli 1584 tötete er Oranien mit einem Schuß. Er ward ergriffen; aber keine Marter, die man ihm antat, entwand ihm einen Seufzer: er sagte immer: hätte er es nicht getan, so würde er es noch tun. Indem er in Delft unter den Verwünschungen des Volkes seinen Geist aufgab, hielten die Domherren in Herzogenbusch ein feierliches Tedeum für seine Tat.

Alle Leidenschaften sind in wilder Gärung: der Antrieb, den sie den Katholischen geben, ist der stärkere; er vollführt seine Sache und trägt den Sieg davon.

Hätte der Prinz gelebt, so würde er, glaubt man, Mittel gefunden haben, Antwerpen, das bereits belagert wurde, zu entsetzen, wie er es zugesagt hatte. Jetzt gab es niemanden, der an seine Stelle hätte treten können.

Die Unternehmung gegen Antwerpen war aber so umfassend, daß auch die anderen wichtigen brabantischen Städte dadurch unmittelbar angegriffen waren: der Prinz von Parma schnitt allen zugleich die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Zuerst ergab sich Brüssel.

Als diese des Überflusses gewohnte Stadt sich vom Mangel bedroht sah, brachen Parteiungen aus, welche zur Überlieferung führten. Dann fiel Mecheln; endlich, als der letzte Versuch, die Dämme zu durchstechen und über das Land her sich Zufuhr zu verschaffen, mißlungen war, mußte auch Antwerpen sich ergeben.

Es wurden auch diesen brabantischen Städten, sowie den flandrischen, übrigens die glimpflichsten Bedingungen gewährt: Brüssel ward von der Kontribution freigesprochen; Antwerpen erhielt die Zusage, daß man keine spanische Besatzung in die Stadt legen, die Zitadelle nicht erneuern wolle. Eine Verpflichtung war statt aller anderen, daß Kirchen und Kapellen wiederhergestellt, die verjagten Priester und Ordensleute zurückgerufen werden sollten. Der König war hierin ganz unerschütterlich. Bei jeder Übereinkunft, sagte er, müsse dies die erste und die letzte Bedingung sein. Die einzige Gnade, zu der er sich verstand, war, daß den Eingesessenen jedes Ortes zwei Jahre gestattet wurden, um sich entweder zu bekehren oder ihre Habe zu verkaufen und das spanische Gebiet zu räumen.

Wie so ganz hatten sich nun die Zeiten geändert! Einst hatte Philipp II. selbst Bedenken getragen, den Jesuiten in den Niederlanden feste Sitze zu gewähren, und oft waren sie seitdem gefährdet, angegriffen, verbannt worden. Im Gefolge der Kriegsereignisse kehrten sie nun, und zwar unter der entschiedenen Begünstigung der Staatsgewalt zurück. Die Farnesen waren ohnehin besondere Gönner dieser Gesellschaft:

Alexander hatte einen Jesuiten zu seinem Beichtvater; er sah in dem Orden das vorzüglichste Mittel, das halb protestantische Land, das er erobert, wieder völlig zum Katholizismus zurückzubringen, den Hauptzweck des Krieges erfüllen zu helfen. Der erste Ort, in welchem sie wieder auftraten, war eben der erste, welcher erobert worden, Courtrai. Der Pfarrer der Stadt, Johann David, hatte die Jesuiten in seinem Exil zu Douai kennen gelernt; jetzt kehrte er wieder, aber nur um sofort in den Orden zu treten und in seiner Abschiedspredigt die Einwohner zu ermahnen, der geistlichen Hilfe dieser Gesellschaft sich nicht länger berauben zu wollen; leicht ließen sie sich überreden. Jetzt kam der alte Johann Montagna, der die Gesellschaft zuerst in Tournay eingeführt und mehr als einmal hatte fliehen müssen, dahin zurück, um dieselbe auf immer zu begründen. Sowie Brügge und Ypern übergegangen, langten die Jesuiten daselbst an; gern bewilligte ihnen der König einige Klöster, die während der Unruhen verödet waren. In Gent war das Haus des großen Demagogen, des Imbize, von welchem das Verderben des Katholizismus ausgegangen, für die Gesellschaft eingerichtet. Bei ihrer Überlieferung wollten sich die Antwerpener ausbedingen, daß sie nur diejenigen Orden wieder aufzunehmen hätten, welche zur Zeit Karls V. daselbst gewesen; aber es ward ihnen nicht nachgegeben; sie mußten die Jesuiten wieder einziehen lassen und denselben die Gebände zurückstellen, die sie früher inne-

gehabt; mit Vergnügen erzählt es der Geschicht-schreiber des Ordens; er bemerkt es als eine besondere Gunst des Himmels, daß man das schuldenfrei wieder-bekommen, was man verschuldet hinterlassen habe; es war indes in zweite und dritte Hände übergegangen und wurde ohne weiteres zurückgestellt. Da konnte auch Brüssel dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen: der Rat der Stadt erklärte sich bereit; der Prinz von Parma bewilligte eine Unterstützung aus königlichen Kassen; gar bald waren die Jesuiten auch hier auf das beste eingerichtet. Schon hatte ihnen der Prinz feierlich das Recht erteilt, liegende Gründe unter geist-licher Jurisdiktion zu besitzen und sich auch in diesen Provinzen der Privilegien des apostolischen Stuhles frei zu bedienen.

Und nicht allein die Jesuiten genossen seines Schutzes. Im Jahre 1585 langten einige Kapuziner bei ihm an; durch ein besonderes Schreiben an den Papst wußte er auszuwirken, daß sie bei ihm bleiben durften; dann kaufte er ihnen ein Haus in Ant-werpen. Sie machten sogar bei ihren Ordens-verwandten einen großen Eindruck; durch ausdrück-lichen Befehl mußten andere Franziskaner abgehalten werden, die Reform der Kapuziner anzunehmen.

Alle diese Veranstaltungen hatten aber nach und nach die größte Wirkung. Sie machten Belgien, das schon halb protestantisch gewesen, zu einem der am meisten katholischen Länder der Welt. Auch ist wohl unleugbar, daß sie wenigstens in den ersten Zeiten

zur Wiederbefestigung der königlichen Gewalt das Ihrige beitrugen.

Fest und fester setzte sich durch diese Erfolge die Meinung, daß in einem Staate nur eine Religion geduldet werden dürfe. Es ist einer der Hauptgrundsätze der Politik des Justus Lipsius. In Sachen der Religion, sagt Lipsius, sei keine Gnade noch Nachsicht zulässig; die wahre Gnade sei, ungnädig zu sein; um viele zu retten, müsse man sich nicht scheuen, einen und den anderen zu entfernen.

Ein Grundsatz, der nirgends größeren Eingang fand als in Deutschland.

Fortgang der Gegenreformationen in Deutschland.

Waren doch die Niederlande noch immer ein Kreis des deutschen Reiches! Der Natur der Dinge nach mußten die dortigen Ereignisse einen großen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten ausüben. Unmittelbar in ihrem Gefolge ward die Kölner Sache entschieden.

Noch waren die Spanier nicht wiedergekehrt, geschweige die großen Vorteile des Katholizismus erfochten, als sich der Kurfürst Truchseß von Köln im November 1582 entschloß, sich zu der reformierten Lehre zu bekennen und eine Frau zu nehmen, ohne doch darüber sein Stift aufgeben zu wollen. Der größere Teil des Adels war für ihn: die Grafen von Nuenar, Solms, Wittgenstein, Wied, Nassau, das ganze Herzogtum Westfalen, alle Evangelischen; mit

dem Buch in der einen und dem Schwert in der anderen Hand zog der Kurfürst in Bonn ein; um die Stadt Köln, das Kapitel und das Erzstift, die sich ihm widersetzten, zu bezwingen, erschien Kasimir von der Pfalz mit nicht unbedeutender Mannschaft im Felde.

In allen Händeln jener Zeit finden wir diesen Kasimir von der Pfalz; immer ist er bereit, zu Pferde zu sitzen, das Schwert zu ziehen; immer hat er kriegslustige Scharen, protestantisch gesinnte, bei der Hand. Selten aber bringt er es zu einem rechten Erfolge. Er führt den Krieg weder mit der Hingebung, die eine religiöse Sache erfordert — jedesmal hatte er seinen besonderen Vorteil im Auge, — noch mit dem Nachdruck oder der Wissenschaft, die man ihm entgegensetzt. Auch diesmal verwüstete er wohl das platte Land seiner Gegner; in der Hauptsache dagegen richtete er so viel wie nichts aus: Eroberungen machte er nicht; eine weitere Hilfe des protestantischen Deutschlands wußte er sich nicht zu verschaffen.

Dagegen nahmen die katholischen Mächte alle ihre Kraft zusammen. Papst Gregor überließ die Sache nicht den Verzögerungen eines Prozesses an der Kurie; ein einfaches Konsistorium der Kardinäle hielt er bei der Dringlichkeit der Umstände für hinreichend, einen so wichtigen Fall zu entscheiden, einen deutschen Kurfürsten seiner erzbischöflichen Würde zu berauben. Schon war sein Nuntius Malaspina nach Köln geeilt; hier gelang es demselben, besonders im Bunde mit

den gelehrten Mitgliedern des Stiftes, nicht allein alle Minderentschiedenen von dem Kapitel auszuschließen, sondern auch einen Fürsten aus dem noch allein vollkommen katholischen Hause, den Herzog Ernst von Bayern, Bischof von Freising, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Hierauf erschien, von dem Herzog von Bayern und nicht ohne Subsidien des Papstes zusammengebracht, ein deutschkatholisches Heer im Felde. Der Kaiser versäumte nicht, den Pfalzgrafen Kasimir mit Acht und Aberacht zu bedrohen und Abmahnungsschreiben an seine Truppen zu erlassen, die doch in der Tat zuletzt die Auflösung des pfälzischen Heeres bewirkten. Als es soweit war, erschienen auch die Spanier. Noch im Sommer 1583 hatten sie Zütphen erobert; jetzt rückten vierthalbtausend belgische Veteranen in das Erzstift ein. So vielen Feinden erlag Gebhard Truchseß: seine Truppen wollten wider ein kaiserliches Mandat nicht dienen; seine Hauptfeste ergab sich dem bayerisch-spanischen Heere; er selbst mußte flüchten und bei dem Prinzen von Oranien, dem er als ein Vorfechter des Protestantismus zur Seite zu stehen gehofft hatte, einen Gnadenaufenthalt suchen.

Wie sich versteht, hatte dies nun auf die vollkommene Befestigung des Katholizismus in dem Lande den größten Einfluß. Gleich im ersten Augenblick der Unruhen hatte die Geistlichkeit des Stiftes die Zwistigkeiten, die in ihr selbst obwalten mochten, fahren lassen; der Nuntius entfernte alle verdächtigen Mit-

glieder; mitten im Getümmel der Waffen richtete man eine Jesuitenkirche ein; nach erfochtenem Siege brauchte man dann nur so fortzufahren. Auch Truchseß hatte in Westfalen die katholischen Geistlichen verjagt; sie kehrten nun, wie die übrigen Flüchtlinge, alle zurück und wurden in hohen Ehren gehalten. Die evangelischen Domherren blieben von dem Stifte ausgeschlossen und erhielten sogar, was unerhört war, ihr Einkommen nicht wieder. Zwar mußten die päpstlichen Nuntien auch mit den katholischen glimpflich verfahren; wohl wußte das Papst Sixtus; er befahl unter anderem seinem Nuntius, die Reformen, die er für nötig halte, gar nicht zu beginnen, sobald er nicht wisse, daß alle geneigt seien, sie anzunehmen; aber eben auf diese vorsichtige Weise kam man unvermerkt zum Ziele: die Domherren begannen, so vornehm auch ihre Herkunft war, endlich wieder ihre kirchlichen Pflichten im Dom zu erfüllen. An dem Kölner Rate, der eine protestantisch gesinnte Gegenpartei in der Stadt hatte, fand die katholische Meinung eine mächtige Unterstützung.

Schon an sich mußte dieser große Umschwung auch auf alle anderen geistlichen Gebiete wirken; in der Nachbarschaft von Köln trug dazu noch ein besonderer Zufall bei. Jener Heinrich von Sachsen-Lauenburg — welcher das Beispiel Gebhards nachgeahmt haben würde, wenn es gelungen wäre, — Bischof von Paderborn und Osnabrück, Erzbischof von Bremen, ritt eines Sonntags im April 1585 von dem Hause Vöhrde

nach der Kirche; auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde; obwohl er jung und kräftig war, auch keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, starb er doch an den Folgen des Falles noch in demselben Monat. Die Wahlen, die hierauf erfolgten, schlugen nun sehr zum Vorteil des Katholizismus aus. Der neue Bischof in Osnabrück unterschrieb wenigstens die Professio fidei; ein entschiedener katholischer Eiferer aber war der neue Bischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg. Schon früher als Domherr hatte er seinen Vorfahren Widerstand geleistet und bereits im Jahre 1580 das Statut bewirkt, daß künftig nur Katholiken in das Kapitel aufgenommen werden sollten; schon hatte er auch ein paar Jesuiten kommen lassen und ihnen die Predigt im Dom sowie den Unterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums anvertraut, das letztere unter der Bedingung, daß sie sich keiner Ordenskleidung bedienen sollten. Wieviel leichter aber ward es ihm nun, diese Richtung durchzusetzen, nachdem er selber Bischof geworden war! Jetzt brauchten die Jesuiten nicht mehr ihre Anwesenheit zu verheimlichen; das Gymnasium ward ihnen unverhohlen übergeben; zu der Predigt kam die Katechese. Sie fanden hier vollauf zu tun. Der Stadtrat war durchaus protestantisch; unter den Bürgern fand man kaum noch Katholiken. Auf dem Lande war es nicht anders. Die Jesuiten verglichen Paderborn mit einem dürren Acker, der ungemeine Mühe mache und doch keine Früchte tragen wolle. Endlich — wir wer-

den es noch berühren — in dem Anfang des 17. Jahrhunderts sind sie dennoch durchgedrungen.

Auch für Münster war jener Todesfall ein wichtiges Ereignis. Da die jüngeren Domherren für Heinrich, die älteren wider ihn waren, so hatte bisher keine Wahl zustande kommen können. Jetzt ward Herzog Ernst von Bayern, Kurfürst von Köln, Bischof von Lüttich, auch zum Bischof von Münster postuliert. Der entschiedenste Katholik des Stiftes, der Domdechant Raesfeld, setzte das noch durch; er bestimmte noch aus seinem Vermögen ein Legat von 12 000 Rtlrn. für ein Kollegium der Jesuiten, das zu Münster eingerichtet werden sollte; dann starb er. Im Jahre 1587 langten die ersten Jesuiten an. Sie fanden Widerstand bei den Domherren, den Predigern, den Bürgern; aber der Rat und der Fürst unterstützten sie: ihre Schulen entwickelten ihr außerordentliches Verdienst: im dritten Jahre schon sollen sie tausend Schüler gezählt haben; eben damals, im Jahre 1590, bekamen sie durch eine freigebige Bewilligung geistlicher Güter von seiten des Fürsten vollends eine unabhängige Stellung.

Kurfürst Ernst besaß auch das Bistum Hildesheim. Obwohl hier seine Macht um vieles beschränkter war, so trug er doch auch hier zur Aufnahme der Jesuiten bei. Der erste Jesuit, der nach Hildesheim kam, war Johann Hammer, ein geborener Hildesheimer, im lutherischen Glauben erzogen — noch lebte sein Vater —, aber mit dem Eifer eines Neubekehrten

erfüllt. Er predigte mit vorzüglicher Deutlichkeit; es gelangen ihm einige glänzende Bekehrungen; allmählich faßte er festen Fuß: im Jahre 1590 bekamen die Jesuiten auch in Hildesheim Wohnung und Pension.

Wir bemerken, wie wichtig der Katholizismus des Hauses Bayern nun auch für Niederdeutschland wurde. Ein bayerischer Prinz erscheint in so vielen Sprengeln zugleich als die eigentliche Stütze desselben.

Daraus folgt aber nicht, daß dieser Fürst nun selbst sehr eifrig, sehr devot gewesen wäre. Er hatte natürliche Kinder, und man war einmal der Meinung, er werde es zuletzt auch wie Gebhard Truchseß machen. Es ist ganz merkwürdig, mit welcher Behutsamkeit ihn Papst Sixtus behandelt. Sorgfältig hütet er sich, ihn merken zu lassen, daß er von seinen Unordnungen wisse, so gut er sie auch kennen mag. Es wären dann Ermahnungen, Demonstrationen nötig geworden, die den eigensinnigen Fürsten gar leicht zu einem unerwünschten Entschluß hätten treiben können. Denn die deutschen Geschäfte ließen sich noch lange nicht behandeln, wie die niederländischen behandelt wurden. Sie forderten die zarteste persönliche Rücksicht.

Obwohl Herzog Wilhelm von Kleve sich äußerlich zum katholischen Bekenntnis hielt, war doch seine Politik im ganzen protestantisch: protestantischen Flüchtlingen gewährte er mit Vergnügen Aufnahme und Schutz; seinen Sohn Johann Wilhelm, der ein eifriger Katholik war, hielt er von allem Anteil an

den Geschäften entfernt. Leicht hätte man in Rom versucht sein können, Mißfallen und Entrüstung hierüber blicken zu lassen und die Opposition dieses Prinzen zu begünstigen. Allein Sixtus V. war viel zu klug dazu. Nur als der Prinz so lebhaft darauf drang, daß es ohne Beleidigung nicht mehr hätte vermieden werden können, wagte der Nuntius, eine Zusammenkunft in Düsseldorf mit ihm zu halten; auch dann ermahnte er denselben vor allem zur Geduld. Der Papst wollte nicht, daß er das goldene Vließ bekomme: es könne Verdacht erwecken; auch wandte er sich nicht direkt an den Vater zugunsten des Sohnes: jedes Verhältnis des letzteren zu Rom wäre mißfällig gewesen; nur durch eine Verwendung des Kaisers, die er auswirkte, suchte er dem Prinzen eine seiner Geburt angemessene Stellung zu verschaffen; den Nuntius wies er an, über gewisse Dinge zu tun, als bemerke er sie nicht. Eben diese schonungsvolle Bedachtsamkeit einer doch immer noch anerkannten Autorität blieb auch hier nicht ohne ihre Wirkung. Der Nuntius bekam nach und nach doch Einfluß: als die Protestanten auf dem Landtage auf einige Begünstigungen antrugen, war er es, der durch seine Vorstellungen hauptsächlich veranlaßte, daß sie abschläglich beschieden wurden.

Und so ward in einem großen Teile von Niederdeutschland der Katholizismus, wenn nicht augenblicklich wiederhergestellt, aber doch in großer Gefahr behauptet, festgehalten und verstärkt: er erlangte ein

Übergewicht, das sich im Laufe der Zeit zu vollkommener Herrschaft ausbilden konnte.

In dem oberen Deutschland trat unmittelbar eine verwandte Entwickelung ein.

Wir berührten den Zustand der fränkischen Bistümer. Ein entschlossener Bischof hätte wohl daran denken können, denselben zur Erwerbung einer erblichen Macht zu benutzen.

Es ist vielleicht wirklich an dem, daß Julius Echter von Mespelbronn, der im Jahre 1573, noch sehr jung und unternehmend von Natur, Bischof von Würzburg ward, einen Augenblick geschwankt hat, welche Politik er ergreifen sollte.

Er nahm an der Vertreibung des Abtes von Fulda tätigen Anteil, und es kann unmöglich eine sehr ausgesprochene katholische Gesinnung gewesen sein, was Kapitel und Stände von Fulda mit ihm in Verhältnis brachte. Eben die Herstellung des Katholizismus war ja die Hauptbeschwerde, die sie gegen ihren Abt erhoben. Auch geriet der Bischof hiedurch in Mißverhältnisse mit Rom: Gregor XIII. legte ihm auf, Fulda zurückzugeben. Er tat das gerade damals, als Truchseß seinen Abfall aussprach. In der Tat machte Bischof Julius hierauf Anstalt, sich an Sachsen zu wenden und das Haupt der Lutheraner gegen den Papst zu Hilfe zu rufen; er stand mit Truchseß in näherer Verbindung und wenigstens dieser faßte die Hoffnung, der Bischof von Würzburg werde seinem Beispiele nachfolgen; mit Vergnügen meldet dies der

Abgeordnete jenes lauenburgischen Erzbischofs von Bremen seinem Herrn.

Unter diesen Umständen läßt sich schwerlich sagen, was Bischof Julius getan haben würde, wenn sich Truchseß in Köln behauptet hätte. Nachdem das aber so vollständig fehlgeschlagen, konnte er nicht allein nicht daran denken, ihm nachzuahmen; er faßte vielmehr einen ganz entgegengesetzten Entschluß.

Wäre vielleicht die Summe seiner Wünsche nur gewesen, Herr in seinem Lande zu werden? Oder war er in seinem Herzen wirklich von streng katholischer Überzeugung? Er war doch ein Zögling der Jesuiten, in dem Kollegium Romanum erzogen. Genug, im Jahre 1584 nahm er eine Kirchenvisitation im katholischen Sinne vor, die in Deutschland ihresgleichen noch nicht gehabt hatte; mit der ganzen Stärke eines entschlossenen Willens, persönlich setzte er sie ins Werk.

Von einigen Jesuiten begleitet, durchzog er sein Land. Er ging zuerst nach Gmünden, von da nach Arnstein, Werneck, Haßfurt, so fort von Bezirk zu Bezirk. In jeder Stadt berief er Bürgermeister und Rat vor sich und eröffnete ihnen seinen Entschluß, die protestantischen Irrtümer auszurotten. Die Prediger wurden entfernt und mit Zöglingen der Jesuiten ersetzt. Weigerte sich ein Beamter, den katholischen Gottesdienst zu besuchen, so wurde er ohne Gnade entlassen; schon warteten andere, katholisch gesinnte, auf die erledigten Stellen. Aber auch jeder Privat-

mann war zu dem katholischen Gottesdienst angehalten; es blieb ihm nur die Wahl zwischen der Messe und der Auswanderung: wem die Religion des Fürsten ein Greuel sei, der solle auch an seinem Lande keinen Teil haben. Vergebens verwandten sich die Nachbarn hiegegen. Bischof Julius pflegte zu sagen: nicht das, was er tue, errege ihm Bedenklichkeiten, sondern, daß er es so spät tue. Auf das eifrigste standen ihm die Jesuiten bei. Besonders bemerkte man den Pater Gerhard Weller, der allein und ohne Gepäck zu Fuß von Ort zu Ort zog und predigte. In dem einen Jahre 1586 wurden 14 Städte und Märkte, über 200 Dörfer, an 62000 Seelen zum Katholizismus zurückgebracht. Nur die Hauptstadt des Stiftes war noch übrig; im März 1587 nahm der Bischof auch diese vor. Er ließ den Stadtrat vor sich kommen; dann setzte er für jedes Viertel und jede Pfarre eine Kommission nieder, welche die Bürger einzeln verhörte. Eben hier fand sich, daß die Hälfte derselben protestantische Meinungen hegte. Manche waren nur schwach in ihrem Glauben: bald fügten sie sich, und die feierliche Kommunion, welche der Bischof zu Ostern im Dome daselbst veranstaltete, bei der er selbst das Amt hielt, war schon sehr zahlreich; andere hielten sich länger; noch andere zogen es vor, das Ihre zu verkaufen und auszuwandern. Unter diesen waren vier Ratsherren.

Ein Beispiel, durch das sich vor allem der nächste geistliche Nachbar von Würzburg, der Bischof von

Bamberg, zur Nachahmung aufgefordert fühlte. Man kennt Gößweinstein über dem Muggendorfer Tale, wohin noch heute auf einsam steilen Pfaden durch prächtige Wälder und Schluchten aus allen Tälern umher wallfahrtendes Volk zieht. Es ist ein altes Heiligtum der Dreifaltigkeit daselbst; damals war es unbesucht, verödet. Als der Bischof von Bamberg, Ernst von Mengersdorf, im Jahre 1587 einmal dahin kam, fiel ihm dies schwer aufs Herz. Von dem Beispiel seines Nachbarn entflammt, erklärte auch er, er wolle seine Untertanen wieder „zur wahren katholischen Religion weisen; keine Gefahr werde ihn abhalten, diese seine Pflicht zu tun." Wir werden sehen, wie ernstlich sein Nachfolger daranging.

Während man sich aber im Bambergischen noch vorbereitete, fuhr Bischof Julius fort, das Würzburgische ganz umzugestalten. Alle alten Einrichtungen wurden erneuert. Die Muttergottesandachten, die Wallfahrten, die Brüderschaften zu Mariä Himmelfahrt, zu Mariä Geburt und wie sie alle heißen, lebten wieder auf, und neue wurden gegründet. Prozessionen durchzogen die Straßen; der Glockenschlag mahnte das gesamte Land zur gesetzten Stunde zum Ave Maria. Aufs neue sammelte man Reliquien und legte sie mit großem Pomp an den Stätten der Verehrung nieder. Die Klöster wurden wieder besetzt, aller Orten Kirchen gebaut; man zählt 300, die Bischof Julius gegründet hat: an ihren hohen spitzen Türmen kann sie der Reisende erkennen. Mit Erstaunen nahm

man nach wenigen Jahren die Verwandlung wahr. „Was eben erst," ruft ein Lobredner des Bischofs aus, „für abergläubisch, ja für schimpflich gegolten, das hält man nun für heilig; worin man noch eben ein Evangelium sah, das erklärt man nun für Betrug."

So große Erfolge hatte man selbst in Rom nicht erwartet. Das Unternehmen des Bischofs Julius war schon eine Zeitlang im Gange, ehe Papst Sixtus etwas davon erfuhr. Nach den Herbstferien 1586 erschien der Jesuitengeneral Aquaviva vor ihm, um ihm die Kunde von den neuen Eroberungen seines Ordens mitzuteilen. Sixtus war entzückt. Er eilte, dem Bischof seine Anerkennung zu bezeigen. Er teilte ihm das Recht zu, auch die in den vorbehaltenen Monaten erledigten Pfründen zu besetzen: denn er selbst werde ja am besten wissen, wen er zu belohnen habe.

Um so größer war aber die Freude des Papstes, da die Meldung Aquavivas mit ähnlichen Nachrichten aus den österreichischen Provinzen, besonders aus Steiermark, zusammentraf.

In demselben Jahre noch, in welchem die evangelischen Stände in Steiermark durch die Bruckerischen Landtagsbeschlüsse eine so große Unabhängigkeit erlangten, daß sie sich darin wohl mit den Ständen von Österreich vergleichen konnten, welche auch ihren Religionsrat, ihre Superintendenten und Synoden

und eine fast republikanische Verfassung besaßen, trat auch schon die Veränderung ein.

Gleich als Rudolph II. die Erbhuldigung einnahm, bemerkte man, wie so durchaus er von seinem Vater verschieden sei: die Akte der Devotion übte er in ihrer ganzen Strenge aus; mit Verwunderung sah man ihn den Prozessionen beiwohnen, selbst im harten Winter, ohne Kopfbedeckung, mit seiner Fackel in der Hand.

Diese Stimmung des Herrn, die Gunst, die er den Jesuiten angedeihen ließ, erregten schon Besorgnis und nach dem Charakter der Zeit heftige Gegenbewegungen. In dem Landhause zu Wien — denn eine eigentliche Kirche war den Protestanten in der Hauptstadt nicht verstattet — predigte der Flacianer Josua Opitz mit alle der Heftigkeit, welche seiner Sekte eigentümlich war. Indem er regelmäßig wider Jesuiten, Pfaffen und „alle Greuel des Papsttums donnerte,“ erregte er nicht sowohl Überzeugung als Ingrimm in seinen Zuhörern, so daß sie, wie ein Zeitgenosse sagt, wenn sie aus seiner Kirche kamen, „die Papisten mit den Händen hätten zerreißen mögen.“ Der Erfolg war, daß der Kaiser die Absicht faßte, die Versammlungen des Landhauses abzustellen. Indem man dies bemerkte, das Für und Wider leidenschaftlich besprach und die Ritterschaft, der das Landhaus zugehörte, sich schon mit Drohungen vernehmen ließ, kam der Tag des Fronleichnams im Jahre 1578 heran. Der Kaiser war entschlossen, dies Fest auf das feierlichste zu begehen. Nachdem er die Messe

in St. Stephan gehört, begann die Prozession, die erste, die man seit langer Zeit wieder sah: Priester, Ordensbrüder, Zünfte, in ihrer Mitte der Kaiser und die Prinzen; so ward das Hochwürdige durch die Straßen begleitet. Plötzlich aber zeigte sich, welch eine ungemeine Aufregung in der Stadt herrschte. Als man auf den Bauernmarkt kam, mußten einige Buden weggeräumt werden, um der Prozession Platz zu machen. Nichts weiter bedurfte es, um eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen. Man hörte den Ruf: „Wir sind verraten; zu den Waffen!" Chorknaben und Priester verließen das Hochwürdige, Hellebardierer und Hartschierer zerstreuten sich; der Kaiser sah sich in der Mitte einer tobenden Menge; er fürchtete einen Angriff auf seine Person und legte die Hand an den Degen; die Prinzen traten mit gezogenem Schwert um ihn her. — Man kann erachten, daß dieser Vorfall den größten Eindruck auf den ernsthaften Fürsten hervorbringen mußte, der spanische Würde und Majestät liebte. Der päpstliche Nuntius nahm davon Gelegenheit, ihm die Gefahr vorzustellen, in der er bei diesem Zustand der Dinge schwebte: Gott selbst zeige ihm darin, wie notwendig es für ihn sei, Versprechungen zu erfüllen, die er ohnehin dem Papste getan. Der spanische Gesandte stimmte dem bei. Oftmals hatte der Jesuitenprovinzial Magius den Kaiser zu einer entscheidenden Maßregel aufgefordert; jetzt fand er Gehör. Am 21. Juni 1578 erließ der Kaiser einen Befehl an Opitz, samt seinen Ge=

hilfen an Kirche und Schule noch an dem nämlichen Tage, „bei scheinender Sonne," die Stadt und binnen vierzehn Tagen die gesamten Erblande des Kaisers zu räumen. Der Kaiser fürchtete fast einen Aufruhr; für den Notfall hielt er eine Anzahl zuverlässiger Leute in den Waffen. Allein wie hätte man sich wider den Fürsten erheben sollen, der den Buchstaben des Rechts für sich hatte? Man begnügte sich, den Verwiesenen mit schmerzlichem Beileid das Geleit zu geben.

Von diesem Tage an begann in Österreich eine katholische Reaktion, welche von Jahr zu Jahr mehr Kraft und Wirksamkeit bekam.

Es ward der Plan gefaßt, den Protestantismus zunächst aus den kaiserlichen Städten zu verdrängen. Die Städte unter der Enns, die sich zwanzig Jahre früher von dem Herren- und Ritterstande hatten absondern lassen, konnten in der Tat keinen Widerstand entgegensetzen. Die evangelischen Geistlichen wurden an vielen Orten verwiesen: katholische traten an ihre Stelle: über die Privatleute ward eine strenge Untersuchung verhängt. Wir haben eine Formel, nach der man die Verdächtigen prüfte. „Glaubst du," lautet ein Artikel, „daß alles wahr ist, was die römische Kirche in Lehre und Leben festsetzt?" „Glaubst du," fügt ein anderer hinzu, „daß der Papst das Haupt der einigen apostolischen Kirche ist?" Keinen Zweifel wollte man übriglassen. Die Protestanten wurden von den Stadtämtern entfernt; es ward kein Bürger

weiter aufgenommen, den man nicht katholisch erfand. Auf der Universität mußte nun auch in Wien jeder Doktorandus zuerst die Professio fidei unterschreiben. Eine neue Schulordnung schrieb katholische Formulare, Fasten, Kirchenbesuch, den ausschließlichen Gebrauch des Katechismus des Canisius vor. In Wien nahm man die protestantischen Bücher aus den Buchläden weg; in großen Haufen führte man sie in den bischöflichen Hof. An den Wassermauten untersuchte man die ankommenden Kisten und konfiszierte Bücher oder Gemälde, welche nicht gut katholisch waren.

Mit alledem drang man noch nicht durch. In kurzem wurden zwar in Unterösterreich dreizehn Städte und Märkte reformiert; auch die Kammergüter, die verpfändeten Besitztümer hatte man in seiner Hand; allein noch behauptete der Adel eine gewaltige Opposition; die Städte ob der Enns waren enger mit ihm verbunden und ließen sich durch keine Anfechtung irren.

Nichtsdestominder hatten doch, wie man leicht erkennt, viele von jenen Maßregeln eine allgemeine Gültigkeit, der sich niemand entziehen konnte; auf Steiermark äußerten sie eine unmittelbare Rückwirkung.

In dem Momente, als schon an so vielen Orten die katholische Reaktion im Gange war, hatte sich der Erzherzog Karl zu Konzessionen verstehen müssen. Seine Stammesvettern konnten es ihm nicht ver-

zeihen. Sein Schwager Herzog Albrecht von Bayern stellte ihm vor, daß ihn der Religionsfriede berechtige, seine Untertanen zu der Religion zu nötigen, die er selber bekenne. Er riet dem Erzherzog dreierlei: einmal, alle seine Ämter, vornehmlich Hof- und geheimen Rat, nur mit Katholischen zu besetzen; sodann, auf den Landtagen die verschiedenen Stände voneinander abzusondern, um mit den einzelnen desto besser fertig werden zu können; endlich mit dem Papst in gutes Vernehmen zu treten und sich einen Nuntius von demselben auszubitten. Schon von selbst bot Gregor XIII. die Hand hiezu. Da er sehr wohl wußte, daß es hauptsächlich das Geldbedürfnis war, was den Erzherzog zu seinen Zugeständnissen bewogen hatte, so ergriff er das beste Mittel, ihn von seinen Landsassen unabhängiger zu machen: er schickte ihm selber Geld, noch im Jahre 1580 die für jene Zeit ganz bedeutende Summe von 40000 Skudi; in Venedig legte er ein noch ansehnlicheres Kapital nieder, dessen sich der Erzherzog in dem Falle bedienen könne, daß infolge seiner katholischen Bestrebungen Unruhen in dem Lande ausbrechen sollten.

Durch Beispiel, Anmahnung und wesentliche Hilfe ermutigt, nahm Erzherzog Karl seit dem Jahre 1580 eine ganz andere Stellung ein.

In diesem Jahre gab er seinen früheren Zugeständnissen eine Erklärung, welche als ein Widerruf derselben betrachtet werden konnte. Die Stände taten ihm einen Fußfall, und einen Augenblick mochte eine

so flehentliche Bitte eine Wirkung auf ihn ausüben; aber im ganzen blieb es doch bei den angekündigten Maßregeln: schon begann auch hier die Vertreibung der evangelischen Prediger.

Entscheidend war das Jahr 1584. Auf dem Landtage dieses Jahres erschien der päpstliche Nuntius Malaspina. Schon war es ihm gelungen, die Prälaten, welche sich sonst immer zu den weltlichen Ständen gehalten, von denselben zu trennen; zwischen ihnen, den herzoglichen Beamten und allen Katholischen im Lande stiftete der Nuntius eine enge Vereinigung, die in ihm ihren Mittelpunkt fand. Bisher hatte es geschienen, als sei das ganze Land protestantisch; der Nuntius verstand es, auch um den Fürsten her eine starke Partei zu bilden. Hiedurch ward der Erzherzog ganz unerschütterlich. Er blieb fest dabei, daß er den Protestantismus in seinen Städten ausrotten wolle; der Religionsfriede gebe ihm, sagte er, noch weit größere Rechte, auch über den Adel, und durch ferneren Widerstand werde man ihn noch dahin bringen, sie geltend zu machen; dann wolle er doch sehen, wer sich als Rebell beweisen wolle. So entschieden antiprotestantisch nun diese Erklärungen lauteten, lagen die Verhältnisse doch so, daß er damit ebenso weit kam wie früherhin mit seinen Zugeständnissen. Die Städte konnten die aus anderen Rücksichten dringenden Bewilligungen doch nicht versagen.

Seitdem begannen die Gegenreformationen auch in

dem gesamten erzherzoglichen Gebiete. Die Pfarren, die Stadträte wurden mit Katholiken besetzt; kein Bürger durfte eine andere als die katholische Kirche besuchen, oder seine Kinder in eine andere als die katholische Schule schicken.

Es ging nicht immer ganz ruhig ab. Die katholischen Pfarrer, die fürstlichen Kommissare wurden zuweilen verunglimpft und weggejagt. Der Erzherzog selbst geriet einmal auf der Jagd in Gefahr; es hatte sich in der Gegend das Gerücht verbreitet, ein benachbarter Prädikant sei gefangen; das Volk lief mit den Waffen zusammen, und der arme geplagte Prediger mußte selbst ins Mittel treten, um den ungnädigen Herrn vor den Bauern zu beschützen. Trotz alledem aber hatte die Sache ihren Fortgang. Die strengsten Mittel wurden angewendet; der päpstliche Geschichtschreiber faßt sie in wenig Worten zusammen: Konfiskation, sagt er, Exil, schwere Züchtigung jedes Widerspenstigen. Die geistlichen Fürsten, die in jenen Gegenden etwas besaßen, kamen den weltlichen Behörden zu Hilfe. Der Erzbischof von Köln, Bischof von Freising, änderte den Rat seiner Stadt Lack und belegte die protestantischen Bürger mit Gefängnis oder mit Geldstrafe; der Bischof von Brixen wollte in seiner Herrschaft Veldes geradezu eine neue Ackerverteilung vornehmen. Diese Tendenzen erstreckten sich über alle österreichischen Gebiete. Obwohl Tirol katholisch geblieben war, versäumte doch der Erzherzog Ferdinand in Innsbruck nicht, seine

Geistlichkeit in strenge Unterordnung zu nehmen und darauf zu sehen, daß jedermann das Abendmahl empfing; für die gemeinen Leute wurden Sonntagsschulen eingerichtet; Kardinal Andreas, der Sohn Ferdinands, ließ Katechismen drucken und verteilte sie der Schuljugend und den ununterrichteten Leuten. In Gegenden aber, wo der Protestantismus einigermaßen eingedrungen war, blieben sie nicht bei so milden Maßregeln stehen. In der Markgrafschaft Burgau, obwohl sie erst vor kurzem erworben, in der Landvogtei Schwaben, obwohl die Jurisdiktion daselbst streitig war, verfuhren sie ganz wie Erzherzog Karl in Steiermark.

Über alle diese Dinge konnte Papst Sixtus des Lobes kein Ende finden. Er rühmte die österreichischen Prinzen als die festesten Säulen des Christentums. Besonders an Erzherzog Karl erließ er die verbindlichsten Breven. Die Erwerbung einer Grafschaft, welche damals heimfiel, betrachtete man am Hofe zu Graz als eine göttliche Belohnung für so viele gute, dem Christentum geleistete Dienste.

Wenn die katholische Richtung in den Niederlanden sich vornehmlich dadurch wieder festsetzte, daß sie sich den Privilegien anbequemte, so geschah das nicht auch in Deutschland. Es blieb hier dabei, daß die Landesherrschaften ihre Hoheit und Macht um soviel erweiterten, als es ihnen gelang, die kirchliche Restau-

ration zu begünstigen. Wie eng aber diese Vereinigung kirchlicher und politischer Macht war, wie weit man darin ging, davon bietet wohl der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raittenau, das merkwürdigste Beispiel dar.

Die alten Erzbischöfe, welche die Bewegungen der Reformationszeit mit erlebt hatten, begnügten sich, dann und wann ein Edikt wider die Neuerungen zu erlassen, eine Strafe zu verhängen, einen Versuch zur Bekehrung zu machen, aber nur, wie Erzbischof Jakob sagt, „durch linde, väterliche und getreue Wege.“

Ganz anders aber war der junge Erzbischof Wolf Dietrich von Raittenau gesinnt, der im Jahre 1587 den Stuhl von Salzburg bestieg. Er war in dem Kollegium Germanicum zu Rom erzogen worden und hatte die Ideen der kirchlichen Restauration noch in voller Frische inne; er hatte hier noch den glänzenden Anfang der Regierung Sixtus' V. gesehen und sich mit Bewunderung für ihn erfüllt; einen besonderen Antrieb bildete es für ihn überdies, daß sein Oheim Kardinal war, Kardinal Altemps, in dessen Hause er eine Zeitlang gelebt hatte. Im Jahre 1588, nach der Zurückkunft von einer Reise, die ihn noch einmal nach Rom geführt, schritt er nun dazu, die unter diesen Eindrücken gefaßten Entwürfe ins Werk zu setzen. Er forderte alle Bürger seiner Hauptstadt auf, ihr katholisches Bekenntnis abzulegen. Es blieben viele damit im Rückstand; er gestattete ihnen einige Wochen Bedenkzeit; alsdann, am 3. September 1588,

befahl er ihnen, binnen einem Monat Stadt und Stift zu räumen. Nur dieser Monat und endlich auf dringende Bitten noch ein zweiter ward ihnen verstattet, ihre Güter zu verkaufen. Sie mußten dem Erzbischof von denselben einen Anschlag überreichen und durften sie auch dann nur an solche Personen überlassen, die ihm genehm waren. Nur wenige bequemten sich, von ihrem Glauben abzufallen; sie mußten dann öffentliche Kirchenbuße tun, mit brennenden Kerzen in der Hand; bei weitem die meisten, eben die wohlhabendsten Bürger der Stadt, wanderten aus. Ihr Verlust kümmerte den Fürsten nicht. In anderen Maßregeln glaubte er das Mittel gefunden zu haben, den Glanz des Erzstiftes zu erhalten. Schon hatte er die Abgaben gewaltig erhöht, Mauten und Zölle gesteigert, das Halleiner, das Schellenberger Salz mit neuem Aufschlag belegt, die Türkenhilfe zu einer ordentlichen Landessteuer ausgedehnt, Weinumgeld, Vermögens- und Erbsteuer eingeführt. Auf keine hergebrachte Freiheit nahm er Rücksicht. Der Domdechant entleibte sich selbst, — wie man glaubte, in einem Anfall von Trübsinn über die Verluste der Rechte des Kapitels. Die Anordnungen des Erzbischofs über die Salzausfertigung und das gesamte Bergwesen hatten den Zweck, die Selbständigkeit der Gewerke herabzubringen und alles seiner Kammer einzuverleiben. In Deutschland gibt es kein ähnliches Beispiel einer ausgebildeten Fiskalität in diesem Jahrhundert. Der junge Erzbischof

hatte die Ideen eines italienischen Fürstentums mit über die Alpen gebracht; Geld zu haben, schien ihm die erste Aufgabe aller Staatswirtschaft. Er hatte sich Sixtus V. zum Muster genommen: einen gehorsamen, ganz katholischen, tributären Staat wollte auch er in seinen Händen haben. Die Entfernung der Bürger von Salzburg, die er als Rebellen ansah, machte ihm sogar Vergnügen. Er ließ die leer gewordenen Häuser niederreißen und Paläste nach römischem Stil an ihrer Stelle aufrichten.

Denn vor allem liebte er den Glanz. Keinem Fremden hätte er die Ritterzehrung versagt; mit einem Gefolge von 400 Mann sah man ihn einst den Reichstag besuchen. Im Jahre 1588 war er erst 29 Jahre alt; er war voll Lebensmut und Ehrgeiz; schon faßte er die höchsten kirchlichen Würden ins Auge.

Wie nun in geistlichen und weltlichen Fürstentümern, so ging es, wenn es irgend möglich war, auch in den Städten.

Wie bitter beklagen sich die lutherischen Bürger von Gmünden, daß man sie aus der Matrikel der Bürgerstube gestrichen habe! In Biberach behauptete sich noch der Rat, den der Kommissar Kaiser Karls V. bei Gelegenheit des Interims eingesetzt hatte; die ganze Stadt war protestantisch, der Rat allein katholisch, und jeden Protestanten hielt er sorgsam aus-

geschlossen. Welche Bedrückungen erfuhren die Evangelischen in Köln und Aachen! Der Rat von Köln erklärte, er habe dem Kaiser und dem Kurfürsten versprochen, keine andere Religion zu dulden, als die katholische; das Anhören einer protestantischen Predigt bestrafte er zuweilen mit Turm und Geldbuße. Auch in Augsburg bekamen die Katholiken die Oberhand; bei der Einführung des neuen Kalenders entstanden Streitigkeiten; im Jahre 1586 wurde erst der evangelische Superintendent, dann elf Geistliche auf einmal, endlich eine Anzahl der hartnäckigsten Bürger aus der Stadt getrieben. Um verwandter Gründe willen erfolgte etwas Ähnliches 1587 in Regensburg. Schon machten auch die Städte auf das Reformationsrecht Ansprüche; ja selbst einzelne Grafen und Herren, einzelne Reichsritter, die etwa soeben von einem Jesuiten bekehrt worden, glaubten sich desselben bedienen zu dürfen und unternahmen in ihrem kleinen Gebiete die Wiederherstellung des Katholizismus.

Es war eine unermeßliche Reaktion. Wie der Protestantismus vorgedrungen, so ward er jetzt zurückgeworfen. Predigt und Lehre wirkten auch hiebei, aber noch bei weitem mehr Anordnung, Befehl und die offene Gewalt.

Wie einst die italienischen Protestanten sich über die Alpen nach der Schweiz und nach Deutschland geflüchtet hatten, so wandten sich jetzt deutsche Flüchtlinge, und in noch viel größeren Scharen, vom westlichen und südlichen Deutschland verdrängt, nach dem

nördlichen und östlichen. So wichen auch die belgischen nach Holland. Es war ein großer katholischer Sieg, der sich von Land zu Land wälzte.

Den Fortgang desselben zu begünstigen und auszudehnen, bemühten sich nun vor allem die Nuntien, welche damals in Deutschland regelmäßig zu residieren anfingen.

Wir haben eine Denkschrift des Nuntius Minuccio Minucci vom Jahre 1588 übrig, aus welcher sich die Gesichtspunkte ergeben, die man faßte, nach denen man verfuhr.

Eine vorzügliche Rücksicht widmete man dem Unterricht. Man hätte nur gewünscht, daß die katholischen Universitäten besser ausgestattet worden wären, um ausgezeichnete Lehrer herbeizuziehen; das einzige Ingolstadt war mit genügenden Mitteln versehen. Wie die Sachen standen, kam noch alles auf die jesuitischen Seminare an. Minuccio Minucci meinte, man müsse hier nicht sowohl darauf sehen, große Gelehrte, tiefe Theologen zu bilden, als gute und tüchtige Prediger. Ein Mann von mittelmäßigen Kenntnissen, der sich bescheide, nicht zu dem Gipfel der Gelehrsamkeit zu gelangen, und nicht darauf denke, sich berühmt zu machen, sei vielleicht der allerbrauchbarste und nützlichste. Er empfahl diese Rücksicht auch für die den deutschen Katholiken bestimmten Anstalten in Italien. In dem Kollegium Germanicum ward ursprünglich ein Unterschied in der Behandlung der bürgerlichen und der adeligen Jugend gemacht.

Minuccio Minucci findet es tadelnswürdig, daß man hievon abgewichen: nicht allein sträube sich nun der Adel, dahin zu gehen; auch in den Bürgerlichen erwache ein Ehrgeiz, dem hernach nicht genügt werden könne, ein Streben nach hohen Stellen, das der guten Verwaltung der unteren nachteilig werde. Übrigens suchte man damals eine dritte, mittlere Klasse heranzuziehen, die Söhne der höheren Beamten, die doch nach dem Lauf der Welt einmal wieder den größten Anteil an der Verwaltung ihrer vaterländischen Landschaften bekommen mußten. In Perugia und Bologna hatte bereits Gregor XIII. Einrichtungen für sie getroffen. Man sieht wohl: die Standesunterscheidungen, die noch jetzt die deutsche Welt beherrschen, waren schon damals ausgesprochen.

Das meiste kam immer auf den Adel an. Ihm vor allem schrieb der Nuntius die Erhaltung des Katholizismus in Deutschland zu: denn da der deutsche Adel ein ausschließendes Recht auf die Stifter habe, so verteidige er die Kirche wie sein Erbgut; jetzt setze er sich eben deshalb der Freistellung der Religion in den Stiftern entgegen; er fürchte die große Zahl der protestantischen Prinzen, welche alsdann alle Pfründen an sich ziehen würden. Eben darum müsse man auch diesen Adel schützen und schonen. Man dürfe ihn nicht mit dem Gesetz der Singularität der Benefizien plagen; ohnehin habe die Abwechselung der Residenzen ihren Nutzen: da vereinige sich der Adel aus verschiedenen Provinzen zum Schutze der

Kirche. Auch müsse man nicht etwa die Stellen an Bürgerliche zu bringen suchen; einige Gelehrte seien in einem Kapitel sehr nützlich, wie man in Köln bemerkt habe; wollte man aber hierin weiter gehen, so würde es den Ruin der deutschen Kirche verursachen.

Da entstand nun die Frage, inwiefern es möglich sei, die völlig zum Protestantismus übergetretenen Gebiete wieder herbeizubringen.

Der Nuntius ist weit entfernt, zur offenen Gewalt zu raten. Bei weitem zu mächtig scheinen ihm die protestantischen Fürsten. Aber er gibt einige Mittel an die Hand, die allmählich doch auch zum Ziele führen möchten.

Vor allem findet er es notwendig, das gute Vernehmen zwischen den katholischen Fürsten, besonders zwischen Bayern und Österreich, aufrechtzuerhalten: noch bestehe der Bund von Landsberg; man müsse ihn erneuern, erweitern; auch König Philipp von Spanien könne man aufnehmen.

Und sei es nicht möglich, einige protestantische Fürsten selbst wieder zu gewinnen? — Lange hatte man in Kurfürst August von Sachsen eine Hinneigung zum Katholizismus wahrzunehmen geglaubt: besonders durch bayerische Vermittelung war wohl dann und wann ein Versuch auf ihn gemacht worden; allein nur mit großer Vorsicht hatte es geschehen können; und da die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, sich streng an die Überzeugungen des Luthertums hielt, so war es immer vergeblich

gewesen. Im Jahre 1585 starb Anna. Es war nicht allein ein Tag der Erlösung für die bedrängten Kalvinisten: auch die Katholiken suchten sich dem Fürsten wieder zu nähern. Es scheint doch, als habe man in Bayern, wo man sich früher immer sträubte, sich jetzt bewogen gefühlt, einen Schritt zu tun; schon hielt sich Papst Sixtus bereit, dem Kurfürsten die Absolution nach Deutschland zuzusenden. Indessen starb Kurfürst August, ehe etwas ausgerichtet worden. Aber schon faßte man andere Fürsten ins Auge: Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, an dem man Entfernung von allen dem Katholizismus feindseligen Interessen, auch eine besondere Schonung katholischer Priester, die zufällig sein Gebiet berührten, bemerken wollte; Wilhelm IV. von Hessen, welcher gelehrt, friedfertig sei und zuweilen die Widmung katholischer Schriften annehme. Auch Männer des höheren norddeutschen Adels ließ man nicht aus der Acht; auf Heinrich Ranzau setzte man Hoffnung.

War nun aber der Erfolg dieser Versuche entfernt nicht zu berechnen, so gab es doch auch andere Entwürfe, bei deren Ausführung es mehr auf den eigenen Entschluß und Willen ankam.

Noch immer war die Mehrzahl der Assessoren des Kammergerichts, wie wenigstens der Nuntius versichert, protestantisch gesinnt. Es waren noch Männer der früheren Epoche, wo in den meisten, auch den katholischen Ländern, geheime oder offene Protestanten in den fürstlichen Räten saßen. Der Nuntius

findet diesen Zustand geeignet, die Katholiken zur Verzweiflung zu bringen, und dringt auf eine Abhilfe. Es scheint ihm leicht, die Assessoren der katholischen Länder zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses und alle neu einzusetzenden zu dem Eide zu nötigen, daß sie ihre Religion nicht verändern oder ihre Stelle aufgeben wollen: von Rechts wegen gehöre den Katholischen das Übergewicht in diesem Gerichte.

Noch gibt er sogar die Hoffnung nicht auf, ohne Gewalt, wenn man nur seine Befugnisse mit Nachdruck ausübe, wieder in den Besitz der verloren gegangenen Bistümer zu gelangen. Noch war nicht alle Verbindung derselben mit Rom aufgegeben; noch wies man das alte Recht der Kurie, die in den reservierten Monaten erledigten Pfründen zu besetzen, nicht geradehin zurück; selbst die protestantischen Bischöfe glaubten doch im Grunde noch der päpstlichen Bestätigung zu bedürfen, und jener Heinrich von Sachsen-Lauenburg hielt immer einen Agenten zu Rom, um dieselbe sich zu verschaffen. Wenn der päpstliche Stuhl sich dies bis jetzt noch nicht hatte zunutze machen können, so kam das daher, weil die Kaiser dem Mangel der päpstlichen Bestätigung durch Indulte abhalfen und die Besetzungen, die man für jene Pfründen von Rom aus vornahm, entweder zu spät eintrafen oder sonst einen Fehler in der Form hatten, so daß das Kapitel doch gesetzlich immer freie Hand behielt. Minucci dringt nun darauf, daß der Kaiser niemals mehr einen Indult gewähre, was bei der

damaligen Stimmung des Hofes sich wohl erreichen ließ. Die Besetzung der Pfründen hatte schon der Herzog Wilhelm von Bayern vorgeschlagen, dem Nuntius oder einem zuverlässigen deutschen Bischof anzuvertrauen. Minucci meint, man müsse zu Rom eine eigene Dataria für Deutschland gründen; da müsse man ein Verzeichnis von qualifizierten adeligen Katholiken haben, das sich ja durch den Nuntius oder die Väter Jesuiten leicht im Stand halten lasse, und nach dessen Maßgabe unverzüglich die Ernennungen vollziehen. Kein Kapitel werde es wagen, die gesetzmäßig ernannten römischen Kandidaten zurückzuweisen. Und welches Ansehen, welchen Einfluß müsse dies der Kurie verschaffen!

Wir sehen wohl, wie lebhaft man noch auf eine völlige Wiederherstellung der alten Gewalt dachte. Den Adel zu gewinnen, den höheren Bürgerstand im römischen Interesse zu erziehen, die Jugend in diesem Sinne zu unterweisen, den alten Einfluß auf die Stifter wiederherzustellen, obwohl sie protestantisch geworden, bei dem Kammergerichte das Übergewicht wiederzuerlangen, mächtige Reichsfürsten zu bekehren, die vorherrschende katholische Macht in die deutschen Bundesverhältnisse zu verflechten: so viel Entwürfe faßte man auf einmal.

Auch dürfen wir nicht glauben, daß diese Ratschläge vernachlässigt worden seien. Als man sie in Rom vorlegte, war man in Deutschland schon beschäftigt, sie auszuführen.

Die Tätigkeit und gute Ordnung des Kammergerichts beruhte vorzüglich auf den jährlichen Visitationen, die immer von sieben Ständen des Reiches nach ihrer Reihenfolge am Reichstag vorgenommen wurden. Öfter war bei diesen Visitationen die Mehrzahl katholisch gewesen; im Jahre 1588 war sie einmal protestantisch; der protestantische Erzbischof von Magdeburg sollte unter anderen daran teilnehmen. Katholischerseits entschloß man sich, dies nicht zu gestatten. Als Kurmainz im Begriff war, die Stände zu berufen, befahl ihm der Kaiser aus eigener Macht, die Visitation für dieses Jahr aufzuschieben. Es war aber mit einem Jahre nicht getan. Die Reihenfolge blieb immer die nämliche; noch lange hatte man einen protestantischen Erzbischof von Magdeburg zu fürchten; so geschah, daß man diese Verzögerungen von Jahr zu Jahr wiederholte; ja es erfolgte, daß niemals wieder eine regelmäßige Visitation gehalten worden ist, was denn dem großartigen Institut dieses höchsten Reichsgerichtes einen unersetzlichen Schaden zugefügt hat. Bald vernehmen wir die Klage, daß man dort die ungelehrten Katholiken den gelehrten Protestanten vorziehe. Auch hörte der Kaiser auf, Indulte zu geben. Im Jahre 1588 riet Minucci, auf die Bekehrung protestantischer Fürsten zu denken; im Jahre 1590 sehen wir bereits den ersten übertreten. Es war Jakob von Baden; er eröffnet eine lange Reihe.

Die Ligue.

Indem diese große Bewegung Deutschland und die Niederlande erfüllte, ergriff sie auch Frankreich mit unwiderstehlicher Gewalt. Die niederländischen Angelegenheiten hingen von jeher mit den französischen auf das engste zusammen; wie oft waren die französischen Protestanten den niederländischen, die niederländischen Katholiken den französischen zu Hilfe gekommen! Der Ruin des Protestantismus in den belgischen Provinzen war ein unmittelbarer Verlust für die Hugenotten in Frankreich.

Nun hatte aber auch außerdem die restauratorische Tendenz des Katholizismus, wie in anderen Ländern, so in Frankreich immer mehr Fuß gefaßt.

Wir bemerkten bereits den Anfang der Jesuiten; immer weiter hatten sie sich ausgebreitet. Vor allen nahm sich ihrer, wie man denken kann, das Haus Lothringen an. Der Kardinal Guise stiftete ihnen 1574 eine Akademie zu Pont à Mousson, die von den Prinzen des Hauses besucht ward. Der Herzog errichtete ein Kollegium zu Eu in der Normandie, welches man zugleich für die verbannten Engländer bestimmte.

Aber auch viele andere Gönner fanden sie. Bald war es ein Kardinal, ein Bischof, ein Abt, bald ein Fürst, ein hochgestellter Beamter, der die Kosten einer neuen Stiftung übernahm. In kurzem siedelten sie sich in Rouen, Verdun, Dijon, Bourges, Nevers

an. In den mannigfaltigsten Richtungen durchziehen ihre Missionen das Reich.

Sie fanden aber in Frankreich Gehilfen, deren sie wenigstens in Deutschland noch hatten entbehren müssen.

Schon vom Tridentiner Konzilium brachte der Kardinal von Lothringen einige Kapuziner mit; er gab ihnen in seinem Palast zu Meudon Wohnung; aber nach seinem Tode entfernten sie sich wieder. Noch war der Orden durch seine Statuten auf Italien beschränkt. Im Jahre 1573 sendete das Generalkapitel ein paar Mitglieder über die Berge, um zuerst nur den Boden zu untersuchen. Als diese gut aufgenommen wurden, so daß sie bei ihrer Rückkehr „die reichlichste Ernte“ versprachen, trug der Papst kein Bedenken, jene Beschränkung aufzuheben. Im Jahre 1574 begab sich die erste Kolonie der Kapuziner unter Fra Pacifico di S. Gervaso, der sich seine Gefährten aber selbst gewählt, über die Berge.

Es waren alles Italiener. Der Natur der Sache nach mußten sie sich zunächst an ihre Landsleute halten.

Mit Freuden empfing sie die Königin Katharina und gründete ihnen sogleich ein Kloster in Paris. Schon im Jahre 1575 finden wir sie auch in Lyon. Auf die Empfehlung der Königin bekamen sie hier die Unterstützung einiger italienischer Wechsler.

Von hier breiteten sie sich nun weiter aus, von Paris nach Caen, Rouen, von Lyon nach Marseille,

wo ihnen Königin Katharina eine Baustelle ankaufte; neue Kolonien siedelten sich 1583 in Toulouse, 1585 in Verdun an. Gar bald gelangen ihnen die glänzendsten Bekehrungen, wie 1587 von Henry Joyeuse, einem der ersten Männer des damaligen Frankreichs.

In einem Sinne wenigstens hatte aber diese religiöse Bewegung in Frankreich selbst eine noch größere Wirkung als in Deutschland. Sie brachte schon freie Nachahmungen in eigentümlichen Formen hervor. Jean de la Barrière, der die Zisterzienser-Abtei Feuillans unfern Toulouse nach den besonderen Mißbräuchen, die in Frankreich eingerissen waren, schon im neunzehnten Lebensjahre als Kommende bekommen hatte, ließ sich im Jahre 1577 als regelmäßigen Abt einsegnen und nahm Novizen auf, mit denen er die Strenge des ursprünglichen Institutes von Citeaux nicht allein zu erneuern, sondern zu übertreffen suchte. Einsamkeit, Stillschweigen, Enthaltsamkeit wurden soweit wie möglich getrieben. Diese Mönche verließen ihr Kloster niemals anders, als um in einem benachbarten Orte zu predigen; innerhalb desselben trugen sie weder Schuhe noch eine Kopfbedeckung; sie versagten sich nicht nur Fleisch und Wein, sondern auch Fische und Eier; sie lebten von Brot und Wasser, höchstens ein wenig Gemüse. Diese Strenge verfehlte nicht, Aufsehen zu erregen und Nachfolge zu erwecken; gar bald ward Dom Jean de la Barrière an den Hof von Vincennes berufen. Er zog mit 62 Gefährten, ohne von den Übungen des

Klosters etwas nachzulassen, durch einen großen Teil von Frankreich; bald darauf ward sein Institut von dem Papste bestätigt und breitete sich über das Land aus.

Es war aber auch, als sei über die gesamte Weltgeistlichkeit, obwohl die Stellen auf eine unverantwortliche Weise vergeben wurden, ein neuer Eifer gekommen. Die Weltpriester nahmen sich der Seelsorge wieder eifrig an. Die Bischöfe forderten im Jahre 1570 nicht allein die Annahme des Tridentinischen Konziliums, sondern sogar die Abschaffung des Konkordates, dem sie doch selbst ihr Dasein verdankten; von Zeit zu Zeit erneuten und verschärften sie diese Anträge.

Wer will die Momente genau angeben, durch welche das geistige Leben in diese Richtung getrieben wurde? Soviel ist gewiß, daß man bereits um das Jahr 1580 die größte Veränderung wahrnahm. Ein Venezianer versichert, die Zahl der Protestanten habe um 70 Prozent abgenommen. Das gemeine Volk war wieder ganz katholisch. Frische Anregung, Neuheit und Kraft des Impulses waren wieder auf seiten des Katholizismus.

In dieser Entwickelung bekam er aber eine neue Stellung gegen die königliche Gewalt.

Schon an sich lebte der Hof in lauter Widersprüchen. Es ließ sich nicht zweifeln, daß Heinrich III. gut katholisch war; man kam bei ihm nicht fort, wenn man nicht die Messe besuchte; er wollte keine protestanti-

schen Magistrate mehr in den Städten; aber trotz alledem blieb er doch nach wie vor dabei, die geistlichen Stellen nach der Konvenienz der Hofgunst zu besetzen ohne alle Rücksicht auf Würdigkeit und Talent, die geistlichen Güter an sich zu ziehen und zu vergeuden. Er liebte religiöse Übungen, Prozessionen, ersparte sich keine Kasteiung; aber dies hinderte ihn nicht, das anstößigste Leben selbst zu führen und anderen zu gestatten. Eine recht verworfene Liederlichkeit war am Hofe an der Tagesordnung. Die Ausschweifungen des Karnevals erregten die Entrüstung der Prediger; zuweilen wollte man die Hofleute wegen der Art ihres Todes und ihrer letzten Äußerungen nicht beerdigen: es waren eben die Lieblinge des Königs.

Daher geschah, daß die streng katholische Richtung, obwohl auf mancherlei Weise vom Hofe begünstigt, doch mit ihm in innere Opposition geriet.

Aber überdies ließ auch der König von der alten Politik, welche sich hauptsächlich in Feindseligkeiten gegen Spanien bewegte, nicht ab. Zu einer anderen Zeit hätte dies nichts zu bedeuten gehabt. Damals aber war das religiöse Element auch in Frankreich stärker als das Gefühl der nationalen Interessen. Wie die Hugenotten mit den niederländischen Protestanten, so fühlten sich die Katholischen in einem natürlichen Bunde mit Philipp II. und Farnese. Die Jesuiten, welche diesen in den Niederlanden so große Dienste leisteten, konnten nicht ohne Unruhe sehen,

daß eben die Feinde, die sie dort bekämpften, Gunst und Hilfe in Frankreich fanden.

Dazu kam nun aber, daß der Herzog von Alençon im Jahre 1584 starb und hiedurch, da der König weder Erben hatte noch zu bekommen hoffen durfte, die nächste Anwartschaft auf die Krone an Heinrich, König von Navarra, gelangte.

Vielleicht vermag die Besorgnis vor der Zukunft über die Menschen noch mehr als Zustände, die schon eingetreten sind. Diese Aussicht setzte die katholischen Franzosen insgesamt in große Bewegung, — vor allen anderen natürlich die alten Gegner und Bekämpfer Navarras, die Guisen, welche schon den Einfluß, den er als Thronfolger gewinnen mußte, wieviel mehr seine spätere Macht fürchteten. Kein Wunder, wenn sie einen Rückhalt an König Philipp suchten.

Auch diesem Fürsten aber konnte bei seiner ganzen politischen Stellung nichts willkommener sein; er trug kein Bedenken, mit den Untertanen eines fremden Reiches ein förmliches Bündnis einzugehen.

Es fragte sich nur, ob man ebenfalls in Rom, wo man so oft von einer Verbindung der Fürsten mit der Kirche geredet, jetzt die Erhebung mächtiger Vasallen gegen ihren König billigen würde.

Es läßt sich doch nicht leugnen, daß dies geschehen ist. Unter den Guisen gab es noch einige, über den Schritt, den man zu tun vorhatte, beunruhigte Gewissen. Der Jesuit Matthieu begab sich nach Rom, um eine Erklärung des Papstes auszubringen, durch

welche ihre Skrupel beschwichtigt werden könnten. Gregor XIII. erklärte auf die Vorstellungen Matthieus: er billige vollkommen die Absicht der französischen Prinzen, die Waffen gegen die Ketzer zu ergreifen; er nehme jeden Skrupel hinweg, den sie darüber hegen könnten; gewiß werde der König selbst ihr Vorhaben billigen; sollte das aber auch nicht der Fall sein, so würden sie doch ihren Plan zu verfolgen haben, um zu dem vornehmsten Zwecke, der Vertilgung der Ketzer, zu gelangen. Schon war der Prozeß gegen Heinrich von Navarra eingeleitet. Als er vollendet war, hatte Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestiegen; Sixtus sprach die Exkommunikation über Navarra und Condé aus. Die Intentionen der Ligue unterstützte er hiedurch mehr, als er es durch irgendeine andere Bewilligung vermocht hätte.

Schon hatten damals die Guisen zu den Waffen gegriffen. Sie versuchten, sich so vieler Provinzen und Plätze, als nur immer möglich, unmittelbar zu versichern.

Bei der ersten Bewegung nahmen sie so wichtige Städte, wie Verdun und Toul, Lyon, Bourges, Orleans, Mezières, ohne Schwertstreich ein. Der König, um ihnen nicht sofort zu unterliegen, ergriff das schon einmal erprobte Mittel, ihre Sache für die seine zu erklären. Aber um von ihnen angenommen zu werden, mußte er ihnen in einem förmlichen Vertrage ihre Erwerbungen bestätigen und erweitern: Bourgogne, Champagne, einen großen Teil der

Pikardie und eine Menge Plätze in anderen Teilen des Reiches überließ er ihnen.

Hierauf unternahmen der König und die Guisen gemeinschaftlich den Krieg gegen die Protestanten. Aber welch ein Unterschied! Von dem König glaubte man, er würde es sogar gern sehen, wenn die Feinde Vorteile davontrügen, um, durch die Überlegenheit ihrer Waffen scheinbar gezwungen, einen Frieden abzuschließen, der seiner zweideutigen Gesinnung entspreche. Er erwarb sich in dem Kriege ein nicht geringes Verdienst; aber niemand erkannte es an. Guise dagegen schwur, wenn ihm Gott Sieg verleihe, so wolle er nicht wieder vom Pferde steigen, bis er die katholische Religion in Frankreich auf immer befestigt habe. Mit seinen eigenen, nicht mit den königlichen Truppen überraschte er die Deutschen, welche den Hugenotten zu Hilfe kamen, auf welche diese alle ihre Hoffnungen bauten, bei Auneau und vernichtete sie gänzlich.

Der Papst verglich ihn mit Judas Maccabäus. Er war eine großartige Natur, die das Volk zu freiwilliger Verehrung mit sich fortriß; er wurde der Abgott aller Katholiken.

Der König dagegen, der nicht ohne Grund seinen Ehrgeiz fürchtete, geriet in eine durchaus falsche Stellung; er wußte selbst nicht, was er tun, nicht einmal, was er wünschen sollte. Der päpstliche Gesandte Morosini findet, er bestehe gleichsam aus zwei Personen: er wünsche die Niederlage der Hugenotten

und fürchte sie ebensosehr; er fürchte die Niederlage der Katholiken und wünsche sie doch auch; durch diesen inneren Zwiespalt sei es dahin gekommen, daß er seinen Neigungen nicht mehr folge, seinen eigenen Gedanken nicht mehr glaube.

Eine Stimmung, welche notwendig alles Vertrauen raubt und geraden Weges ins Verderben führt.

Die Katholiken hielten dafür, daß eben der, der an ihrer Spitze stehe, insgeheim wider sie sei; jede flüchtige Berührung mit den Leuten des Navarra, jede geringfügige Begünstigung irgendeines Protestanten rechneten sie ihm an; sie hielten dafür, daß der allerchristlichste König selbst die Wiederherstellung des Katholizismus hindere: die Vorliebe, welche er seinen Günstlingen, vor allem Epernon bewies, auf den er im Gegensatz mit den Guisen sich zu stützen gedachte, vermehrte nur die Entzweiung und den Haß gegen ihn.

Unter diesen Umständen bildete sich dem Bunde der Fürsten zur Seite auch eine Union der Bürger im katholischen Sinne. In allen Städten ward das Volk durch Prediger bearbeitet, welche eine wilde Opposition gegen die Regierung mit einem heftigen religiösen Eifer vereinigten; in Paris ging man weiter. Es waren drei Prediger und ein angesehener Bürger, welche zuerst den Gedanken faßten, eine populäre Vereinigung zur Verteidigung des Katholizismus zu stiften. Sie schwuren einander zuvörderst, selbst ihren letzten Blutstropfen dafür aufzuopfern; jeder nannte ein paar sichere Freunde; ihre erste Zusammenkunft

mit diesen hielten sie in einer geistlichen Zelle in der Sorbonne. Bald sahen sie die Möglichkeit, die ganze Stadt zu umfassen. Zur Leitung der Angelegenheit ward ein engerer Ausschuß aufgestellt, welcher das Recht erhielt, im Notfalle selbst Geld einzufordern; in jedem der sechzehn Quartiere der Stadt ward eine Person mit der Aufsicht über dasselbe beauftragt. Auf das rascheste und geheimste schritt die Anwerbung fort. Über die in Vorschlag gebrachten ward in dem Ausschusse erst beratschlagt. Denen, die man aufzunehmen nicht für gut hielt, ward nichts weiter mitgeteilt. Für die verschiedenen Kollegien hatte der Bund seine Leute; einen für die Rechenkammer, einen für die Prokuratoren des Hofes, einen für die Clerks, einen für die Greffiers usw. Bald war die Stadt, die ohnehin eine katholisch-militärische Organisation empfangen, von diesem geheimeren und wirksameren Bunde umfaßt. In Orleans, Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rouen setzte sich die Verbindung fort, und es erschienen Abgeordnete der Einverstandenen in Paris. Sie verbanden sich alle, keinen Hugenotten in Frankreich zu dulden und die Mißbräuche der Regierung abzuschaffen.

Es ist der Bund genannt der Sechzehn. Sowie er sich einigermaßen erstarkt sah, gab er den Guisen Nachricht. Im tiefsten Geheimnisse kam Mayenne, der Bruder des Herzogs, nach Paris. Die Fürsten und die Bürger schlossen ihre Union.

Heinrich III. fühlte den Boden unter seinen Füßen

beben. Von Tag zu Tag wurden ihm die Bewegungen seiner Gegner hinterbracht. Schon war man in der Sorbonne so kühn, die Frage aufzuwerfen, ob es recht sei, einem Fürsten, der seine Pflicht nicht tue, den Gehorsam zu entziehen; in einem Rate von dreißig bis vierzig Doktoren bejahte man sie. Der König war höchst entrüstet; er drohte, wie Papst Sixtus zu verfahren und die widerspenstigen Prediger an die Galeere schmieden zu lassen. Allein er hatte nicht die Tatkraft des Papstes; er tat nichts weiter, als daß er die Schweizer, die in seinem Dienst waren, in die Nähe der Hauptstadt vorrücken ließ.

Erschrocken über die Drohung, die hierin lag, schickten die Bürger an Guise und baten ihn, zu kommen und sie zu beschützen. Der König ließ ihn wissen, daß er es nicht gern sehen werde. Guise kam dennoch.

Es war alles reif zu einer großen Explosion.

Als der König die Schweizer einrücken ließ, brach sie aus. In einem Moment war die Stadt barrikadiert. Die Schweizer wurden zurückgedrängt, das Louvre bedroht; der König mußte sich zur Flucht entschließen.

Schon hatte Guise einen so großen Teil von Frankreich inne; jetzt ward er auch Herr von Paris. Bastille, Arsenal, Hotel de Ville, alle umliegenden Orte fielen in seine Hand. Der König war ganz überwältigt. In kurzem mußte er sich bequemen, zu einem Verbote der protestantischen Religion zu schreiten und

den Guisen noch mehr Plätze einzuräumen, als sie schon hatten. Der Herzog von Guise konnte als Herr der Hälfte von Frankreich angesehen werden; über die andere gab ihm die Würde eines Generalleutnants des Königreiches, die ihm Heinrich III. verlieh, eine gesetzliche Autorität. Die Stände wurden zusammenberufen; es war kein Zweifel, daß die katholische Meinung das Übergewicht in dieser Versammlung haben würde. Die entscheidendsten Schritte zum Verderben der Hugenotten, zugunsten der katholisch-guisischen Partei waren von ihr zu erwarten.

Savoyen und die Schweiz.

Es versteht sich, daß das Übergewicht des Katholizismus in diesem mächtigen Reiche auch auf die benachbarten Gebiete eine verwandte Wirkung ausüben mußte.

Namentlich schlossen sich die katholischen Kantone der Schweiz immer enger an das geistliche Prinzip, das spanische Bündnis an.

Es ist auffallend, welch ungemeine Wirkungen die Errichtung einer stehenden Nuntiatur, wie in Deutschland, so auch in der Schweiz nach sich zog.

Unmittelbar nachdem sie stattgefunden, im Jahre 1586, vereinigten sich die katholischen Kantone zu dem sogenannten goldenen oder borromäischen Bunde, in welchem sie sich und auf ewig ihre Nachkommen verbinden, „bei dem wahren ungezweifelten alten aposto-

lischen römischen katholischen Glauben zu leben und zu sterben." Darauf empfingen sie die Hostie aus der Hand des Nuntius.

Wäre die Partei, welche sich 1587 zu Mülhausen der Gewalt bemächtigte, wirklich, wie sie dazu Miene machte, und zur rechten Zeit zum katholischen Glauben übergetreten, so würde sie von den Katholiken ohne Zweifel unterstützt worden sein; in dem Hause des Nuntius zu Luzern wurden bereits Konferenzen darüber gehalten. Aber die Mülhäuser bedachten sich zu lange; auf das rascheste führten dagegen die Protestanten ihren Zug aus, durch welchen sie die alte, hauptsächlich ihnen zugewandte Regierung wiederherstellten.

In diesem Augenblick aber taten die drei Waldstätte mit Zug, Luzern und Freiburg einen neuen bedeutenden Schritt. Nach langer Unterhandlung schlossen sie am 12. Mai 1587 einen Bund mit Spanien, in welchem sie dem Könige immerwährende Freundschaft zusagten, ihm Werbungen in ihrem Gebiete, den Durchzug durch ihre Gebirge verstatteten und Philipp II. ihnen entsprechende Zugeständnisse machte. Hauptsächlich gelobten sie einander, im Falle sie um der heiligen apostolischen Religion willen in einen Krieg verwickelt würden, wechselseitigen Beistand aus allen ihren Kräften. Die sechs Orte nahmen bei diesem Abkommen niemanden aus, selbst nicht ihre Eidgenossen; vielmehr war der Bund ohne Zweifel eben diesen entgegengesetzt: es gab sonst niemanden,

mit dem sie um der Religion willen hätten besorgen müssen in den Krieg zu geraten.

Wie viel stärker war doch auch hier das religiöse Moment als das nationale! Die Gemeinschaft im Glauben vereinigte jetzt die alten Schwyzer und das Haus Österreich! Die Eidgenossenschaft ward für den Augenblick hintangesetzt.

Ein Glück war es noch, daß es keinen Anlaß zu augenblicklicher Fehde gab. Der Einfluß jener Verbindungen ward zunächst nur von Genf empfunden.

Der Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, ein Fürst sein lebelang von unruhigem Ehrgeiz, hatte schon oft die Neigung gezeigt, sich bei günstiger Gelegenheit der Stadt Genf wieder zu bemächtigen, als deren rechtmäßigen Herrn er sich betrachtete; aber immer waren seine Absichten von vornherein an dem Widerstande der Schweizer und der Franzosen, an dem Schutze, den diese Mächte den Genfern angedeihen ließen, gescheitert.

Jetzt aber hatten sich die Verhältnisse geändert. Im Sommer 1588, unter dem Einflusse Guises, versprach Heinrich III., eine Unternehmung gegen Genf nicht mehr stören zu wollen. Wenigstens die katholischen Kantone der Schweiz hatten jetzt nichts mehr dagegen. Soviel ich finde, forderten sie nur, daß Genf, wenn es erobert sei, nicht als Festung bestehen solle.

Hierauf rüstete sich der Herzog zum Angriff. Die Genfer verloren den Mut nicht: zuweilen drangen sie sogar in das herzogliche Gebiet vor. Allein dies-

mal leistete ihnen Bern nur eine sehr zweideutige Hilfe. Bis in die Mitte dieser mit allen protestantischen Interessen so eng verflochtenen Stadt hatte die katholische Partei ihre Verbindungen erstreckt; es gab eine Faktion in derselben, welche es so ungern nicht gesehen hätte, wenn Genf in die Hände des Herzogs gefallen wäre. Daher kam es, daß der Herzog gar bald im Vorteil war. Die zunächst an die Schweiz grenzenden Grafschaften besaß er bisher nur unter sehr beschränkenden Bedingungen, die ihm durch frühere Friedensschlüsse mit Bern aufgelegt worden; er ergriff die Gelegenheit, sich fürs erste hier vollkommener zum Herrn zu machen. Er verjagte die Protestanten, die er bisher hatte dulden müssen; die ganze Landschaft machte er ausschließend katholisch. Bisher war ihm verboten gewesen, auf diesem Teile seines Gebietes Festungen anzulegen; jetzt gründete er deren an allen Stellen, wo sie ihm nicht allein zur Verteidigung, sondern auch zur Bedrängung von Genf dienen mußten.

Ehe aber diese Verhältnisse sich weiter entwickelten, waren andere Unternehmungen in Gang gekommen, welche noch ungleich wichtigere Erfolge, eine vollständige Umwandlung der europäischen Verhältnisse erwarten ließen.

Angriff auf England.

Die Niederlande waren zum größeren Teile bezwungen, und es ward bereits über eine freiwillige

Unterwerfung der übrigen verhandelt; in Deutschland hatte sich die katholische Bewegung so vieler Territorien bemeistert, und es war ein Anschlag gefaßt, sich der noch fehlenden zu bemächtigen; durch Siege, Besetzungen der festen Plätze, Anhänglichkeit des Volkes und gesetzliche Autorität ging der Vorfechter des französischen Katholizismus auf einem Wege daher, der ihn zur höchsten Gewalt führen zu müssen schien; auch die alte Metropole der protestantischen Doktrin, die Stadt Genf, ward durch ihre bisherigen Bündnisse nicht mehr geschützt! — In diesem Augenblick wurde der Plan gefaßt, dem Baume die Axt an die Wurzel zu legen und England anzugreifen.

Der Mittelpunkt der gesamten protestantischen Macht und Politik war ohne Zweifel in England. An Königin Elisabeth hatten die noch unbezwungenen niederländischen Provinzen sowie die Hugenotten in Frankreich ihren vornehmsten Rückhalt.

Aber auch schon in England war, wie wir sahen, der innerliche Kampf eröffnet. Von einer absichtlich zu diesem Zwecke genährten religiösen Begeisterung und der Liebe zur Heimat zugleich angetrieben, kamen immer neue Zöglinge der Seminare, immer mehr Jesuiten herüber. Königin Elisabeth begegnete ihnen mit scharfen Gesetzen. Im Jahre 1582 ließ sie es geradezu für Hochverrat erklären, einen ihrer Untertanen von der in dem Reiche eingeführten Religion zu der römischen verleiten zu wollen. Im Jahre 1585 gebot sie allen Jesuiten und Priestern der Seminare,

England binnen 40 Tagen zu verlassen, bei Strafe, als Landesverräter behandelt zu werden, ungefähr ebenso, wie die protestantischen Prediger aus so vielen Gebieten katholischer Fürsten weichen mußten. In diesem Sinne ließ sie damals die hohe Kommission in Wirksamkeit treten: einen Gerichtshof, ausdrücklich dazu bestimmt, den Übertretungen der Akten des Supremats und der Uniformität nachzuforschen, nicht allein in den gewöhnlichen gesetzlichen Formen, sondern durch welche Mittel und Wege es immer ratsam scheinen möge, auch durch Abnötigung eines körperlichen Eides: eine Art von protestantischer Inquisition. Bei alledem wollte Elisabeth noch immer das Ansehen vermeiden, als ob sie die Freiheit des Gewissens verletze. Sie erklärte, nicht die Herstellung der Religion liege jenen Jesuiten am Herzen; ihre Absicht sei nur, das Land zum Abfall von der Regierung zu verleiten und auswärtigen Feinden den Weg zu bahnen. Die Missionare protestierten „vor Gott und den Heiligen," wie sie sagen, „vor Himmel und Erde," ihr Zweck sei lediglich religiöser Art und berühre die königliche Majestät nicht. Allein welcher Verstand wäre fähig gewesen, diese Momente zu unterscheiden! Nicht mit einer einfachen Beteuerung ließen sich die Inquisitoren der Königin abweisen. Sie forderten eine Erklärung, ob der Fluch, welchen Pius V. über die Königin ausgesprochen, rechtmäßig sei und einen Engländer verpflichte; die Gefangenen sollten sagen, wenn der Papst sie von dem Eide der Treue

entbinde und England angreife, was sie dann tun, auf welcher Seite sie sich halten würden. Die armen geängstigten Leute wußten nicht, wie sie sich herauswinden sollten. Sie antworteten wohl, sie würden dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes sei; aber diese Ausflucht selbst nahmen ihre Richter für ein Geständnis. Und so füllten sich die Gefängnisse; Hinrichtung erfolgte auf Hinrichtung; auch der Katholizismus bekam seine Märtyrer: man hat ihre Anzahl unter der Regierung der Elisabeth auf ungefähr 200 schätzen wollen. Natürlich ward damit der Eifer der Missionare doch nicht unterdrückt; mit der Strenge der Gesetze wuchs die Zahl der Widerspenstigen, der Rekusanten, wie man sie nannte, wuchs auch ihre Erbitterung; an den Hof selbst gelangten Flugschriften, in denen die Tat der Judith an Holofernes als ein nachahmungswürdiges Beispiel von Gottesfurcht und Heldenmut aufgestellt wurde; noch immer wandten sich die Blicke der meisten nach der gefangenen Königin von Schottland, die ja den päpstlichen Aussprüchen zufolge die rechtmäßige Fürstin von England war; sie hofften noch immer einen allgemeinen Umschwung der Dinge von einem Angriff der katholischen Mächte. In Italien und Spanien wurden die herbsten Darstellungen der Grausamkeiten verbreitet, denen die Rechtgläubigen in England ausgesetzt seien, Darstellungen, die jedes katholische Herz empören mußten.

Vor allen nahm Papst Sixtus daran Anteil. Es ist ganz wahr, daß er für eine so großartige und tapfere Persönlichkeit, wie sie Elisabeth zeigte, eine gewisse Hochachtung empfand, und er hat wirklich einmal den Antrag an sie gebracht, sie möge in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren. Sonderbarer Antrag. Als ob sie hätte wählen können, als ob nicht ihr bisheriges Leben, die Bedeutung ihres Daseins, ihre Weltstellung, wenn ja ihre Überzeugung nicht vollkommen gewesen wäre, sie an die protestantischen Interessen gefesselt hätten! Elisabeth erwiderte kein Wort; aber sie lachte. Als der Papst dies hörte, sagte er, er müsse darauf denken, ihr das Königreich mit Gewalt zu entreißen.

Vorher hatte er es nur angedeutet. Im Frühjahr 1586 ging er schon unverhohlen heraus. Er rühmte sich, den König von Spanien zu einer Unternehmung gegen England ganz anders unterstützen zu wollen, als Karl V. von früheren Päpsten unterstützt worden sei.

Im Januar 1587 klagte er laut über die Saumseligkeit der Spanier. Er zählte die Vorteile auf, die ihnen ein englischer Sieg für die Wiedereroberung des Restes der Niederlande darbiete.

Schon wurde er bitter darüber. Als Philipp II. eine Pragmatika erließ, durch welche die Titulaturen überhaupt und mithin auch die beschränkt wurden, welche die römische Kurie in Anspruch nahm, geriet der Papst in Feuer und Flamme. „Wie?" rief er

aus, „gegen uns will Don Philipp ungestüm tun und läßt sich von einem Weibe mißhandeln?"

In der Tat, geschont wurde der König nicht. Elisabeth nahm sich der Niederländer öffentlich an; alle amerikanischen und europäischen Küsten machte Drake unsicher. Was Papst Sixtus aussprach, war im Grunde die Meinung aller Katholiken. Sie wurden irre an dem mächtigen Könige, der sich so viel gefallen lasse. Die Cortes von Kastilien lagen ihm an, sich zu rächen.

Sogar persönlich war Philipp beleidigt. In Komödien und Maskenzügen ward er verspottet, und einmal hinterbrachte man ihm das doch. Der bejahrte Herr, nur der Verehrung gewohnt, sprang von seinem Stuhl auf; niemals hatte man ihn so entrüstet gesehen.

In dieser Stimmung waren Papst und König, als die Nachricht einlief, Elisabeth habe die gefangene Königin von Schottland hinrichten lassen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welche rechtliche Befugnis sie dazu gehabt haben möge; hauptsächlich war es doch ein Akt politischer Justiz. Der erste Gedanke entsprang, soviel ich finde, bereits zur Zeit der Bartholomäusnacht. In einem seiner Briefe an Lord Burghley drückt der damalige Bischof von London die Besorgnis aus, daß ein so verräterisches Beginnen sich auch über England ausdehnen möge; er findet, der Grund dieser Gefahr liege hauptsächlich in der schottischen Königin: „Die Sicherheit des Reiches," ruft er aus, „erfordert, ihr das Haupt abzuschlagen."

Um wie viel mächtiger war aber jetzt die katholische Partei in Europa geworden; wie viel mehr war sie selbst in England in Gärung und Bewegung! Mit den Guisen, ihren Vettern, den Mißvergnügten im Lande, mit dem König von Spanien und dem Papst stand Maria Stuart unaufhörlich in geheimer Verbindung. Das katholische Prinzip, inwiefern es seiner Natur nach der bestehenden Regierung entgegengesetzt war, repräsentierte sich in ihr; bei dem ersten Sukzeß der katholischen Partei würde sie unfehlbar zur Königin ausgerufen worden sein. Diese ihre Stellung, aus der Lage der Dinge entspringend, der sie sich denn allerdings nicht entzog, büßte sie mit dem Leben.

Aber diese Hinrichtung brachte nun auch die spanischen und päpstlichen Entwürfe zur Reife. So viel wollte man sich doch nicht gefallen lassen. Sixtus erfüllte das Konsistorium mit seinen Ausrufungen über die englische Jesabel, welche sich an dem geweihten Haupt einer Fürstin vergreife, die niemandem untertan sei als Jesu Christo und, wie sie selbst bekannt, dem Stellvertreter desselben. Um zu zeigen, wie so ganz er die Tätigkeit der katholischen Opposition in England billige, ernannte er den ersten Begründer der Seminare, Wilhelm Allen, zum Kardinal der Kirche: eine Ernennung, in der man wenigstens in Rom sogleich eine Kriegserklärung gegen England erblickte. Auch ward nunmehr ein förmlicher Bund zwischen Philipp II. und dem Papst abgeschlossen. Der Papst versprach dem König eine Beihilfe von

einer Million Skudi zu seiner Unternehmung; aber, wie er immer auf seiner Hut war, besonders wenn es Geldsachen anbetraf, so verpflichtete er sich erst alsdann zu zahlen, wenn der König einen englischen Hafen in Besitz genommen habe. „Eure Majestät zögere nicht länger," schrieb er an denselben, „jede Zögerung würde die gute Absicht in eine schlimme Wirkung verwandeln." Der König strengte alle Kräfte seines Reiches an und setzte die Armada in Stand, die man die unüberwindliche genannt hat.

Und so erhoben sich die italienisch-spanischen Kräfte, von denen schon so gewaltige Wirkungen in aller Welt ausgegangen, zu einem Angriff auch auf England. Schon ließ der König aus dem Archiv von Simaukas die Ansprüche zusammenstellen, die er nach dem Abgang der Stuarts selbst auf jene Krone habe; glänzende Aussichten, besonders einer allgemeinen Seeherrschaft, knüpfte er an diese Unternehmung.

Es schien alles zusammenzugreifen, die Übermacht des Katholizismus in Deutschland, der erneute Angriff auf die Hugenotten in Frankreich, der Versuch gegen Genf, die Unternehmung gegen England. In demselben Augenblicke bestieg, was wir später näher betrachten wollen, ein entschieden katholischer Fürst, Sigismund III., den polnischen Thron, mit dem Rechte dereinstiger Thronfolge auch in Schweden.

In Momenten, wo irgendein Prinzip, welches es auch sei, nach der unbedingten Herrschaft in Europa trachtet, wird sich ihm aber allemal ein starker Wider-

stand entgegensetzen, der aus den tiefsten Quellen des Lebens hervorgeht.

Philipp II. fand in England jugendlich starke, im Gefühl ihrer zukünftigen Bestimmung aufstrebende Kräfte sich gegenüber. Die kühnen Korsaren, die alle Meere unsicher gemacht, sammelten sich um die Küsten ihres Vaterlandes. Die Protestanten sämtlich, selbst die Puritaner — obwohl sie so starke Bedrückungen hatten ausstehen müssen wie die Katholiken, — vereinigten sich um die Königin, die jetzt ihren männlichen Mut, ihr fürstliches Talent, zu gewinnen, zu leiten, festzuhalten, bewundernswürdig bewährte; die insulare Lage des Landes, die Elemente standen mit der Verteidigung im Bunde; die unüberwindliche Armada war vernichtet, ehe sie nur noch angegriffen hatte; die Unternehmung scheiterte vollkommen.

Es versteht sich jedoch, daß der Plan, die große Intention selbst damit nicht sofort aufgegeben wurde.

Die Katholiken wurden von den Schriftstellern ihrer Partei erinnert, auch Julius Cäsar, auch Heinrich VII., der Großvater der Elisabeth, seien bei ihren ersten Angriffen auf England unglücklich gewesen, aber zuletzt doch Herren im Lande geworden. Oft verzögere Gott den Sieg seiner Getreuen. Die Kinder Israel seien im Kriege gegen den Stamm Benjamin, den sie auf Gottes ausdrückliches Geheiß unternommen, zweimal mit großem Verluste geschlagen worden; erst der dritte Angriff habe ihnen den Sieg gebracht, „da habe die reißende Flamme

die Städte und Dörfer Benjamin verheert, die Schärfe des Schwertes Menschen und Vieh getroffen." „Daran," riefen sie aus, „mögen die Engländer gedenken und über den Verzug der Strafe nicht übermütig werden!"

Auch Philipp II. hatte den Mut keineswegs verloren. Seine Absicht war, kleinere und leichter bewegliche Fahrzeuge auszurüsten und mit diesen dann nicht erst im Kanal eine Vereinigung mit der niederländischen Macht, sondern sogleich die Landung an der englischen Küste zu versuchen. Im Arsenal zu Lissabon ward auf das lebhafteste gearbeitet. Der König war entschlossen, alles daranzusetzen, und müßte er, sagte er einst bei Tische, die silbernen Leuchter, die vor ihm standen, verkaufen.

Indem er aber darauf dachte, eröffneten sich ihm noch andere Aussichten, ein neuer Schauplatz für die Tätigkeit der italienisch-spanischen, römisch-katholischen Streitkräfte.

Ermordung Heinrichs III.

Bald nach dem Unglück der Flotte trat in Frankreich eine Reaktion ein, unerwartet, wie so oft, gewaltsam, blutig.

In dem Augenblicke, daß Guise, der die Stände von Blois nach seinem Willen lenkte, mit dem Amte eines Konnetabel die Leitung der gesamten Reichsgeschäfte in die Hände bekommen zu müssen schien, ließ ihn Heinrich III. umbringen. Dieser König, der

sich von den Männern katholisch-spanischer Gesinnung umfangen und in seiner Selbständigkeit gefährdet sah, riß sich auf einmal von ihnen los und warf sich in den Widerstand.

Aber mit Guise war nicht seine Partei, war nicht die Ligue vernichtet. Nun erst nahm sie eine unumwunden feindselige Stellung an und schloß sich enger noch als zuvor an Spanien.

Papst Sixtus war ganz auf ihrer Seite.

Schon die Ermordung des Herzogs, den er liebte und bewunderte, in dem er eine Stütze der Kirche sah, erfüllte ihn mit Schmerz und Unwillen; unerträglich aber kam es ihm vor, daß dabei auch der Kardinal Guise ermordet worden, „ein Priesterkardinal," rief er in dem Konsistorium aus, „ein edles Glied des Heiligen Stuhles, ohne Prozeß noch Urteil, durch die weltliche Gewalt, gleich als wäre der Papst gar nicht auf der Welt, gleich als gäbe es keinen Gott mehr!" Er macht seinem Legaten Morosini Vorwürfe, daß er den König nicht sogleich exkommuniziert habe: er hätte es tun müssen, und wenn es ihm hundertmal das Leben gekostet hätte.

Der König ließ sich den Zorn des Papstes wenig anfechten. Er war nicht zu bewegen, den Kardinal von Bourbon oder den Erzbischof von Lyon, die er auch gefangen hielt, herauszugeben. Von Rom aus forderte man immer, er solle Heinrich von Navarra für unfähig erklären, den Thron zu besteigen; statt dessen verband er sich mit demselben.

Hierauf entschloß sich auch der Papst zu dem äußersten Schritte. Den König selbst zitierte er nach Rom, um sich wegen der Ermordung des Kardinals zu rechtfertigen. Wenn er die Gefangenen nicht in einer bestimmten Zeit ausliefere, solle er mit dem Banne belegt sein.

So müsse er verfahren, erklärte er; täte er anders, so würde er von Gott zur Rechenschaft gefordert werden als der unnützeste aller Päpste; da er nun damit seine Pflicht erfülle, so habe er die ganze Welt nicht zu fürchten; er zweifle nicht, Heinrich III. werde umkommen wie König Saul.

Von den Eifrig-Katholischen, den Anhängern der Ligue, ward der König ohnehin als ein Verruchter, ein Verworfener verabscheut; das Bezeigen des Papstes bestärkte sie in ihrer wilden Opposition. Eher, als man hätte glauben sollen, traf die Vorhersagung desselben ein. Am 23. Juni war das Monitorium in Frankreich publiziert worden; am 1. August ward der König von Clement ermordet.

Der Papst war selbst erstaunt. „In der Mitte seines Heeres," ruft er aus, „im Begriff Paris zu erobern, in seinem eigenen Kabinett ist er von einem armen Mönch mit einem einzigen Stoße umgebracht worden." Er schreibt dies einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zu, der dadurch bezeuge, daß er Frankreich nicht verlassen wolle.

Wie kann doch ein Wahn die Gemüter so allgemein fesseln! Es war dies eine bei unzähligen

Katholiken verbreitete Überzeugung. „Nur der Hand des Allmächtigen selbst,“ schreibt Mendoza an Philipp, „hat man dies glückliche Ereignis zu verdanken.“ Fern in Ingolstadt lebte der junge Maximilian von Bayern, mit seinen Studien beschäftigt; in einem der ersten Briefe, die von ihm übrig sind, drückt er seiner Mutter die Freude aus, mit der ihn die Nachricht erfüllt habe, „daß der König von Frankreich umgebracht worden“.

Jedoch hatte dies Ereignis auch eine andere Seite. Heinrich von Navarra, den der Papst exkommuniziert, die Guisen so heftig verfolgt hatten, trat nun in seine legitimen Rechte ein. Ein Protestant nahm den Titel eines Königs von Frankreich an.

Die Ligue, Philipp II., der Papst waren entschlossen, ihn unter keiner Bedingung zum Genusse seiner Rechte gelangen zu lassen. An die Stelle Morosinis, der bei weitem zu lau zu sein schien, schickte Sixtus V. einen neuen Legaten, Gaetano, der sich der kirchlich-politischen Idee der spanischen Partei, vor allem dem Gesandten des Königs Philipp vollkommen anschloß, nach Frankreich und gab ihm, was er noch nie getan, eine Summe Geldes mit, die er zum Besten der Ligue verwenden könne. Vor allem sollte er dafür sorgen, daß kein anderer als ein Katholik König von Frankreich werde. Allerdings würde die Krone einem Prinzen von Geblüt gehören; aber das sei nicht das einzige, worauf es ankomme; auch in anderen Fällen sei man von der strengen

Ordnung der Erbfolge abgewichen; niemals aber habe man einen Ketzer genommen: die Hauptsache bleibe, daß der König ein guter Katholik sei.

Bei dieser Gesinnung fand es der Papst sogar lobenswürdig, daß der Herzog von Savoyen sich die Verwirrung von Frankreich zunutze machte, um Saluzzo, das damals den Franzosen gehörte, in Besitz zu nehmen. Es sei besser, sagte Sixtus, daß der Herzog es nehme, als daß es den Hugenotten in die Hände falle.

Und nun kam alles darauf an, der Ligue im Kampf gegen Heinrich IV. den Sieg erringen zu helfen.

Hiezu ward ein neuer Vertrag zwischen Spanien und dem Papst entworfen. Der eifrigste Inquisitor, Kardinal Sanseverina, ward unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses damit beauftragt, den Entwurf aufzusetzen. Der Papst versprach wirklich, eine Armee von 15 000 Mann zu Fuß und 800 Pferden nach Frankreich zu schicken; er erklärte sich überdies bereit, Subsidien zu zahlen, sobald der König mit einem mächtigen Heere in Frankreich eingedrungen sein werde. Die päpstliche Heeresmacht sollte von dem Herzog von Urbino, einem Untertanen Seiner Heiligkeit und Anhänger Seiner Majestät befehligt werden.

Dergestalt rüsteten sich jene italienisch-spanischen Kräfte, im Bunde mit ihren Anhängern in Frankreich, sich dieser Krone auf immer zu versichern.

Eine größere Aussicht konnte es weder für Spanien

noch für den Papst geben. Spanien wäre der alten Nebenbuhlerschaft, von der es sich so lange beschränkt gesehen, auf immer entledigt worden. Die Folge hat gezeigt, wie sehr dies Philipp II. am Herzen lag. Auch für die päpstliche Macht aber wäre es ein unermeßlicher Fortschritt gewesen, auf die Einsetzung eines Königs in Frankreich einen tätigen Einfluß auszuüben. Schon Gaetano hatte den Auftrag, die Einführung der Inquisition, die Abschaffung der gallikanischen Freiheiten zu fordern. Aber noch mehr hätte es bedeutet, daß ein legitimer Fürst aus Rücksichten der Religion vom Throne ausgeschlossen worden wäre. Die kirchlichen Antriebe, die ohnehin die Welt in allen Richtungen durchdrangen, würden dadurch eine vollkommene Oberherrschaft erlangt haben.

Sechstes Buch.

Innere Gegensätze der Lehre und der Macht.

1589—1607.



Wie hatte die geistige Entwickelung der Welt doch so durchaus einen anderen Gang genommen, als den man zu Anfang des Jahrhunderts hätte erwarten sollen!

Damals lösten sich die kirchlichen Bande auf; die Nationen suchten sich von dem gemeinschaftlichen geistlichen Oberhaupte abzusondern; an dem römischen Hofe selbst spottete man der Prinzipien, auf denen die Hierarchie beruhte; in Literatur und Kunst walteten profane Bestrebungen vor; man trug die Grundsätze einer heidnischen Moral unverhohlen zur Schau.

Jetzt wie ganz anders! Im Namen der Religion wurden Kriege angefangen, Eroberungen gemacht, Staaten umgewälzt! Es hat nie eine Zeit gegeben, in welcher die Theologen mächtiger gewesen wären, als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Sie saßen in den fürstlichen Räten und verhandelten die politischen Materien vor allem Volk auf den Kanzeln; sie beherrschten Schule, Gelehrsamkeit und im ganzen die Literatur; der Beichtstuhl gab ihnen Gelegenheit, die geheime Zwiesprache der Seele mit sich selbst zu belauschen und in allen Zweifeln des Privatlebens den Ausschlag zu geben. Man darf vielleicht behaupten, daß ihr Einfluß gerade dadurch so umfassend und durchgreifend wurde, weil sie miteinander in

einem so heftigen Widerspruch lagen, weil sie ihren Gegensatz in sich selber trugen.

War dies nun auf beiden Seiten der Fall, so lag es doch auf der katholischen am meisten zutage. Hier waren die Ideen und Institute, welche das Gemüt unmittelbar in Zucht und Leitung nehmen, am zweckmäßigsten ausgebildet; man konnte gar nicht mehr ohne Beichtvater leben. Hier machten ferner die Geistlichen, entweder als Genossen eines Ordens oder doch als Mitglieder der Hierarchie überhaupt, eine in strenger Unterordnung zusammengehaltene Korporation aus, die in einem Sinne zu Werke ging. Das Haupt dieses hierarchischen Körpers, der Papst zu Rom, bekam wieder einen nicht viel geringeren Einfluß, als er im elften und zwölften Jahrhundert besessen hatte; durch die Unternehmungen, die er aus dem religiösen Gesichtspunkte unaufhörlich in Anregung brachte, hielt er die Welt in Atem.

Unter diesen Umständen erwachten die kühnsten Ansprüche hildebrandischer Zeit; Grundsätze, die bisher in den Rüsthäusern des kanonischen Rechtes mehr als Antiquitäten aufbewahrt worden, gelangten aufs neue zu voller Wirksamkeit und Geltung.

Unser europäisches Gemeinwesen hat sich noch niemals dem Gebote der reinen Gewalt unterworfen; noch ist es in jedem Momente mit Ideen erfüllt gewesen: es kann kein wichtiges Unternehmen gelingen, keine Macht zu allgemeiner Bedeutung emporsteigen, ohne daß zugleich in den Geistern das Ideal einer

hervorzubringenden Weltordnung erschiene. Auf diesem Punkte entspringen die Theorien. Den geistigen Sinn und Inhalt der Tatsache reproduzieren sie und stellen ihn als eine Forderung der Vernunft oder der Religion, als ein Ergebnis des Gedankens in dem Lichte einer allgemeingültigen Wahrheit dar. So nehmen sie die Vollendung des Ereignisses gleichsam im voraus in Besitz; zugleich kommen sie demselben mächtig zu Hilfe.

Betrachten wir, wie das hier geschah.

Kirchlich-politische Theorie.

Nicht selten hat man dem katholischen Prinzip eine besondere Bedeutung für die monarchische oder die aristokratische Staatsform, eine innere Hinneigung zu denselben zuschreiben wollen. Ein Jahrhundert wie das sechzehnte, worin dies Prinzip in voller Tatkraft und Selbstbestimmung auftrat, kann uns hierüber am meisten belehren. In der Tat finden wir, daß es sich damals in Italien und Spanien an die bestehende Ordnung der Dinge anschloß, in Deutschland dazu diente, der fürstlichen Macht ein neues Übergewicht über die Landstände zu verschaffen, in den Niederlanden die Eroberung beförderte, daß es auch in Oberdeutschland, in den wallonischen Provinzen mit besonderer Vorliebe von dem Adel festgehalten ward. Fragen wir aber weiter nach, so sind dies doch nicht die einzigen Sympathien, die es erweckte. Wie in Köln

von den Patriziern, so ward es unsern davon in Trier von der Gemeinde ergriffen; in den großen französischen Städten verbündet es sich allenthalben mit den Ansprüchen, den Bestrebungen des gemeinen Volkes. Es kommt ihm nur darauf an, wo es seine Stütze, seinen vornehmsten Rückhalt findet. Sind ihm die bestehenden Gewalten entgegengesetzt, so ist es weit entfernt, sie zu schonen, ja nur anzuerkennen. Die irische Nation bestärkt es in ihrer angeborenen Widerspenstigkeit gegen die englische Regierung; in England selbst untergräbt es, soviel es vermag, den Gehorsam, den die Königin fordert, und bricht oft in tätigem Widerstand hervor; in Frankreich bestätigt es endlich seine Anhänger in der Empörung wider ihren legitimen Fürsten. An und für sich hat das religiöse Prinzip überhaupt keine Vorliebe für die eine oder die andere Regierungsform. Während der kurzen Zeit seiner Erneuerung hat der Katholizismus schon die verschiedensten Hinneigungen offenbart: zuerst zu der monarchischen Gewalt in Italien und Spanien, zur Befestigung der Territorialherrschaft in Deutschland, sodann in den Niederlanden zur Erhaltung der Gerechtsamen aristokratischer Stände; am Ende des Jahrhunderts gesellt er sich entschieden den demokratischen Tendenzen zu. Es ist dies um so wichtiger, da er jetzt in der höchsten Fülle seiner Tätigkeit steht und die Bewegungen, an denen er teilnimmt, die wichtigsten Weltangelegenheiten ausmachen. Gelingt es den Päpsten in diesem Augenblicke, so werden sie auf

immer einen überwiegenden Einfluß auf den Staat erobert haben. Sie treten mit Ansprüchen, ihre Anhänger und Vorfechter mit Meinungen und Grundsätzen hervor, welche Reiche und Staaten zugleich mit inneren Umwälzungen und mit dem Verluste ihrer Unabhängigkeit bedrohen.

Es waren hauptsächlich die Jesuiten, die auf dem Kampfplatz erschienen, um Lehren dieser Art vorzutragen und zu verfechten.

Zunächst nahmen sie eine unbeschränkte Oberhoheit der Kirche über den Staat in Anspruch.

Mit einer gewissen Notwendigkeit kamen sie darauf in England, wo die Königin durch die Landesgesetze für das Haupt der Kirche erklärt worden war. Eben diesem Grundsatze begegneten die Häupter der katholischen Opposition mit den schroffsten Anmaßungen von der anderen Seite. Wilhelm Allen erklärt es nicht allein für das Recht, sondern für die Pflicht einer Nation, besonders wenn der Befehl des Papstes hinzukomme, einem Fürsten, der von der katholischen Kirche abgefallen, den Gehorsam zu versagen. Person findet, es sei die Grundbedingung aller Macht eines Fürsten, daß er den römisch-katholischen Glauben pflegen und beschützen solle: dahin laute sein Taufgelübde, sein Krönungseid; es würde Blindheit sein, ihn auch alsdann noch für thronfähig zu halten, wenn er diese Bedingung nicht erfülle; vielmehr seien die Untertanen verbunden, ihn in einem solchen Falle zu verjagen. Natürlich! Diese Autoren setzen Zweck und

Pflicht des Lebens überhaupt in die Übung der Religion; die römisch-katholische halten sie für die allein wahre; sie schließen, daß es keine rechtmäßige Gewalt geben könne, welche dieser Religion widerstrebe: das Dasein einer Regierung, den Gehorsam, den sie findet, machen sie von der Anwendung ihrer Macht zugunsten der katholischen Kirche abhängig.

Es war dies aber der Sinn der aufkommenden Doktrin überhaupt. Was in England in der Hitze des Streites vorgetragen worden, wiederholte Bellarmin von der Einsamkeit seiner Studierstube her in ausführlichen Werken, in einem zusammenhängenden, wohlüberdachten Systeme. Er legte die Behauptung zugrunde, daß der Papst der gesamten Kirche als ihr Hüter und Oberhaupt unmittelbar von Gott selbst vorgesetzt sei. Deshalb komme demselben einmal die Fülle der geistlichen Macht zu: ihm sei verliehen, daß er nicht irren könne; er richte alle und dürfe von niemandem gerichtet werden: sodann entspringe ihm daher auch ein großer Anteil an der weltlichen Autorität. So weit geht Bellarmin nicht, dem Papst eine weltliche Gewalt direkt, durch göttliches Recht zuzuschreiben, obwohl Sixtus V. diese Meinung hegte und es sogar übelnahm, wenn man sie fahren ließ; aber desto unzweifelhafter mißt er ihm eine solche indirekt bei. Die weltliche Gewalt vergleicht er mit dem Leibe, die geistliche mit der Seele des Menschen: er schreibt der Kirche die nämliche Herrschaft über den Staat zu, welche die Seele über den Leib ausübe. Die geist-

liche Gewalt habe das Recht und die Pflicht, der Welt Zügel anzulegen, sobald sie den Zwecken der Religion schädlich werde. Man könne nicht sagen, daß dem Papst ein regelmäßiger Einfluß auf die Gesetzgebung des Staates zukomme; wäre aber ein Gesetz zum Heile der Seelen notwendig und weigerte sich der Fürst, es zu erlassen, und wäre ein Gesetz dem Heile der Seelen nachteilig und wollte der Fürst hartnäckig dabei verharren, so sei der Papst allerdings berechtigt, das eine anzuordnen, das andere abzuschaffen. Und auch schon mit diesem Prinzip kommt er doch sehr weit. Gebiete nicht die Seele dem Leibe selbst den Tod, wenn es nötig sei? In der Regel könne der Papst einen Fürsten freilich nicht absetzen: sollte es aber zum Heile der Seelen notwendig werden, so besitze er das Recht, die Regierung zu verändern, sie von einem auf den anderen zu übertragen.

Bei diesen Behauptungen lag nur die Einwendung sehr nahe, daß doch auch die königliche Gewalt auf göttlichem Rechte beruhe.

Oder welcher Ursprung, welche Bedeutung wohnten ihr sonst bei?

Die Jesuiten trugen kein Bedenken, die fürstliche Macht vom Volke herzuleiten. Mit ihren Lehren von der päpstlichen Allgewalt verschmolzen sie die Theorie von der Volkssouveränität zu einem Systeme. Schon bei Allen und Person lag sie mehr oder minder ausgesprochen zugrunde; Bellarmin sucht sie ausführlich zu begründen. Er findet, Gott habe die weltliche Ge-

walt an niemanden besonders verliehen; daraus folge, daß er sie der Menge verliehen habe; die Gewalt ruhe demnach in dem Volke: das Volk übertrage sie bald einem einzigen, bald mehreren; es behalte sogar immer das Recht, diese Formen zu ändern, die Macht zurückzunehmen und aufs neue zu übertragen. Man glaube nicht, daß dies nur seine individuelle Ansicht gewesen sei: es ist in der Tat die herrschende Lehre der Jesuitenschulen dieser Zeit. In einem Handbuche für die Beichtväter, das sich durch die ganze katholische Welt verbreitete und von dem Magister sacri palatii revidiert war, wird die fürstliche Gewalt nicht allein als dem Papst unterworfen betrachtet, insoweit es das Heil der Seelen erfordere; es heißt darin mit dürren Worten: ein König könne wegen Tyrannei oder Vernachlässigung seiner Pflichten von dem Volke abgesetzt und dann von der Mehrzahl der Nation ein anderer an seine Stelle gewählt werden. Franziskus Suarez, Professor primarius der Theologie zu Coimbra, macht es sich in seiner Verteidigung der katholischen Kirche gegen die anglikanische zum besonderen Geschäft, die Lehre des Bellarmin zu erläutern und zu bestätigen. Mit augenscheinlicher Vorliebe aber bildet Mariana die Idee der Volkssouveränität aus. Alle Fragen, die hiebei vorkommen können, wirft er auf und entscheidet sie unbedenklich zugunsten des Volkes, zum Nachteil der königlichen Gewalt. Er bezweifelt nicht, daß ein Fürst abgesetzt, ja getötet werden dürfe, namentlich dann, wenn er die Religion verletze. Dem Jakob

Clement, welcher erst die Theologen zu Rate zog und dann ging und seinen König umbrachte, widmet er einen Lobspruch voll pathetischer Emphase. Er geht hiebei wenigstens ganz folgerichtig zu Werke. Eben diese Lehren hatten ohne Zweifel den Fanatismus des Mörders entflammt.

Denn nirgends wurden sie wohl mit so wilder Heftigkeit verkündigt als in Frankreich. Man kann nichts Antiroyalistischeres lesen als die Diatriben, die Jean Boucher von der Kanzel erschallen ließ. In den Ständen findet dieser Prediger die öffentliche Macht und Majestät, die Gewalt zu binden und zu lösen, die unveräußerliche Souveränität, das Richteramt über Szepter und Reiche: denn in ihnen sei ja auch der Ursprung derselben; von dem Volke komme der Fürst nicht durch Notwendigkeit und Zwang, sondern durch freie Wahl. Das Verhältnis des Staates und der Kirche faßt er wie Bellarmin auf; er wiederholt das Gleichnis von Leib und Seele. Nur eine Bedingung, sagt er, schränke den freien Willen des Volkes ein: nur das eine sei ihm verboten, einen ketzerischen König anzunehmen; es würde damit den Fluch Gottes über sich herbeiziehen.

Seltsame Vereinigung geistlicher Ansprüche und demokratischer Ideen, absoluter Freiheit und vollständiger Unterwürfigkeit, widersprechend in sich selbst und antinational, die aber die Gemüter wie durch unerklärlichen Zauber fesselte.

Die Sorbonne hatte bisher noch immer die könig-

lichen und nationalen Vorrechte gegen die priesterlichen ultramontanen Ansprüche in Schutz genommen. Als jetzt, nach der Ermordung der Guisen, jene Lehren auf allen Kanzeln gepredigt wurden, als man auf den Straßen ausrief, auf Altären, in Prozessionen symbolisch darstellte, daß sich König Heinrich III. seiner Krone verlustig gemacht habe, wandten sich „die guten Bürger und Einwohner der Stadt", wie sie sich nennen, „in den Skrupeln ihres Gewissens" an die theologische Fakultät der Universität zu Paris, um über die Rechtmäßigkeit ihres Widerstandes gegen ihren Herrn eine sichere Entscheidung zu empfangen. Hierauf versammelte sich die Sorbonne am 7. Januar 1589. „Nachdem," lautet ihr Urteil, „die reifliche und freie Beratung aller Magistri gehört, nachdem viele und mancherlei Gründe vernommen worden — aus der Heiligen Schrift, dem kanonischen Recht und den päpstlichen Verordnungen größtenteils wörtlich gezogen —, ist von dem Dekan der Fakultät, ohne allen Widerspruch, dahin geschlossen worden: zuerst, daß das Volk dieses Reiches von dem Eide der Treue und des Gehorsams, den es dem König Heinrich geleistet hat, entbunden sei; ferner, daß dieses Volk ohne Beschwerde in seinem Gewissen sich vereinigen, bewaffnen, Geld zusammenbringen könne zur Behauptung der römisch-katholischen apostolischen Religion gegen die verabscheuungswürdigen Unternehmungen des genannten Königs." Siebzig Mitglieder der Fakultät waren hiebei zugegen; vornehmlich die jün-

geren setzten den Beschluß mit wilder Begeisterung durch.

Die allgemeine Zustimmung, welche diese Theorien fanden, kam ohne Zweifel hauptsächlich daher, weil sie wirklich in diesem Augenblick der Ausdruck der Tatsachen, der Begebenheiten waren. In den französischen Unruhen waren ja eben volkstümlicher und geistlicher Widerstand von verschiedenen Seiten her in Bund getreten; die Pariser Bürgerschaft ward von einem Legaten des Papstes in der Empörung wider ihren rechtmäßigen Fürsten bestätigt und festgehalten; Bellarmin war selbst eine Zeitlang in der Begleitung des Legaten; die Doktrinen, die er in gelehrter Einsamkeit ausgebildet und mit so viel Folgerichtigkeit, mit so großem Beifall vorgetragen, drückten sich in dem Ereignis aus, das er erlebte und mit hervorrief.

Auch hängt es wohl hiemit zusammen, daß die Spanier diese Lehren guthießen, daß ein auf den Besitz der Macht so eifersüchtiger Fürst, wie Philipp II., sie duldete. Das spanische Königtum beruhte ja ohnehin auf einem Zusatz geistlicher Attribute. In so vielen Stücken des Lope de Vega sieht man, daß es die Nation so verstand, daß sie in ihrem Fürsten die religiöse Majestät liebte und dargestellt zu sehen wünschte. Aber überdies war der König mit den Bestrebungen der katholischen Restauration, nicht allein mit den Priestern, sondern mit dem empörten Volke selbst verbündet. Das Volk von Paris widmete ihm ein bei weitem größeres Vertrauen als den französischen

Fürsten, den Oberhäuptern der Ligue. Gleichsam ein neuer Bundesgenosse trat dem König in der Lehre der Jesuiten auf. Es war nicht abzusehen, daß er etwas von ihnen zu fürchten haben sollte; vielmehr gaben sie seiner Politik eine rechtlich-religiöse Rechtfertigung, die ihm selbst für sein Ansehen in Spanien von vielem Vorteil war, seinen auswärtigen Unternehmungen aber unmittelbar den Weg bahnte. Mehr an diesen augenblicklichen Nutzen als an die allgemeine Bedeutung der jesuitischen Doktrin hielt sich der König.

Und hat es nicht in der Regel mit den politischen Lehrmeinungen eine ähnliche Bewandtnis? Erwachsen sie mehr aus den Tatsachen, oder bringen sie dieselben mehr hervor? Liebt man sie mehr um ihrer selbst willen, oder mehr wegen des Nutzens, den man sich von ihnen verspricht?

Jedoch nimmt ihnen dies nichts an ihrer Kraft. Indem die jesuitischen Doktrinen die Bestrebungen des restaurierenden Papsttums oder vielmehr des weltgeschichtlichen Momentes, in welchem es sich befand, ausdrückten, gaben sie denselben durch systematische Begründung in dem Sinne der vorwaltenden theologischen Überzeugung eine neue Kraft; sie beförderten eine Richtung in den Gemütern, von welcher der Sieg eben abhing.

Opposition der Lehre.

Niemals jedoch ist in unserem Europa weder eine Macht, noch auch eine Lehre, am wenigsten eine politische, zu vollkommener Alleinherrschaft gediehen. Auch läßt sich keine denken, die nicht, mit dem Ideale und den höchsten Forderungen verglichen, einseitig und beschränkend werden müßte.

Noch allezeit hat sich auch den zur ausschließenden Herrschaft anstrebenden Meinungen ein Widerspruch entgegengesetzt, der, aus dem unerschöpflichen Grunde des allgemeinen Lebens entsprungen, frische Kräfte hervortrieb.

Nahmen wir wahr, daß keine Macht emporkommen wird, die nicht zugleich auf der Grundlage der Idee beruhe, so können wir hinzufügen, daß sie auch in der Idee ihre Beschränkung findet; die großen, lebenerzeugenden Kämpfe vollziehen sich immer zugleich in den Regionen der Überzeugung, des Gedankens.

So trat nun auch der Idee der weltbeherrschenden priesterlichen Religion die Unabhängigkeit der Nationalität, die eigene Bedeutung des weltlichen Elementes mächtig entgegen.

Das germanische Fürstentum, ausgebreitet über die romanischen Nationen und tief in ihnen gewurzelt, hat niemals zerstört werden können, weder durch priesterliche Ansprüche, noch durch die Fiktion der Volkssouveränität, die sich zuletzt immer unhaltbar erwiesen hat.

Der abenteuerlichen Verbindung, in welche beide damals miteinander getreten, setzte man die Lehre von dem göttlichen Rechte des Fürstentums entgegen.

Zunächst ward sie von den Protestanten, die früher wohl auch geschwankt haben mochten, mit dem vollen Eifer eines Feindes ergriffen, der seinen Gegner ein sehr gefährliches Spiel wagen, sich auf Pfaden bewegen sieht, welche ins Verderben führen müssen.

Gott allein, behaupten die Protestanten, setze dem Menschengeschlecht seine Fürsten; er habe sich vorbehalten, zu erhöhen und zu erniedrigen, die Gewalt auszuteilen und zu ermäßigen. Wohl steige er nicht mehr vom Himmel herab, um diejenigen mit dem Finger zu bezeichnen, welchen die Herrschaft gebühre; aber durch seine ewige Vorsehung seien in jedem Reiche Gesetze, bestimmte Ordnungen eingeführt, nach denen ein Herrscher angenommen werde. Komme ein Fürst kraft dieser Ordnung zur Gewalt, so sei das ebensogut, als sage Gottes Stimme: das soll euer König sein. Wohl habe Gott einstmals seinem Volke Mosen, die Richter, die ersten Könige persönlich gewiesen; aber nachdem einmal eine feste Ordnung eingeführt worden, seien die anderen, die nach jenen zum Throne gelangt, ebensogut die Gesalbten Gottes gewesen.

Von diesen Grundsätzen aus drangen nun die Protestanten auf die Notwendigkeit, sich auch ungerechten und tadelnswürdigen Fürsten zu unterwerfen. Vollkommen sei ohnehin niemand. Halte man es einmal

für erlaubt, von der Ordnung Gottes abzuweichen, so würde man auch bei geringeren Fehlern Anlaß nehmen, sich eines Fürsten zu entledigen. Nicht einmal die Ketzerei befreie so im ganzen von dem Gehorsam. Einem gottlosen Vater dürfe der Sohn zwar nicht in dem gehorchen, was wider Gottes Gebot sei; aber übrigens bleibe er ihm doch zur Ehrfurcht und Unterordnung verpflichtet.

Es würde schon etwas bedeutet haben, wenn allein die Protestanten diese Meinungen ausgebildet und festgehalten hätten. Aber noch viel wichtiger war es, daß sie damit bei einem Teile der französischen Katholiken Eingang fanden, oder vielmehr, daß diese ihnen durch eine frei entwickelte Überzeugung beistimmten.

Der päpstlichen Exkommunikation zum Trotz blieb noch immer ein nicht unbedeutender Kern guter Katholiken Heinrich III. getreu und ging alsdann zu Heinrich IV. über. Die jesuitischen Lehren schlugen bei dieser Partei nicht an. Es fehlte ihr nicht an Gründen, um ihre Stellung zu verteidigen, auch ohne darum vom Katholizismus abzufallen.

Sie bemühte sich zunächst, die Gewalt des Klerus, sein Verhältnis zur weltlichen Macht nun einmal auch von der anderen Seite her zu bestimmen. Sie fand, das geistliche Reich sei nicht von dieser Welt; die Gewalt des Klerus beziehe sich nur auf geistliche Dinge: die Exkommunikation könne ihrer Natur nach nur die kirchliche Gemeinschaft anbetreffen, von weltlichen Rechten vermöge sie nichts zu rauben. Aber

ein König von Frankreich dürfe ja nicht einmal von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden; es gehöre dies mit zu den Vorrechten des Wappens der Lilie; viel weniger sei der Versuch erlaubt, ihm sein Erbrecht zu entreißen! Und wo stehe es nun vollends geschrieben, daß man gegen seinen König rebellieren, die Wege der Gewalt gegen ihn brauchen dürfe? Gott habe ihn eingesetzt; wie er sich denn von Gottes Gnaden nenne; in dem einzigen Falle dürfe man ihm den Gehorsam versagen, wenn er etwas fordere, was gegen Gottes Gebot laufe. — Aus diesem göttlichen Rechte leiteten sie dann ab, daß es ihnen nicht allein erlaubt, sondern daß es Pflicht für sie sei, auch einen protestantischen König anzuerkennen. Wie Gott den König gebe, so müsse der Untertan ihn annehmen: ihm zu gehorchen sei Gottes Gebot; einen Grund, um einen Fürsten seiner Rechte zu berauben, könne es überhaupt gar nicht geben. Sie behaupteten sogar, daß ihr Verfahren für die katholischen Interessen das zuträglichste sei. Heinrich IV. sei verständig, gnädig, aufrichtig; nichts als Gutes lasse sich von ihm erwarten; wollte man sich von ihm lossagen, so würden sich allenthalben kleine Machthaber erheben, in der allgemeinen Spaltung würde die protestantische Partei erst vollends das Übergewicht bekommen.

Dergestalt trat innerhalb der Grenzen des Katholizismus selbst eine Opposition gegen die durch die Restauration entwickelten Bestrebungen des Papsttums hervor, und es war gleich anfangs zweifelhaft,

ob man zu Rom vermögen werde, diese Gegner zu unterdrücken. Die Lehre der Opposition mochte minder ausgebildet sein, minder geübte Verfechter haben, aber sie war besser in den Überzeugungen der europäischen Welt gegründet; ihre ganze Stellung war in sich selbst gerecht und untadelhaft; vor allem kam ihr zustatten, daß die päpstlichen Doktrinen mit der spanischen Macht im Bunde standen.

Die Monarchie Philipps II. schien der allgemeinen Freiheit von Tag zu Tag gefährlicher zu werden; über ganz Europa hin erweckte sie jenen eifersüchtigen Widerwillen, der weniger aus vollbrachten Gewalttaten entspringt, als aus der Furcht davor, der Gefahr der Freiheit, — der die Gemüter ergreift, ohne daß man sich der Gründe dazu vollkommen bewußt wäre.

Zwischen Rom und Spanien bestand jetzt eine so enge Verbindung, daß die Widersacher der geistlichen Ansprüche sich zugleich dem Fortgange der spanischen Macht entgegenstellten. Sie erfüllten damit eine europäische Notwendigkeit, und schon deshalb konnte es ihnen nicht an Beistimmung und Unterstützung fehlen. Eine geheime Sympathie vereinigt die Völker. Jener nationalen Partei französischer Katholiken traten unaufgefordert, an unerwarteter Stelle, entschlossene Verbündete hervor, und zwar in Italien selbst, vor den Augen des Papstes: zuerst in Venedig.

In Venedig hatte wenige Jahre früher — 1582 — eine geräuschlose, in der Geschichte der Republik fast ganz übersehene, aber nichtsdestoweniger sehr einfluß=

reiche Veränderung stattgefunden. Bisher waren die wichtigen Geschäfte in den Händen weniger alter Patrizier aus einem kleinen Kreise von Geschlechtern gewesen. Damals erkämpfte sich eine mißvergnügte Mehrheit in dem Senate, besonders aus den jüngeren Mitgliedern bestehend, den Anteil an der Verwaltung, der ihnen den Worten der Verfassung nach allerdings zukam.

Nun hatte zwar auch die bisherige Regierung niemals versäumt, ihre Selbständigkeit sorgfältig zu behaupten; aber sie hatte sich doch, soviel es immer tunlich gewesen, den Maßregeln der Spanier und der Kirche angeschlossen; die neue nahm diese Rücksichten nicht mehr; schon um des Gegensatzes willen hegte sie die Neigung, diesen Mächten Widerpart zu halten.

Den Venezianern lag dies ohnehin sehr nahe.

Auf der einen Seite bemerkten sie mit Mißvergnügen, daß die Lehre von der päpstlichen Allmacht, von dem blinden Gehorsam auch bei ihnen gepredigt wurde; auf der anderen befürchteten sie den völligen Untergang des europäischen Gleichgewichtes, wenn es den Spaniern gelingen sollte, sich einen vorherrschenden Einfluß in Frankreich zu verschaffen. Auf der Feindseligkeit der beiden Länder hatte die Freiheit von Europa bisher zu beruhen geschienen.

Und so folgte man der Entwickelung der französischen Angelegenheiten mit doppelt lebendigem Anteil. Mit Begierde griff man nach den Schriften, welche die königlichen Rechte verteidigten. Besonders war

eine Gesellschaft von Staatsmännern und Gelehrten einflußreich, die sich bei Andrea Morosini versammelte, an der Leonardo Donato, Niccolo Contarini, nachher beide Dogen, Domenico Molino, später ein leitendes Oberhaupt der Republik, Fra Paolo Sarpi und einige andere ausgezeichnete Männer teilnahmen: alle noch in den Jahren, in denen man geeignet ist, neue Gedanken nicht allein zu ergreifen, sondern auch festzuhalten und durchzusetzen, sämtlich erklärte Widersacher der kirchlichen Anmaßungen und der Übermacht der Spanier. Um eine politische Richtung, auch wenn sie in den Dingen gegründet ist, auszubilden und ihr Nachdruck zu geben, wird es immer sehr wichtig sein, wenn sich talentvolle Männer finden, die sie in ihrer Person darstellen und, einverstanden untereinander, sie jeder in seinem Kreise ausbreiten: doppelt wichtig ist es in einer Republik.

Unter diesen Umständen blieb man nicht allein bei Gesinnungen und Hinneigungen stehen. Von allem Anfang hatten die Venezianer das Vertrauen auf Heinrich IV., daß er fähig sein werde, Frankreich wieder zu erheben, das verlorene Gleichgewicht herzustellen. Obwohl dem Papste, der Heinrich IV. exkommuniziert hatte, mannigfaltig verpflichtet, obwohl von den Spaniern, die ihn zu verderben wünschten, zu Land und See umfaßt und an sich von keiner weltbedeutenden Macht, hatten sie doch unter allen Katholiken zuerst das Herz, diesen König anzuerkennen. Auf

die Notifikation ihres Botschafters Mocenigo ermächtigten sie denselben, Heinrich IV. zu beglückwünschen. Ihr Beispiel verfehlte nicht, andere anzuregen. Wiewohl Großherzog Ferdinand von Toskana zu einer öffentlichen Anerkennung nicht den Mut hatte, setzte er sich doch persönlich in ein freundschaftliches Verhältnis zu dem neuen Könige. Der protestantische Fürst sah sich plötzlich von katholischen Verbündeten umgeben, ja von ihnen gegen das oberste Haupt ihrer Kirche in Schutz genommen.

In den Zeiten einer wichtigen Entscheidung wird die öffentliche Meinung von Europa allemal eine unzweifelhafte Hinneigung offenbaren. Glücklich der, auf dessen Seite sie sich schlägt; seine Unternehmungen gehen ihm noch einmal so leicht vonstatten. Jetzt begünstigte sie die Sache Heinrichs IV. Die Ideen, die sich an seinen Namen anschlossen, waren kaum ausgesprochen, aber schon so mächtig, daß sie einen Versuch machen konnten, das Papsttum selbst an sich zu ziehen.

Letzte Zeiten Sixtus' V.

Wir kommen hier noch einmal auf Sixtus V. Nachdem wir seine innere Verwaltung, seinen Anteil an der kirchlichen Restauration beobachtet, müssen wir noch ein Wort von seiner Politik überhaupt sagen.

Da ist es nun besonders auffallend, wie der unerbittlichen Justiz, die er ausübte, dem harten Finanzsystem, das er einführte, seinem genauen Haushalt

eine außerordentliche Neigung zu phantastischen politischen Plänen zur Seite stand.

Was sind ihm nicht alles für Ideen durch den Kopf gegangen!

Lange Zeit hat er sich geschmeichelt, dem türkischen Reiche ein Ende machen zu können. Er knüpfte Verständnisse im Orient an: mit Persien, einigen arabischen Häuptlingen, den Drusen; er rüstete Galeeren aus: andere sollten ihm Spanien und Toskana liefern; so dachte er von der See her dem Könige Stephan Bathory von Polen zu Hilfe zu kommen, der den Hauptangriff von der Landseite auszuführen bestimmt war. Der Papst hoffte alle Kräfte des Nordostens und des Südwestens zu dieser Unternehmung zu vereinigen; er überredete sich, Rußland werde sich dem Könige von Polen nicht allein anschließen, sondern unterwerfen.

Ein andermal erging er sich in dem Gedanken, entweder allein, oder doch nur mit Toskana vereinigt Ägypten zu erobern. Die weitaussehendsten Absichten faßte er hiebei in Sinn: die Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelländischen, die Herstellung des alten Welthandels, die Eroberung des Heiligen Grabes. Gesetzt aber, das zeige sich nicht sogleich ausführbar, — könnte man dann nicht wenigstens einen Streifzug nach Syrien unternehmen, um das Grab des Heilandes von geschickten Meistern aus dem Felsen herausheben und wohlumkleidet nach Italien schaffen zu lassen? Schon gab

er der Hoffnung Raum, dies größte Heiligtum der Welt einmal in Montalto aufstellen zu können: dann werde sein Vaterland, die Mark, wo ja auch das heilige Haus zu Loreto stehe, die Geburtsstätte und die Grabstätte des Heilandes in sich schließen.

Entwürfe oder vielmehr — denn dies Wort lautet fast zu bestimmt — Einbildungen, Luftschlösser der außerordentlichsten Art. Wie sehr scheinen sie jener angestrengten realen, auf das Ziel dringenden Tätigkeit des Papstes zu widersprechen!

Und doch — dürfte man nicht behaupten, daß auch diese oft auf überschwenglichen, unausführbaren Gedanken beruhte? Die Erhebung Roms zu einer regelmäßig, nach Verlauf bestimmter Jahre, aus allen Ländern, selbst aus Amerika zu besuchenden Metropole der Christenheit, — die Verwandlung antiker Monumente in Denkmale der Überwältigung des Heidentums durch die christliche Religion, — die Anhäufung geliehener verzinsbarer Gelder zu einem Schatze, auf dem die weltliche Macht des Kirchenstaates beruhen soll; alles Pläne, die das Maß des Erreichbaren übersteigen, deren Ursprung in dem Feuer religiöser Phantasie liegt, und die doch die Lebenstätigkeit des Papstes größtenteils bestimmten.

Von Jugend auf ist das menschliche Tun und Lassen von Hoffnungen und Wünschen, die Gegenwart, möchten wir sagen, von Zukunft umgeben; und die Seele ermüdet nicht, sich der Erwartung eines persönlichen Glückes zu überlassen. Je weiter man

aber kommt, um so mehr knüpfen sich Verlangen, wie Aussicht an die allgemeinen Interessen, an ein großes Ziel der Wissenschaft, des Staates, des Lebens überhaupt. In unserem Franziskaner war dieser Reiz und Antrieb persönlicher Hoffnungen immer um so stärker gewesen, da er sich auf einer Laufbahn befand, die ihm die erhabenste Aussicht eröffnete; von Stufe zu Stufe hatten sie ihn begleitet und seine Seele in Tagen der Bedrängnis genährt; jedes vorbedeutende Wort hatte er lebhaft aufgefaßt, in seinem Herzen festgehalten und für den Fall des Gelingens hohe Pläne einer mönchischen Begeisterung daran geknüpft; endlich hatte sich ihm alles erfüllt: von geringem, hoffnungslosem Anfang war er zur obersten Würde der Christenheit gestiegen, einer Würde, von deren Bedeutung er einen überschwenglichen Begriff hegte; er glaubte, durch eine unmittelbare Vorsehung erwählt zu sein, um die Ideen zu verwirklichen, die ihm vorgeschwebt.

Auch in dem Besitze der höchsten Gewalt verließ ihn dann die Gewohnheit nicht, in den Verwickelungen der Welthändel die Möglichkeit glänzender Unternehmungen wahrzunehmen, sich mit Entwürfen dazu zu tragen. Es ist in ihnen immer ein sehr persönliches Element: Gewalt und Nachruhm sind ihm reizend; über das, was ihm nahe steht, seine Familie, seinen Geburtsort, seine Provinz, will er seinen Glanz ausbreiten; aber diese Antriebe werden doch allezeit von einem allgemeinen Interesse der katholischen

Christenheit getragen: für großartige Ideen zeigt er sich immer offen. Nur ist der Unterschied, daß er einiges selbst auszuführen vermag, anderes zum größten Teile anderen zu überlassen hat. Jenes greift er mit der unermüdlichen Tätigkeit an, welche Überzeugung, Begeisterung und Ehrgeiz hervorbringen; in diesem dagegen, sei es weil er von Natur mißtrauisch ist, oder weil der vornehmste Teil der Ausführung und damit auch des Ruhmes, des Vorteils anderen zu überlassen wäre, finden wir ihn lange nicht so eifrig. Fragen wir, was er zur Ausführung z. B. jener orientalischen Ideen wirklich getan, so ist es doch nur, daß er Verbindungen angeknüpft, Briefe gewechselt, Ermahnungen erlassen, Anstalten vorbereitet hat; daß er ernstliche Maßregeln ergriffen hätte, die zum Ziele führen konnten, bemerken wir nicht. Er faßt den Plan mit lebendiger, schwärmerischer Phantasie; aber da er nicht gleich selbst Hand anlegen kann, da die Vollführung in der Ferne liegt, ist sein Wille nicht recht wirksam; den Entwurf, der ihn eben sehr beschäftigte, läßt er doch wieder fallen; ein anderer tritt an die Stelle desselben.

In dem Augenblicke, in dem wir uns befinden, erfüllten den Papst die großartigen Aussichten, die sich an die Unternehmung gegen Heinrich IV. knüpften, Aussichten eines vollkommenen Sieges des strengen Katholizismus, einer erneuerten Weltmacht des Papsttums; er lebte und webte darin. Auch zweifelte er nicht, daß alle katholischen Staaten ein=

verstanden seien, daß sie mit gemeinschaftlichen Kräften den Protestanten bekämpfen würden, welcher den Anspruch machte, König von Frankreich zu werden.

In dieser Richtung, diesem Eifer war er, als er vernehmen mußte, eine katholische Macht, mit der er besonders gut zu stehen meinte, Venedig, habe eben diesen Protestanten beglückwünscht. Er war davon tief betroffen. Einen Augenblick suchte er noch die Republik von weiteren Schritten zurückzuhalten; er bat sie, zu warten: die Zeit bringe wundersame Früchte, er habe selbst von den guten alten Senatoren gelernt, sie zur Reife kommen zu lassen. Nichtsdestominder erkannte man in Venedig den bisherigen französischen Gesandten, de Maisse, nachdem er seine neue Beglaubigung empfangen, als Bevollmächtigten Heinrichs IV. an. Der Papst schritt hierauf von Ermahnungen zu Drohungen fort. Er rief aus, er werde wissen, was er zu tun habe; er ließ die alten Monitorien, die zu Julius' II. Zeit gegen die Venezianer ergangen, hervorsuchen und die Formel eines neuen gegen sie entwerfen.

Jedoch nicht ohne Schmerz und innerliches Widerstreben tat er dies. Hören wir einen Augenblick an, wie er sich gegen den Gesandten vernehmen ließ, den ihm die Venezianer hierüber zuschickten.

„Mit denen zu zerfallen, die man nicht liebt," sagte der Papst, „ist kein so großes Unglück; aber mit denen, die man liebt, das tut wehe. Ja, es wird uns leid

tun" — er legte die Hand auf die Brust — „mit Venedig zu brechen."

„Aber Venedig hat uns beleidigt. Navarra" — so nennt er Heinrich IV. — „ist ein Ketzer, von dem Heiligen Stuhle exkommuniziert; dennoch hat ihn Venedig, allen unseren Erinnerungen zum Trotz, anerkannt."

„Ist die Signoria etwa der größte Fürst der Erde, dem es zusteht, anderen ein Beispiel zu geben? Es gibt noch einen König von Spanien, es gibt noch einen Kaiser."

„Fürchtet sich die Republik etwa vor dem Navarra? Wir wollen sie verteidigen, wenn es nötig ist, aus allen unseren Kräften; wir haben den Nerv dazu."

„Oder denkt die Republik, uns etwas anzuhaben? Gott selbst würde uns beistehen."

„Die Republik sollte unsere Freundschaft höher achten, als die Freundschaft Navarras. Wir können sie besser unterstützen."

„Ich bitte Euch, tut einen Schritt zurück! Vieles hat der katholische König zurückgenommen, weil wir es wünschten, nicht aus Furcht vor uns, denn unsere Macht ist gegen die seine wie eine Fliege gegen den Elefanten, sondern aus Liebe, weil es der Papst sagte, der Stellvertreter Christi, der ihm und allen anderen den Glauben gibt. So tue auch die Signoria; sie treffe einen Ausweg! Es wird ihr nicht schwer werden: sie hat bejahrte weise Männer genug, von denen jeder eine Welt zu regieren vermöchte."

Man spricht aber nicht, ohne eine Antwort zu vernehmen. Der außerordentliche Gesandte der Venezianer war Leonardo Donato, ein Mitglied jener Gesellschaft des Andrea Morosini, ganz in der Gesinnung der kirchlich-politischen Opposition, ein Mann von der größten, wir würden sagen, diplomatischen Geschicklichkeit, der schon manche schwierige Unterhandlung zu Ende geführt hatte.

Nicht alle Motive der Venezianer konnte Donato in Rom auseinandersetzen; er kehrte diejenigen hervor, die bei dem Papst Eingang finden konnten, die derselbe eigentlich mit Venedig gemein hatte.

Denn war es nicht offenbar, daß das spanische Übergewicht in dem südlichen Europa sich von Jahr zu Jahr immer gewaltiger erhob? Der Papst fühlte es so gut wie jeder andere italienische Fürst; ohne die Genehmhaltung der Spanier konnte er schon jetzt in Italien keinen Schritt tun; was sollte geschehen, wenn sie erst Herren in Frankreich geworden? Diese Betrachtung hauptsächlich, die Ansicht von dem gestörten europäischen Gleichgewicht und die Notwendigkeit seiner Wiederherstellung hob Donato hervor. Er suchte zu zeigen, daß die Republik den Papst nicht zu beleidigen, daß sie vielmehr ein großes Interesse des römischen Stuhles selbst zu begünstigen, zu beschützen gedacht habe.

Der Papst hörte ihn an; doch schien er unerschütterlich, nicht zu überzeugen. Donato verzweifelte, etwas auszurichten, und bat um seine Abschiedsaudienz. Am

16. Dezember 1589 erhielt er sie, und der Papst machte Miene, ihm seinen Segen zu versagen. Aber nicht so ganz befangen war doch Papst Sixtus V., daß nicht Gegengründe von wesentlichem Inhalt auf ihn Eindruck gemacht hätten. Er war eigensinnig, hochfahrend, rechthaberisch, hartnäckig, aber dabei auch innerlich umzustimmen, für eine fremde Ansicht zu gewinnen, im Grunde gutmütig. Indem er noch stritt, seinen Satz hartnäckig verfocht, fühlte er sich im Herzen erschüttert, überzeugt. Mitten in jener Audienz ward er auf einmal mild und nachgiebig. „Wer einen Gefährten hat," rief er aus, „hat einen Herrn; ich will mit der Kongregation reden, ich will ihr sagen, daß ich mit Euch gezürnt habe, aber von Euch besiegt worden bin." Noch ein paar Tage warteten sie; dann erklärte der Papst, er könne nicht billigen, was die Republik getan; doch wolle er auch die Maßregeln, die er gegen sie beabsichtigt, nicht vornehmen. Er gab Donato seinen Segen und küßte ihn.

Eine kaum bemerkbare Umwandlung persönlicher Gesinnung, die aber die größte Bedeutung entwickelte. Der Papst selbst ließ von der Strenge nach, mit der er den protestantischen König verfolgte: die katholische Partei, die sich in Widerspruch mit seiner bisherigen Politik zu demselben hielt, wollte er nicht geradezu verdammen. Ein erster Schritt bedeutet darum so viel, weil er eine ganze Richtung in sich schließt. Auf seiten der Opposition fühlte man dies augenblicklich. Ursprünglich hatte man sich nur ent-

schuldigen wollen; auf der Stelle machte man den Versuch, den Papst selbst zu gewinnen, zu erobern.

Am Auftrage der Prinzen von Geblüt, der katholischen Pairs, die sich an Heinrich IV. angeschlossen, erschien Mr. de Luxemburg in Italien. Den warnenden Vorstellungen der Spanier zum Trotz ließ ihn Sixtus V. im Januar 1590 nach Rom kommen und gab ihm Audienz. Der Abgeordnete stellte besonders die persönlichen Eigenschaften Heinrichs IV., seine Tapferkeit, Großmut, Herzensgüte in ein glänzendes Licht. Der Papst war davon ganz hingerissen. „Wahrhaftig!“ rief er aus, „es reut mich, daß ich ihn exkommuniziert habe.“ Luxemburg sagte, dieser sein König und Herr werde sich nun auch der Absolution würdig machen und zu den Füßen Seiner Heiligkeit in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren. „Alsdann,“ erwiderte der Papst, „will ich ihn umarmen und trösten.“

Denn schon war seine Phantasie lebendig ergriffen; auf der Stelle knüpften sich ihm die kühnsten Hoffnungen an diese Annäherungen. Er gab dem Gedanken Raum, daß mehr politische Abneigung gegen Spanien, als eine religiöse, dem römischen Stuhle entgegengesetzte Überzeugung die Protestanten abhalte, zur katholischen Kirche zurückzukehren; er glaubte, sie nicht von sich weisen zu dürfen. Schon war ein englischer Abgeordneter in Rom; man kündigte einen sächsischen an. Er war sehr bereit, sie zu hören;

„wollte Gott,“ sagte er, „sie kämen alle zu unseren Füßen!“

Welch eine Veränderung in ihm vorgegangen war, bewies unter anderem die Behandlung, die er seinem französischen Legaten, dem Kardinal Morosini, widerfahren ließ. Früher hatte man dessen Nachgiebigkeit gegen Heinrich III. als ein Verbrechen betrachtet, und mit der päpstlichen Ungnade beladen kam er nach Italien zurück: jetzt ward er von Montalto in das Konsistorium eingeführt; und der Papst empfing ihn mit der Erklärung, es freue ihn, daß ein Kardinal seiner Wahl wie er den allgemeinen Beifall erwerbe. Donna Kamilla zog ihn zur Tafel.

Wie sehr mußte die streng katholische Welt über diese Umwandlung erstaunen! Der Papst neigte sich zu einem Protestanten, den er selbst exkommuniziert hatte, der nach den alten Satzungen der Kirche als ein zum zweitenmal Abgefallener der Absolution gar nicht fähig war.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß dies eine Rückwirkung hervorrief. Die streng katholische Gesinnung hing nicht so durchaus von dem Papst ab, daß sie sich ihm nicht auch hätte widersetzen können; die spanische Macht gab ihr einen Rückhalt, an den sie sich gewaltig anschloß.

In Frankreich klagten die Liguisten den Papst des Geizes an; er wolle nur den Beutel nicht ziehen; das im Kastell aufgehäufte Geld wolle er für seine Nepoten und Verwandten aufsparen. In Spanien

predigte ein Jesuit über den beklagenswerten Zustand, in dem die Kirche sei: nicht allein die Republik Venedig begünstige die Ketzer, sondern — „still, still," sagte er, indem er den Finger an den Mund legte, — sondern sogar der Papst selbst. In Italien tönte das wider. Sixtus V. war bereits so empfindlich, daß er eine Ermahnung zu allgemeinem Gebet, die der Kapuzinergeneral hatte ergehen lassen, „um in Sachen der Kirche die Gnade Gottes anzurufen," für eine persönliche Beleidigung nahm und den General suspendierte.

Jedoch bei bloßen Andeutungen, Privatklagen blieb es nicht. Am 22. März 1590 erschien der spanische Botschafter in den päpstlichen Gemächern, um im Namen seines Herrn gegen das Betragen des Papstes förmlich zu protestieren. Es gab eine Meinung, sehen wir, die noch rechtgläubiger, katholischer war als der Papst selbst; der spanische Botschafter erschien, um ihr im Angesicht des Papstes Ausdruck und Worte zu verleihen. Seltsamer Auftritt! Der Botschafter ließ sich auf ein Knie nieder und bat Seine Heiligkeit, ihm zu erlauben, daß er die Befehle seines Herrn ausführe. Der Papst ersuchte ihn, sich zu erheben: es sei eine Ketzerei, sich gegen den Stellvertreter Christi auf diese Weise zu betragen, wie er es beabsichtige. Der Botschafter ließ sich nicht irre machen. „Seine Heiligkeit," begann er, „möge die Anhänger Navarras ohne Unterschied für exkommuniziert erklären; Seine Heiligkeit möge aussprechen, daß Navarra auf jeden

Fall, auf alle Zeit unfähig sei, zur französischen Krone zu gelangen; wo nicht, so werde sich der katholische König von der Obedienz Seiner Heiligkeit lossagen; der König könne nicht dulden, daß die Sache Christi zugrunde gerichtet werde." Kaum ließ ihn der Papst so weit reden; er rief aus, das sei nicht das Amt des Königs. Der Gesandte stand auf, warf sich aufs neue nieder, wollte fortfahren. Der Papst nannte ihn einen Stein des Anstoßes und ging hinweg. Aber Olivarez gab sich damit nicht zufrieden; er erklärte, er wolle und müsse seine Protestation zu Ende bringen, und sollte ihm der Papst den Kopf abschlagen lassen: er wisse wohl, der König werde ihn rächen und seine Treue an seinen Kindern belohnen. Sixtus V. dagegen war in Feuer und Flamme. „Keinem Fürsten der Welt stehe es zu, einen Papst belehren zu wollen, der doch von Gott zum Meister der anderen gesetzt sei; ganz ruchlos aber betrage sich der Botschafter: seine Instruktion ermächtige ihn nur dann zu einer Protestation, wenn sich der Papst in Sachen der Ligue lau bezeigen sollte; woher wisse er, daß das der Fall sei? Wolle der Botschafter die Schritte Seiner Heiligkeit richten?"

Der echte Katholizismus schien nur ein Ziel, eine ungeteilte Gesinnung zu haben; im Laufe des Sieges schien er begriffen zu sein, nahe dem Ausschlage des Gelingens; unerwartet haben sich innerhalb desselben zwei Seiten, zwei Meinungen ausgebildet, politisch und kirchlich einander entgegengesetzt, die

eine Angriff, die andere Widerstand. Sie beginnen ihren Kampf damit, daß sich jede aus allen Kräften anstrengt, das Oberhaupt der Kirche für sich zu gewinnen. Die eine hat den Papst besessen: mit Bitterkeit, mit Drohungen, fast mit Gewalt sucht sie ihn festzuhalten. Der anderen hat er sich durch eine innere Bewegung im entscheidenden Augenblicke zugeneigt: sie sucht ihn ganz an sich zu reißen; durch Versprechungen sucht sie ihn zu verführen; die glänzendsten Aussichten stellt sie ihm vor. Für die Entscheidung ihres Kampfes ist es von der höchsten Bedeutung, welche Seite er ergreifen wird.

Die Haltung dieses Papstes, der wegen seiner Tatkraft und Entschlossenheit so berühmt ist, erfüllt uns mit Erstaunen.

Wenn Briefe Philipps II. ankommen, worin dieser König erklärt, daß er die gerechte Sache verteidigen, die Ligue mit der Kraft seiner Staaten, mit seinem Blute unterstützen wolle, so ist auch der Papst voll Eifers: er werde, sagte er, den Schimpf nicht auf sich laden, daß er sich einem Ketzer wie Navarra nicht entgegengesetzt habe.

Nichtsdestominder neigt er sich auch wieder auf die andere Seite. Wenn man ihm die Schwierigkeiten vorstellt, in die ihn die französische Sache verwickele, so ruft er aus: „Wäre Navarra gegenwärtig, so würde ich ihn auf den Knien bitten, katholisch zu werden."

Sonderbarer stand wohl nie ein Fürst zu seinen Bevollmächtigten, als der Papst Sixtus zu dem Le-

gaten Gaetano, den er noch in der Zeit seiner engen Verbindung mit den Spaniern nach Frankreich geschickt hatte. Jetzt war der Papst zwar noch nicht auf die Seite der Franzosen getreten, aber doch zu einer unentschlossenen, neutralen Gesinnung gebracht. Ohne die mindeste Rücksicht hierauf folgte der Legat seinen alten Instruktionen. Als Heinrich IV. nach seinem Siege von Ivry Paris belagerte, war es der Legat des Papstes, der ihm hier den meisten Widerstand entgegensetzte. In seine Hände schwuren Obersten und Magistrate, mit Navarra niemals zu kapitulieren; durch sein geistliches Ansehen und ein ebenso gewandtes wie standhaftes Betragen wußte er sie bei ihren Versprechungen festzuhalten.

In der Tat entwickelte doch am Ende die gewohnte strenge Gesinnung die meiste Kraft.

Olivarez nötigte den Papst, Luxemburg zu entlassen, wenn auch nur unter dem Schein einer Wallfahrt nach Loreto. Der Papst hatte Monsignore Serafino, der im Rufe französischer Gesinnung stand, zu einer Sendung nach Frankreich bestimmt; Olivarez beklagte sich laut, er drohte, nicht wieder zur Audienz kommen zu wollen; der Papst entgegnete, er möge in Gottes Namen abreisen; zuletzt behielt Olivarez dennoch den Sieg: die Sendung Serafinos wurde aufgeschoben. In einer orthodoxen, ohne Wanken festgehaltenen Meinung liegt eine unglaubliche Gewalt, zumal wenn sie von einem tüchtigen Manne verfochten wird. Olivarez hatte die Kongregation, welche

die französischen Sachen bearbeitete, und die auch noch in früheren Zeiten zusammengesetzt worden, auf seiner Seite. Im Juli 1590 ward auf Grund einer früheren Zusage über eine Vereinigung der päpstlichen Streitkräfte mit den spanischen gegen Heinrich IV., der damals Paris belagerte, unterhandelt. Es war die Zeit, in welcher Alexander Farnese sich anschickte, seine in den Niederlanden erprobten Kriegsheere über die französische Grenze zu führen. Die Truppenzahl wurde bestimmt, welche der Papst unter dem Herzog von Urbino zu ihm stoßen lassen wollte. Sixtus V. gab den Freunden, die ihm rieten, neutral zu bleiben, die Antwort, er müsse etwas in dieser Sache tun. Der Traktat wurde nach eifrigen Unterhandlungen vereinbart; dann aber nahm Sixtus V. doch Anstand, ihn auszuführen. Er verlangte Sicherheitsplätze für seine Armee und ein ausgesprochenes Verständnis in der Sache mit den Katholiken. Noch war er jedoch entfernt davon, unterdessen die andere Partei aufzugeben.

Zu derselben Zeit hatte er den Agenten eines Oberhauptes der Hugenotten, des Lesdiguières, bei sich; ein Geschäftsträger des Landgrafen, ein englischer Abgeordneter waren zugegen, und schon suchte sich der kaiserliche Botschafter gegen die Einflüsterungen, die er von dem sächsischen Gesandten fürchtete, der aufs neue erwartet wurde, sicherzustellen; die Umtriebe des Kanzlers Crell drangen bis nach Rom.

So blieb der gewaltige Kirchenfürst, welcher der

Meinung lebte, daß ihm eine direkte Gewalt über alle Erde verliehen sei, welcher einen Schatz gesammelt, der ihm wohl die Kraft verliehen hätte, einen großen Ausschlag zu geben, in dem Moment der Entscheidung unentschlossen, schwankend.

Dürfte man ihm wohl ein Verbrechen daraus machen? Ich fürchte, wir würden ihm unrecht tun. Er durchschaute die Lage der Dinge; er sah die Gefahren auf beiden Seiten; entgegengesetzten Anregungen gab er Raum: ein Moment, das ihm eine endliche Entscheidung abgenötigt hätte, war nicht vorhanden. Bis in seine Seele bekämpften sich die Elemente, welche die Welt teilten; hier ward keines des anderen Meister.

Allerdings aber setzte er sich damit auch seinerseits in die Unmöglichkeit, die Welt zu bezwingen, einen großartigen Einfluß auf sie auszuüben. Vielmehr wirkten die Lebenskräfte, die in Bewegung waren, auf ihn zurück; es geschah dies in der eigentümlichsten Gestalt.

Sixtus hatte die Banditen hauptsächlich dadurch bezwungen, daß er mit seinen Nachbarn in gutes Vernehmen trat. Jetzt, da dies sich auflöste, da man in Toskana und Venedig andere Meinungen hegte, als in Neapel und Mailand, und der Papst sich weder für die einen noch für die anderen entschied, bald dem einen bald dem anderen seiner Nachbarn verdächtig wurde, jetzt regten sich auch die Banditen aufs neue.

Im April 1590 erschienen sie wieder: in der

Maremma Sacripante, in der Romagna Piccolimini, in der Campagna von Rom Battistella. Sie waren reichlich mit Geld versehen; man wollte bemerken, daß sie viele spanische Dublonen ausgaben; vorzüglich in der guelfischen Partei fanden sie Anhang. Schon zogen sie wieder in geordneten Scharen mit fliegenden Fahnen und Trommeln einher; die päpstlichen Truppen hatten keine Lust, sich mit ihnen zu schlagen. Unmittelbar wirkte dies auf alle Verhältnisse zurück. Die Bolognesen widersetzten sich dem Vorhaben des Papstes, die Senatoren der Stadt zu vermehren, mit einer lange nicht mehr gehörten Kühnheit und Freimütigkeit.

In dieser Lage, in so vielem nahen und drückenden Mißbehagen, ohne in der wichtigsten Sache eine Entscheidung, einen Entschluß auch nur versucht zu haben, starb Sixtus V. (27. August 1590).

Es entlud sich gerade ein Ungewitter über dem Quirinal, als er verschied. Die alberne Menge überredete sich, Fra Felice habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt, durch dessen Hilfe er von Stufe zu Stufe gestiegen; nach abgelaufener Zeit sei nun seine Seele in dem Unwetter hinweggeführt worden. So versinnbildeten sie ihr Mißvergnügen über so viele neu eingeführte Auflagen und den Zweifel an seiner vollkommenen Rechtgläubigkeit, der in den letzten Zeiten so oft rege geworden. In wildem Ungestüm rissen sie die Bildsäule nieder, die sie ihm einst errichtet hatten; ja, auf dem Kapitol ward ein Beschluß gefaßt, daß

man niemals wieder einem Papste bei seinem Leben eine Bildsäule setzen wolle.

Urban VII., Gregor XIV., Innozenz IX. und ihre Konklaven 1590, 1591.

Doppelt wichtig wurde nun die neue Wahl. Es kam doch hauptsächlich auf die persönliche Gesinnung eines Papstes an, für welche von jenen beiden Richtungen, deren Widerstreit begonnen hatte, er sich erklären würde, und ohne Zweifel konnte seine Entschließung zu weltgeschichtlichen Wirkungen führen. Das Gewühl und der Wahlkampf des Konklaves erhalten deshalb eine besondere Bedeutung, und wir müssen hier ein Wort von denselben einflechten.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beherrschte das Übergewicht der kaiserlichen oder der französischen Faktion in der Regel die Wählenden; die Kardinäle hatten, wie ein Papst sagt, keine Freiheit der Stimmen mehr. Seit der Mitte desselben ward diese Einwirkung der Mächte um vieles unbedeutender: die Kurie blieb bei weitem mehr sich selbst überlassen. Da hatte sich denn, in der Bewegung der inneren Umtriebe, sagen wir, ein Prinzip oder eine Gewohnheit sehr besonderer Art ausgebildet.

Jeder Papst pflegte eine Anzahl Kardinäle zu ernennen, die dann in dem nächsten Konklave sich um den Nepoten des Verstorbenen sammelten, eine neue Macht bildeten und in der Regel einen aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben versuchten. Merkwürdig

war es, daß es ihnen hiebei nie gelang, daß die Opposition allemal siegte und in der Regel einen Gegner des letzten Papstes beförderte.

Ich will nicht versuchen, dies ausführlich zu erörtern. Wir haben nicht ganz unglaubwürdige Mitteilungen über diese Wahlen; allein es würde doch unmöglich sein, die hiebei wirksamen persönlichen Verhältnisse zu rechter Anschauung zu erheben; es würden immer Schatten bleiben.

Genug, wenn wir das Prinzip bemerken. Ohne Ausnahme trugen in jenem Zeitraume nicht die Anhänger, sondern die Gegner des letzten Papstes, namentlich die Kreaturen des vorletzten, den Sieg davon. Paul IV. ward von den Kreaturen Pauls III., Pius IV. durch die Feinde der Caraffas und Pauls IV. erhoben. Der Neffe Pius' IV., Borromeo, hatte die persönliche Aufopferung, freiwillig einem Manne der Gegenpartei, den er aber für den frömmsten hielt, Pius V., seine Stimme zu geben; aber er tat das nur unter lebhaftem Widerspruch der Geschöpfe seines Oheims, welche, wie es in dem Berichte heißt, kaum glaubten zu sehen, was sie sahen, zu tun, was sie taten. Auch versäumten sie nicht, sich ihre Nachgiebigkeit im nächsten Falle zunutze zu machen. Jenes Herkommen suchten sie zur Anerkennung zu bringen, als Regel aufzustellen, und in der Tat setzten sie den Nachfolger Pius' V. aus den Kreaturen Pius' IV. So ging es auch bei der Wahl Sixtus' V.; aus den Gegnern seines Vorgängers Gregor erhob er sich.

Kein Wunder ist es hienach, wenn wir immer entgegengesetzte Charaktere auf dem päpstlichen Stuhle finden. Die verschiedenen Faktionen treiben einander aus der Stelle.

Vermöge dieses Herkommens hatten nun auch diesmal die Gegner Sixtus' V., besonders der letzten Wendung seiner Politik, eine große Aussicht für sich. Überaus mächtig hatte Sixtus V. seinen Neffen gemacht; mit einer Schar ergebener Kardinäle, so zahlreich wie nur je eine andere gewesen, trat derselbe in dem Konklave auf. Trotz alledem mußte er weichen. Die Kreaturen Gregors erhoben einen Gegner des vorigen Papstes, der von diesem sogar besonders beleidigt worden, von unzweifelhaft spanischer Gesinnung, Johann Baptist Castagna, Urban VII.

Mit dieser Wahl aber waren sie unglücklich. Urban VII. starb, ehe er noch gekrönt worden, ehe er noch einen einzigen Prälaten ernannt hatte, am zwölften Tage seines Pontifikates, und sogleich eröffnete sich der Wahlkampf aufs neue.

Er unterschied sich dadurch, daß die Spanier wieder auf das ernstlichste teilnahmen. Sie sahen wohl, wie viel für die französischen Angelegenheiten darauf ankam. Der König entschloß sich zu einem Schritte, der ihm in Rom als eine gefährliche Neuerung angerechnet wurde, und den selbst seine Anhänger nur mit den dringenden Umständen, in denen er sich befinde, zu entschuldigen wußten: er nannte sieben Kardinäle, die ihm tauglich zu sein schienen; keinen anderen

wollte er annehmen. An der Spitze der Ernannten stand der Name Madruzzi, und unverzüglich machten die spanischen Kardinäle einen Versuch, mit diesem ihrem Oberhaupte durchzudringen.

Allein sie fanden hartnäckigen Widerstand. Madruzzi wollte man nicht, weil er ein Deutscher sei, weil man das Papsttum nicht wieder in die Hände der Barbaren kommen lassen dürfe; auch von den übrigen wollte Montalto keinen annehmen. Montalto hatte zwar vergeblich versucht einen seiner Anhänger zu erheben; aber wenigstens auszuschließen vermochte er. Das Konklave verzog sich ungebührlich lange; die Banditen waren Herren im Lande; täglich hörte man von geplünderten Gütern, verbrannten Dörfern; in Rom selbst war eine Bewegung zu fürchten.

Es gab nur ein Mittel, zum Ziele zu kommen: wenn man von den Vorgeschlagenen denjenigen hervorhob, der dem Nepoten Sixtus' V. am wenigsten unangenehm war. In den florentinischen Nachrichten findet sich, daß der Großherzog von Toskana, in den römischen, daß Kardinal Sforza, das Haupt der gregorianischen Kardinäle, hiezu besonders beigetragen habe. In seine Zelle zurückgezogen, vielleicht auch darum, weil man ihm gesagt hatte, durch Stillschweigen werde er am besten befördert, und vom Fieber geplagt lebte Kardinal Sfondrato, einer von den Sieben. Über diesen vereinigten sich die Parteien, und gleich im voraus ward eine Familienverbindung zwischen den Häusern Sfondrato und Montalto ver-

abredet. Hierauf besuchte Montalto den Kardinal in seiner Zelle: er fand ihn betend vor dem Kruzifix, nicht ganz ohne Fieber; er sagte ihm, daß er den anderen Morgen gewählt werden solle. An diesem Morgen — 5. Dezember 1590 — führte er ihn mit Sforza in die Kapelle, wo die Stimmen gegeben wurden. Sfondrato ward gewählt; er nannte sich Gregor XIV.

Ein Mann, der alle Wochen zweimal fastete, alle Tage seine Messe las, das Pensum seiner Horen immer auf den Knien betete und dann eine Stunde seinem Lieblingsautor, dem heiligen Bernhard, widmete, aus dem er sich die Sentenzen, die ihm besonders einleuchteten, sorgfältig aufzeichnete; eine jungfräuliche, unschuldige Seele. Man bemerkte aber in halbem Scherz, wie er zu früh — im siebenten Monat — auf die Welt gekommen und nur mit Mühe aufgebracht worden war, so habe er überhaupt zu wenig irdische Elemente in sich. Von der Praxis und den Umtrieben der Kurie hatte er nie etwas begriffen. Die Sache, welche die Spanier verfochten, hielt er ohne weiteres für die Sache der Kirche. Er war ein geborener Untertan Philipps II. und ein Mann nach seinem Herzen. Ohne alles Schwanken noch Verziehen erklärte er sich zugunsten der Ligue.

„Ihr," schrieb er an die Pariser, „die ihr einen so löblichen Anfang gemacht habt, harret nun auch aus und haltet nicht inne, bis ihr an das Ziel eures Laufes gekommen seid. Von Gott inspiriert, haben

wir beschlossen, euch zu Hilfe zu kommen. Zuerst weisen wir euch eine Unterstützung in Geld an, und zwar über unsere Kräfte. Sodann ordnen wir unseren Nuntius — Landriano — nach Frankreich ab, um alle Abgewichenen in eure Vereinigung zurückzubringen. Endlich schicken wir, obwohl nicht ohne große Belästigung der Kirche, unseren lieben Sohn und Neffen, Herkules Sfondrato, Herzog von Montemarciano, mit Reiterei und Fußvölkern euch zu, um die Waffen zu eurer Verteidigung anzuwenden. Solltet ihr aber noch mehreres bedürfen, so werden wir euch auch damit versehen."

In diesem Briefe liegt die ganze Politik Gregors XIV. Sie war doch von großer Wirkung. Die Erklärung selbst, die Wiederholung der Exkommunikation Heinrichs IV., die damit verbunden war, und dann die Aufforderung an alle Kleriker, an den Adel, die Beamten der Justiz und den dritten Stand, sich bei schwerer Strafe von Heinrich von Bourbon zu trennen, womit Landriano in Frankreich auftrat, brachten einen tiefen Eindruck hervor. Es gab so viele katholisch Gesinnte auf der Seite Heinrichs IV., die zuletzt doch durch diese entschiedenen Schritte des Oberhauptes ihrer Kirche irregemacht wurden. Obwohl nicht mit allen Ansprüchen des Papsttums einverstanden, schraken sie doch davor zurück, mit demselben zu zerfallen. Sie erklärten, nicht allein das Königtum habe eine Sukzession, sondern auch die Kirche: man dürfe die Religion ebensowenig ändern

als die Dynastie. Von dieser Zeit an bildete und befestigte sich unter den Anhängern des Königs die sogenannte dritte Partei, welche denselben unaufhörlich zur Wiederannahme des Katholizismus aufforderte, nur unter dieser Bedingung und Aussicht ihm treu blieb und um so mehr zu bedeuten hatte, da die mächtigsten Männer in seiner unmittelbaren Umgebung sich zu ihr hielten.

Noch größere Erfolge aber ließen die anderen Maßregeln erwarten, die der Papst in jenem Briefe ankündigte, und die er nicht zögerte in Erfüllung zu bringen. Die Pariser unterstützte er monatlich mit 15000 Skudi; den Oberst Lusi schickte er in die Schweiz, um Truppen anzuwerben; nachdem er seinem Neffen Ercole in S. Maria Maggiore die Standarte der Kirche als ihrem General feierlich überliefert hatte, entließ er ihn nach Mailand, wo seine Mannschaften sich sammeln sollten. Der Kommissar, der ihn begleitete, Erzbischof Matteucci, war reichlich mit Geld versehen.

Unter diesen Auspizien trug Philipp II. nicht länger Bedenken, sich der französischen Sache mit Ernst anzunehmen. Seine Truppen rückten in der Bretagne vor: sie nahmen Platz in Toulouse und Montpellier. Auf einige Provinzen glaubte er besonders Ansprüche zu haben; in anderen war er in der engsten Verbindung mit den leitenden Oberhäuptern: Kapuziner hatten sie eingeleitet oder erhielten sie doch im Gange. An vielen Orten sah man ihn als den „einzigen Be-

schützer der Rechtgläubigen gegen die Hugenotten" an und lud ihn auf das dringendste ein, selbst nach Paris. Indessen griffen die Piemontesen in der Provence an; das päpstliche Heer vereinigte sich in Verdun mit den Liguisten. Es war eine allgemeine Bewegung spanisch-italienischer Kräfte, um Frankreich mit Gewalt in die streng katholische Richtung fortzuziehen, die in jenen Ländern das Übergewicht hatte. Die Schätze, die Papst Sixtus mit so viel Anstrengung gesammelt und so sorgfältig gespart hatte, kamen nun doch den Spaniern zugute. Nachdem Gregor XIV. die Summen aus dem Kastell genommen, deren Verwendung an keine Bedingungen gebunden war, griff er auch die anderen, auf das strengste vinkulierten an. Er urteilte, nie könne ein dringenderes Bedürfnis der Kirche eintreten.

Bei der Entschiedenheit, mit der man zu Werke ging, der Klugheit des Königs, dem Reichtum des Papstes und dem Einflusse, den ihr vereinigtes Ansehen auf Frankreich hatte, läßt sich in der Tat nicht berechnen, wie weit es dieser doppelseitige, weltlich-geistliche Ehrgeiz gebracht haben würde, — wäre nicht Gregor XIV. mitten in der Unternehmung gestorben. Nur zehn Monate und zehn Tage hatte er den römischen Stuhl besessen und so große Veränderungen hervorgebracht; was würde geschehen sein, wenn er diese Gewalt einige Jahre innegehabt hätte! Es war der größte Verlust, den die liguistisch-spanische Partei erleiden konnte.

Noch einmal zwar drangen die Spanier in dem Konklave durch. Sie hatten wieder sieben Kandidaten benannt, und einer von diesen, Johann Anton Fachinetto — Innozenz IX. wurde gewählt. Auch er war, soviel man urteilen kann, spanisch gesinnt; wenigstens schickte er der Ligue Geld, und wir haben das Schreiben übrig, in dem er Alexander Farnese antreibt, seine Rüstungen zu beschleunigen, in Frankreich einzudringen und Rouen zu entsetzen, was dieser Feldherr dann so glücklich und geschickt ausführte. Aber das Unglück war: auch Innozenz IX. war schon sehr alt und schwach; fast niemals verließ er das Bett; da gab er selbst Audienzen; von dem Sterbebett eines Greises, der sich nicht mehr rühren konnte, ergingen Kriegsermunterungen, welche Frankreich, ja Europa in Bewegung setzten. Kaum hatte Innozenz den päpstlichen Stuhl zwei Monate innegehabt, so starb auch er.

Und so erneuerten sich die Wahlkämpfe des Konklaves zum viertenmal. Sie wurden um so wichtiger, da sich in dem unaufhörlichen Wechsel die Meinung festgesetzt hatte, daß es vor allem eines kräftigen, lebensfähigen Mannes bedürfe. Jetzt mußte es zu einer definitiven Entscheidung auf längere Zeit kommen. Das Konklave wurde ein bedeutender Moment für die allgemeine Geschichte.

Wahl und Natur Klemens' VIII.

Den Spaniern war es in dem glücklichen Fortgang ihrer Interessen zu Rom während des letzten Jahres

zuletzt auch gelungen, Montalto zu gewinnen. Das Haus dieses Nepoten hatte sich in dem Neapolitanischen angekauft. Indem Montalto zusagte, sich dem Willen des Königs nicht mehr zu widersetzen, versprach ihm dagegen der König, nicht alle Kreaturen Sixtus' V. geradehin auszuschließen. So waren sie verbündet, und die Spanier zögerten nicht länger, den Mann auf die Wahl zu bringen, von dem sie sich die tätigste Mitwirkung zu dem französischen Kriege versprechen konnten.

Von allen Kardinälen konnte Santorio, mit dem Titel Sanseverina, als der eifrigste angesehen werden. Schon in seiner Jugend hatte er zu Neapel manchen Kampf mit den dortigen Protestanten durchgemacht; in seiner Autobiographie, welche handschriftlich übrig ist, bezeichnet er die Bluthochzeit als „den berühmten Tag des heiligen Bartholomäus, hoch erfreulich den Katholischen"; immer hatte er sich zu den heftigsten Meinungen bekannt; er war das leitende Mitglied der Kongregation für die französischen Angelegenheiten, seit lange die Seele der Inquisition, noch gesund und in ziemlich frischem Alter.

Diesen Mann wünschten die Spanier mit der höchsten geistlichen Würde zu bekleiden; einen ergebeneren hätten sie nicht finden können. Noch Olivarez hatte alles vorbereitet; es schien kein Zweifel übrig zu bleiben; von 52 Stimmen hatte man 36 bejahende, eben genug, um die Wahl zu entscheiden, wozu immer zwei Dritteile der Stimmen erforderlich

sind. Und so schritt man gleich den ersten Morgen, nachdem das Konklave geschlossen worden, zu dem Wahlaktus. Montalto und Madruzzi, die Häupter der vereinten Faktionen, holten Sanseverina aus seiner Zelle ab, die, wie es bei der Zelle der Erwählten Gebrauch ist, von den Dienern sogleich spoliiert wurde; 36 Kardinäle begaben sich mit ihm nach der Kapella Paolina; schon bat man ihn um Gnade für seine Gegner; er erklärte, er wolle allen vergeben und sich zum ersten Zeichen seiner Gesinnung Klemens nennen; Völker und Reiche wurden ihm empfohlen.

Indessen hatte man bei diesem Vorschlag einen Umstand aus der Acht gelassen. Sanseverina galt für so streng, daß jedermann ihn fürchtete.

Dadurch war es schon geschehen, daß viele nicht hatten gewonnen werden können, jüngere Kardinäle, alte persönliche Gegner; sie versammelten sich in der Kapella Sistina; es waren ihrer zwar, als sie sich beisammensahen, nur sechzehn — es fehlte ihnen an einer Stimme, um die Exklusion zu geben, und schon machten mehrere Miene, sich dem Geschick zu unterwerfen und Sanseverina anzuerkennen, — jedoch hatte der erfahrene Altemps so vielen Einfluß auf sie, daß sie noch Stand hielten. Sie trauten ihm zu, daß er die Sachen besser übersehe als sie selbst.

Und in der Tat wirkte die nämliche Abneigung auch auf diejenigen, die Sanseverina ihr Wort gegeben; gar manche unter ihnen verwarfen ihn im Herzen.

Dem Wunsche des Königs und Montaltos hatten sie sich bequemt; doch erwarteten sie nur eine Gelegenheit, um abtrünnig zu werden. Bei dem Eintritt in die Wahlkapelle zeigte sich eine Unruhe, eine Bewegung, die bei einem entschiedenen Falle ganz ungewöhnlich war. Man machte einen Anfang, die Stimmen zu zählen; man schien damit nicht zustande kommen zu wollen; die eigenen Landsleute Sanseverinas legten ihm Hindernisse in den Weg. Es fehlte nur jemand, der dem Gedanken, den so viele hegten, Bahn bräche. Endlich faßte sich Ascanio Colonna das Herz, dies zu tun. Er gehörte zu den römischen Baronen, welche vor allem die inquisitorische Härte Sanseverinas fürchteten. Er rief aus: „Ich sehe, Gott will Sanseverina nicht; auch Ascanio Colonna will ihn nicht." Er verließ die Paolina und begab sich zu den Gegnern in der Sistina.

Hiemit hatten diese gewonnen. Es ward ein geheimes Skrutinium beliebt. Es gab einige, die es nie gewagt hätten, öffentlich und laut ihre bereits zugesagte Stimme zurückzuziehen, die das aber wohl insgeheim taten, sobald sie nur wußten, daß ihre Namen verschwiegen bleiben würden. Als die Zettel eröffnet wurden, fanden sich nur 30 Stimmen für den Vorgeschlagenen.

Seiner Sache gewiß, war Sanseverina gekommen; die Fülle der geistlichen Gewalt, die er so hoch anschlug, die er so oft verfochten, glaubte er schon im Besitz zu haben; zwischen der Erfüllung seiner höch-

sten Wünsche und der Zukunft eines immerwährenden Gefühls von Zurücksetzung, zwischen Herr sein und gehorchen müssen hatte er sieben Stunden zugebracht, wie zwischen Leben und Tod; endlich war es entschieden; seiner Hoffnung beraubt, ging er in die spoliierte Zelle zurück. „Die nächste Nacht," sagte er in jener Lebensbeschreibung, „war mir schmerzvoller, als je ein unglücklicher Augenblick, den ich erlebt habe. Die schwere Betrübnis meiner Seele und die innerliche Angst preßten mir, unglaublich zu sagen, blutigen Schweiß aus."

Er kannte die Natur eines Konklaves genugsam, um sich weiter keine Hoffnung zu machen. Seine Freunde haben ihn später noch einmal auf die Wahl gebracht; aber es war nur ein hoffnungsloser Versuch.

Auch die Spanier selbst hatten hiemit verloren. Der König hatte fünf Namen genannt; keiner von allen konnte durchgesetzt werden. Man mußte endlich zu dem sechsten schreiten, der von den Spaniern als überzählig bezeichnet worden war.

Mehr seinem Verbündeten Montalto zu Gefallen als aus eigener Bewegung hatte nämlich der König auch noch Kardinal Aldobrandini genannt, eine Kreatur Sixtus' V., den er vor dem Jahre selbst ausgeschlossen hatte. Auf diesen kam man jetzt als den einzig möglichen zurück. Er war, wie man denken kann, Montalto erwünscht; die Spanier konnten, weil er doch mit genannt worden, nichts gegen ihn sagen; auch den übrigen war er nicht unwillkommen, im all=

gemeinen beliebt; so ward er denn ohne vielen Widerstand gewählt, 20. Januar 1592. Er nannte sich Klemens VIII.

Es ist immer sonderbar, wie es hiebei den Spaniern ging. Sie hatten Montalto auf ihre Seite gebracht, um einen von den ihrigen durchzusetzen; eben diese Verbindung bewirkte jedoch, daß sie selbst dazu helfen mußten, einen Freund Montaltos, eine Kreatur Sixtus' V. auf den Thron zu bringen.

Wir bemerken, daß hiemit in dem Gange der Papstwahlen eine Veränderung eintrat, die wir nicht als unbedeutend betrachten dürfen. Seit langer Zeit waren immer Männer von entgegengesetzten Faktionen einander nachgefolgt. Auch jetzt war wohl dasselbe geschehen: dreimal hatten die Geschöpfe Sixtus' V. zurückstehen müssen; aber die Gewählten hatten doch nur eine sehr vorübergehende Macht genossen und keine neue starke Faktion bilden können; Todesfälle, Leichenzüge, neue Konklaven waren aufeinander gefolgt. Der erste, der den Stuhl wieder mit voller Lebenskraft bestieg, war Klemens VIII. Es folgte eine Regierung der nämlichen Partei, welche zuletzt länger geherrscht hatte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, wer der neue Gewalthaber sei, was sich von ihm erwarten lasse.

Klemens VIII. war im Exil geboren. Sein Vater Salvestro Aldobrandino, von angesehenem florentinischen Geschlecht, aber ein lebhafter und tätiger Gegner

der Medici, war bei dem endlichen Siege dieses Hauses im Jahre 1531 vertrieben worden und hatte sein Fortkommen im Auslande suchen müssen. Er war Doktor der Rechte und hatte früher einmal zu Pisa Vorlesungen gehalten; nach seiner Verjagung finden wir ihn bald in Venedig, wo er an der Verbesserung des venezianischen Statuts Anteil hat oder eine Ausgabe der Institutionen besorgt, bald in Ferrara oder Urbino im Rate und Gericht der Herzöge, am längsten in Diensten bald des einen, bald des anderen Kardinals und an deren Stelle mit der Rechtspflege und der Verwaltung in irgendeiner kirchlichen Stadt beauftragt. Am meisten vielleicht zeichnet es ihn aus, daß er bei diesem unsteten Leben fünf vortreffliche Söhne zu erziehen wußte. Der geistreichste von ihnen mag der älteste, Johann, gewesen sein, den man den Wagenlenker des Hauses nannte; er brach die Bahn, und auf dem Wege juridischer Würden stieg er im Jahre 1570 zum Kardinalat; wäre er länger am Leben geblieben, so würde er, glaubt man, Hoffnung zur Tiara gehabt haben. Bernardo erwarb sich im Waffenhandwerk Ansehen; Tommaso war ein guter Philolog: die Übersetzung, die er von Diogenes Laertius verfaßt hat, ist öfter abgedruckt worden; Pietro galt für einen ausgezeichneten praktischen Juristen. Der jüngste, Ippolito, im Jahre 1536 zu Fano geboren, machte dem Vater anfangs einige Sorgen; er fürchtete, ihm die Erziehung, deren sein Talent würdig war, nicht geben zu können. Aber zu-

erst nahm sich Kardinal Alessandro Farnese des Knaben an und bewilligte ihm eine jährliche Unterstützung aus den Einkünften seines Bistums Spoleto; dann beförderte ihn das aufkommende Glück seiner Brüder von selbst. Er gelangte bald in die Prälatur, hierauf in die Stelle seines ältesten Bruders in dem Gerichtshofe der Rota; Sixtus V. ernannte ihn zum Kardinal und übertrug ihm eine Sendung nach Polen. Durch diese kam er zuerst mit dem Hause Österreich in eine gewisse Verbindung. Das gesamte Haus sah es als einen Dienst an, daß der Kardinal, der sich dabei seiner Autorität mit Rücksicht und zum Ziele führender Klugheit bediente, den Erzherzog Maximilian aus der Gefangenschaft befreite, in der ihn die Polen hielten. Als sich Philipp II. entschloß, eine Kreatur Sixtus' V. als überzähligen Kandidaten zu nennen, so war dies der Grund, um dessen willen er den Aldobrandino anderen vorzog. So gelangte der Sohn eines heimatlosen Flüchtlings, von dem man einen Augenblick gefürchtet hatte, er werde sein lebelang Schreiberdienste verrichten müssen, zur höchsten Würde der katholischen Christenheit.

Nicht ohne Genugtuung wird man in der Kirche della Minerva zu Rom das Denkmal betrachten, das Salvestro Aldobrandino dort der Mutter einer so herrlichen Schar von Söhnen errichtet hat: „seiner teueren Frau Lesa aus dem Hause Deti, mit der er siebenunddreißig Jahre einträchtig gelebt."

Die ganze Tätigkeit nun, die einem aus mancher-

lei Not emporstrebenden Geschlechte eigen ist, brachte der neue Papst in sein Amt. Früh waren die Sitzungen, nachmittags die Audienzen; alle Informationen wurden angenommen und durchgesehen, alle Ausfertigungen erst gelesen und besprochen, Rechtsgründe aufgesucht, frühere Fälle verglichen; nicht selten zeigte sich der Papst unterrichteter als die vortragenden Referendare; er arbeitete ebenso angestrengt wie früher, als er noch Auditor di Rota war; den Einzelheiten der inneren Staatsverwaltung, persönlichen Verhältnissen widmete er nicht minderen Anteil als der europäischen Politik oder den großen Interessen der geistlichen Macht. Man fragte, woran er wohl Gefallen finde; die Antwort war, an allem oder an nichts.

Dabei hätte er sich in seinen geistlichen Pflichten nicht die mindeste Nachlässigkeit zuschulden kommen lassen. Alle Abende empfing Baronius seine Beichte; alle Morgen zelebrierte er die Messe selber; mittags speisten, wenigstens in den ersten Jahren, immer zwölf Arme in einem Zimmer mit ihm, und an Freuden der Tafel war nicht zu denken; Freitag und Sonnabend ward überdies gefastet. Hatte er dann die ganze Woche gearbeitet, so war des Sonntags seine Erholung, sich einige fromme Mönche oder die Väter der Vallicella kommen zu lassen, um mit ihnen über tiefere geistliche Fragen zu sprechen. Der Ruf von Tugend, Frömmigkeit, exemplarischem Leben, den er schon immer genossen, vermehrte sich ihm bei dieser Art zu sein,

außerordentlich. Er wußte es und wollte es. Eben dieser Ruf erhöhte sein oberhirtliches Ansehen.

Denn in allen Stücken verfuhr dieser Papst mit selbstbewußter Bedachtsamkeit. Er arbeitete gern; er war eine von jenen Naturen, denen aus der Arbeit neue Kraft entspringt; aber er tat es doch nicht so leidenschaftlich, daß er nicht seinen Fleiß mit regelmäßiger Bewegung unterbrochen hätte. So konnte er wohl auch auffahren, heftig, bitter werden; jedoch, wenn er sah, daß der andere zwar vor der Majestät des Papsttums schwieg, aber vielleicht in seinen Mienen Entgegnung und Mißbehagen ausdrückte, ging er in sich und suchte es wieder gutzumachen. Man sollte an ihm nichts wahrnehmen, als was sich ziemte, was mit der Idee eines guten, frommen und weisen Mannes übereinkam.

Frühere Päpste hatten wohl aller Gesetze überhoben zu sein geglaubt, die Verwaltung der höchsten Würde in Genuß zu verwandeln gesucht: der Geist der damaligen Zeit ließ das nicht mehr zu. Die Persönlichkeit mußte sich fügen, zurücktreten; das Amt war alles. Ohne ein der Idee desselben entsprechendes Betragen hätte man es weder erlangt noch verwalten können.

Es liegt am Tage, daß hiemit die Kraft des Institutes selber unendlich wuchs. Solange allein sind menschliche Institutionen überhaupt stark, als ihr Geist in den Lebenden wohnt, in den Inhabern der Gewalt, die sie schaffen, sich zugleich darstellt.

Absolution Heinrichs IV.

Und nun fragte es sich vor allem, wie dieser Papst, so voll von Talent, Tätigkeit und Kraft und übrigens ohne Tadel, die wichtigste Frage, die es in Europa gab, die französische, verstehen, behandeln würde.

Sollte er sich wie seine unmittelbaren Vorgänger unbedingt an Spanien anschließen? Er hatte dazu weder Verpflichtung in seinen bisherigen Verhältnissen noch auch Neigung. Es entging ihm nicht, daß die spanische Übermacht auch das Papsttum drücken und es besonders seiner politischen Unabhängigkeit berauben würde.

Oder sollte er die Partei Heinrichs IV. ergreifen? Es ist wahr, dieser König machte Miene, katholisch zu werden. Aber ein solches Versprechen war leichter gegeben als ausgeführt; noch immer war er Protestant: Klemens VIII. hätte gefürchtet, betrogen zu werden.

Wir sahen, wie Sixtus V. unentschieden zwischen diesen Möglichkeiten schwankte, und wie große Mißverhältnisse sich daran knüpften. Noch war die zelotische Partei so stark wie jemals in Rom. Der neue Papst durfte sich ihrer Abneigung, ihrem Widerstande nicht aussetzen.

So umgaben ihn Schwierigkeiten auf allen Seiten. In ihrer Mitte hütete er sich wohl, sich in Worten bloßzugeben, die schlummernden Feindseligkeiten zu erwecken. Nur an seinen Taten, seinem Verfahren können wir nach und nach seine Gesinnung abnehmen.

Als er zur Gewalt kam, hatte der päpstliche Stuhl einen Legaten in Frankreich, der für spanisch gesinnt galt, ein Heer, welches angewiesen war, Heinrich IV. zu bekämpfen; der Ligue wurden Subsidien gezahlt. Der neue Papst konnte daran nichts ändern. Hätte er seine Subsidien einstellen, sein Heer zurückziehen, seinen Legaten abberufen wollen, so würde er den Ruf seiner Rechtgläubigkeit gefährdet, er würde sich herberen Bitterkeiten ausgesetzt haben, als Papst Sixtus erfahren hatte. Allein er war auch weit entfernt, diese Anstrengungen zu vermehren, ihnen einen neuen Schwung zu geben. Eher hat er nach und nach, bei günstiger Gelegenheit, einiges daran ermäßigt, eingeschränkt.

Gar bald aber sah er sich zu einem Schritte von unzweideutigerem Sinne aufgefordert.

Noch im Jahre 1592 schickte Heinrich IV. den Kardinal Gondi nach Italien mit dem Auftrage, sich auch nach Rom zu verfügen. Täglich mehr neigte sich der König zu dem Katholizismus; aber sein Sinn war, wie es scheint, sich mehr durch eine Art von Vertrag unter der Vermittelung von Toskana und Venedig mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen, als durch Unterwerfung. — Und war nicht auch dies für den Papst sehr annehmlich? War nicht der Rücktritt des Königs allemal ein großer Gewinn, auf welche Art er auch geschehen mochte? Klemens hielt es dessenungeachtet für notwendig, nicht darauf einzugehen, Gondi nicht anzunehmen. Zu große Un=

annehmlichkeiten, überdies ohne allen Nutzen, hatte die Anwesenheit Luxemburgs für Sixtus V. zur Folge gehabt. Er schickte einen Mönch, Fra Franceschi, nach Florenz, wo der Kardinal bereits eingetroffen war, um demselben anzukündigen, daß er in Rom nicht angenommen werden könne. Es war dem Papste ganz recht, daß der Kardinal, daß selbst der Großherzog sich beklagte: er wünschte mit seiner Weigerung Aufsehen, Geräusch zu erregen. Dies ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Den König verdrießlich zu machen, eine Annäherung zur Versöhnung ganz von sich zu weisen, konnte auch nicht die Meinung des Papstes sein. In den venezianischen Nachrichten findet sich, Fra Franceschi habe seiner offiziellen Ankündigung doch zugleich hinzugefügt, er glaube wohl, privatim und insgeheim werde der Kardinal angenommen werden. Es scheint fast, als sei Gondi wirklich in Rom gewesen; der Papst soll ihm gesagt haben, er müsse mehr als einmal an seine Türe klopfen lassen. Wenigstens ist gewiß, daß ein Agent Gondis sich nach Rom begab und, nachdem er mehrere Konferenzen gehabt, dem venezianischen Gesandten erklärte, er habe, Gott sei Dank, alle Ursache, Hoffnung zu schöpfen, zufrieden zu sein; mehr aber dürfe er nicht sagen. Mit einem Worte: der öffentlichen Ablehnung stand eine geheime Annäherung zur Seite. Klemens VIII. wollte weder die Spanier beleidigen, noch auch Heinrich IV. abstoßen. Auf beide Zwecke war sein Betragen berechnet.

Indem hatte sich schon eine neue, noch bei weitem wichtigere Frage herausgestellt.

Im Januar 1593 versammelten sich die Stände von Frankreich, insofern sie zur liguistischen Partei gehörten, um zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Da der Grund zur Ausschließung Heinrichs IV. allein in der Religion lag, so hatte der päpstliche Legat eine ungewöhnliche Autorität. Es war noch Sega, Bischof von Piacenza, welchen Gregor XIV. erwählt hatte, ein Mann von der spanisch-kirchlichen Tendenz jener Regierung. Klemens hielt es für nötig, ihm eine besondere Instruktion zugehen zu lassen. In derselben ermahnt er ihn, darauf zu sehen, daß weder Gewalt noch Bestechung Einfluß auf die Stimmen bekommen; er beschwört ihn, in einer so wichtigen Sache sich vor aller Übereilung zu hüten.

Eine Anmahnung, die für einen Gesandten, welcher sich verpflichtet geglaubt hätte, die Winke seines Fürsten zu befolgen, nicht ohne Bedeutung gewesen sein würde, die sich aber doch viel zu sehr im allgemeinen hielt, als daß sie diesen geistlichen Herrn, der seine Beförderung mehr von Spanien als von dem Papst erwartete, von einer Partei hätte abziehen sollen, der er von jeher zugehört, die er für die rechtgläubige hielt. Der Kardinal Sega änderte darum sein Verfahren nicht im mindesten. Noch am 13. Juni 1593 erließ er eine Erklärung, in der er die Stände aufforderte, einen König zu wählen, der nicht allein

ein wahrhafter Katholik, sondern auch entschlossen und geeignet sei, die Anstrengungen der Ketzer zu vernichten. Das sei die Sache, die Seine Heiligkeit in der Welt am meisten wünsche.

Nach wie vor erscheint Papst Klemens in seiner allgemeinen Haltung und seinen offiziellen Kundgebungen als das Haupt der kirchlich-spanischen, streng orthodoxen Partei. Er handelt zwar nicht mit jener Leidenschaft und Hingebung, welche anderen Päpsten eigen gewesen war; sind diese Eigenschaften überhaupt in ihm, so sind sie doch nur im Verborgenen wirksam; es ist ihm genug, ruhig und ohne Tadel, wie es die Ordnung des Geschäfts erfordert, auf der Seite auszuharren, welche einmal ergriffen ist und mit der Idee seines Amtes die meiste Analogie hat. Nur das läßt sich bemerken, daß er auch die andere Partei nicht ganz von sich stößt, sie nicht zu entschiedener Feindseligkeit bringen möchte. Mit geheimer Näherung, indirekten Äußerungen hält er sie in der Aussicht einstiger Versöhnung; er tut den Spaniern genug; doch dürfen die Gegner sich überreden, daß seine Handlungen nicht ganz frei, daß sie eben hauptsächlich aus Rücksicht auf die Spanier so und nicht anders seien. In Sixtus waren es entgegengesetzte Gemütsbewegungen, was ihn zuletzt an entschlossenem Eingreifen verhinderte; in Klemens ist es Rücksicht nach beiden Seiten, Klugheit, welterfahrene, Feindseligkeiten vermeidende Zirkum-

spektion. Aber allerdings erfolgt, daß auch er keinen entscheidenden Einfluß ausübt.

Um so mehr sich selbst überlassen, entwickelten sich die französischen Angelegenheiten nach ihren eigenen inneren Trieben.

Das Wichtigste war, daß sich die Häupter der Ligue entzweiten. Die Sechzehn schlossen sich eng an Spanien; Mayenne verfolgte Zwecke eines persönlichen Ehrgeizes. Die Sechzehn wurden um so eifriger: sie schritten zu den grausamsten Attentaten gegen ihre vermeinten oder wahrhaftigen Abtrünnigen, z. B. der Ermordung des Präsidenten Brisson: Mayenne hielt für gut, sie dafür zu züchtigen und ihre wildesten Anführer hinrichten zu lassen. Von diesem Zwiespalt begünstigt, erhob sich, schon seit dem Anfange des Jahres 1592, eine zwar katholische, aber den bisherigen Bestrebungen der Ligue, vor allem den Sechzehn und den Spaniern entgegengesetzte, politisch und kirchlich gemäßigte Gesinnung auch in Paris. Es ward eine Verbindung geschlossen, nicht viel anders als die Ligue selbst, welche sich zum Ziele setzte, vor allem die Ämter der Stadt in die Hände gemäßigter, einverstandener Männer zu bringen, und dies im Laufe jenes Jahres ziemlich durchführte. Und da nun die Spanier mit ihrem Vorschlage, die Infantin Isabella, Enkelin Heinrichs II., als die Erbin der Krone anzuerkennen, auch das Nationalgefühl der Franzosen verletzten, so fanden die spanisch-liguistischen Ten-

denzen allmählich wieder nachhaltigen Widerstand. Während die wilden Prediger noch jedermann für exkommuniziert erklärten, der nur von Frieden mit dem Ketzer, auch wenn er zur Messe gehe, reden würde, erneuerte das Parlament die Erinnerung an die Grundgesetze des Landes, durch welche fremde Prinzen von dem Throne ausgeschlossen seien; es ließ sich nicht verkennen, daß diese ganze Partei, die man die politische nannte, nur die Bekehrung Heinrichs IV. erwartete, um sich ihm zu unterwerfen.

Welcher Unterschied war dann noch zwischen ihnen und den katholischen Royalisten in dem Lager Heinrichs IV.? Der einzige, daß jene vor ihrer Unterwerfung einen Schritt getan sehen wollten, den diese abwarten zu können geglaubt hatten. Denn darin waren auch die katholischen Royalisten einmütig, daß der König zu ihrer Kirche zurückkehren müsse, obwohl sie sein Recht, seine Legitimität nicht davon abhängig machten. Vielleicht auch aus Widerwillen gegen die Protestanten in der Umgebung des Königs drangen sie immer ernstlicher darauf; die Prinzen von Geblüt, die angesehensten Staatsmänner, der größte Teil des Hofes vereinigten sich zu jenem Tiers-parti, dessen unterscheidender Charakter in dieser Forderung lag.

Sobald die Sachen diese Gestalt angenommen hatten, sah jedermann, und die Protestanten selbst leugneten es nicht, daß Heinrich, wenn er König sein wolle, katholisch werden müsse. Es ist nicht nötig, die Ansprüche derjenigen zu untersuchen, die den letzten

Anstoß dazu gegeben zu haben behaupten. Das meiste tat die große Kombination, die Notwendigkeit der Dinge. Indem Heinrich jetzt den Akt vollzog, durch welchen er zum Katholizismus übertrat, gesellte er sich jener national-französischen katholischen Gesinnung zu, welche sich im Tiers-parti und der politischen Partei darstellte, und welche jetzt die Aussicht hatte, die Herrschaft in Frankreich zu behaupten.

Es war dies aber im Grunde doch nur eben jene katholische Opposition, die sich den kirchlich-spanischen Unternehmungen gegenüber um die Fahne der Legitimität und der nationalen Unabhängigkeit gesammelt hatte. Wie gewaltig war sie nun in Macht und Ansehen gewachsen! In der Meinung des Landes hatte sie ohne Zweifel das Übergewicht: über ganz Frankreich hin bekannte man sich, wenn nicht offen, doch insgeheim zu ihr; durch den Übertritt des Fürsten bekam sie jetzt eine feste innere Haltung, eines Fürsten, der überdies so kriegerisch, mutig und siegreich war. So gewachsen, erschien sie aufs neue vor dem Papst und bat ihn um seine Anerkennung, seinen Segen. Welch ein Ruhm, welch eine Wirksamkeit, wenn er sich nun wenigstens unumwunden für sie erklärte! Noch kam so viel darauf an. Die Prälaten selbst, welche den König in den Schoß der Kirche aufgenommen, hatten dies doch nur mit Vorbehalt einer päpstlichen Absolution getan. Auf diese provozierten die mächtigsten Mitglieder der Ligue, mit denen der König Unterhandlungen eröffnete. Obwohl Ver-

sprechungen nicht immer gehalten werden, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß die Absolution, in diesem Momente vom Papst erteilt, in den Gang der Angelegenheiten mächtig eingegriffen haben würde. Heinrich IV. sandte einen Großen des Reiches, den Herzog von Nevers, ihn darum zu ersuchen. Es ward ein Stillstand geschlossen, um die Antwort abzuwarten.

Der Papst war mißtrauisch und bedenklich. Wie die Hoffnungen religiösen Ehrgeizes Sixtus V. entflammt, so hielt die Besorgnis, betrogen zu werden, Unannehmlichkeiten zu erleben, Klemens VIII. zurück. Er meinte noch immer, Heinrich IV. werde zuletzt vielleicht wieder zum Protestantismus zurückkehren, wie er es schon einmal getan; er erklärte, er würde nicht glauben, daß der König gut bekehrt sei, wenn nicht ein Engel vom Himmel komme und es ihm ins Ohr sage. Er sah um sich her und fand den größten Teil der Kurie noch immer den Franzosen abgeneigt; von Zeit zu Zeit erschien noch eine Flugschrift, in der man die Behauptung wiederholte, Heinrich IV. könne als ein Häretikus relapsus selbst nicht einmal von dem Papste losgesprochen werden; den Spaniern, die an der Spitze dieser Meinung standen, fühlte Klemens immer noch keinen Mut entgegenzutreten. Und war nicht die Partei, die ihn um seine Gnade ersuchte, doch in der Tat im Gegensatz gegen die Ansprüche der römischen Kirche begriffen? „die Ungetreuen der Krone und der Kirche," wie er sich aus-

drückte, „Bastarde, Kinder der Magd und nicht der Hausfrau, während die Liguisten sich als echte Söhne ausgewiesen?“ Gewiß, es hätte auch diesseits noch immer ein Entschluß dazu gehört, ihre Bitte zu gewähren; Klemens konnte sich noch nicht dazu ermannen. Nevers trat in Rom mit dem doppelten Selbstgefühl eines hohen Ranges und der Bedeutung seiner Mission auf; er zweifelte nicht, daß er mit Freuden werde angenommen werden; in diesem Sinne drückte er sich aus; in demselben Tone war auch das Schreiben des Königs abgefaßt, das er mitbrachte. Der Papst fand, es laute, als sei der König nicht allein lange katholisch, sondern als komme er wie ein zweiter Karl der Große von einem Siege über die Feinde der Kirche zurück. Nevers erstaunte ganz, wie kalt er empfangen ward, wie wenig er mit seinen Anträgen Gehör fand. Da alles vergeblich war, fragte er endlich den Papst, was der König tun solle, um die Gnade Seiner Heiligkeit zu verdienen. Der Papst entgegnete, es gebe in Frankreich Theologen genug, um es ihm anzugeben. „Wird aber Eure Heiligkeit damit zufrieden sein, was die Theologen sagen?“ Der Papst weigerte sich, darauf zu antworten. Nicht einmal als Botschafter Heinrichs wollte er ihn betrachten, sondern nur als Louis Gonzaga, Herzog von Nevers; alles, was zwischen ihnen gesprochen worden, wollte er nicht als eine amtliche Unterhandlung, sondern nur als ein privates Zwiegespräch angesehen wissen; er war nicht dazu zu

bringen, eine schriftliche Resolution von sich zu geben. „Es bleibt mir nichts übrig," sagte Nevers dem Kardinal Toledo, der ihm diese Willensmeinung des Papstes hinterbrachte, „als das Unglück zu beklagen, das die Wut der Soldaten bei wieder ausbrechendem Kriege über Frankreich bringen wird." Der Kardinal sagte kein Wort; er lächelte. Nevers verließ Rom und machte seinem Unmut in bitteren Relationen Luft.

Der Mensch hat in der Regel nur Gefühl für seine persönliche Stellung. Die römische Kurie weiß nur, was ihr selber frommt: eine wahre Teilnahme an dem Schicksale von Frankreich finden wir nicht bei ihr.

Zwar kennen wir diesen Papst genug, um zu glauben, daß er die Anhänger Heinrichs nicht ganz von sich gestoßen haben wird, jetzt noch viel weniger als früher, da sie um so vieles mächtiger waren. Einem geheimen Agenten gab er vielmehr die Versicherung, der König möge sich nur erst vollkommen katholisch zeigen, dann werde es an einer Absolution nicht fehlen. Es bezeichnet ihn, daß er, der öffentlich so entschieden ablehnte, an der Rückkehr des Königs zum katholischen Glauben Anteil zu nehmen, den Großherzog von Toskana insgeheim wissen ließ, bei alledem könne er nichts dagegen haben, was der Klerus in Frankreich tun wolle. Auch jetzt mußte der Großherzog den Oberhäuptern der katholischen Royalisten begütigende Erklärungen des Papstes mitteilen. Aber mit alledem sorgte er eigentlich nur für seine

eigne Zukunft; in Frankreich gingen deshalb doch die Dinge, wie sie konnten.

Der Stillstand war abgelaufen; das Schwert ward wieder gezogen: es kam nochmals auf das Kriegsglück an.

Jetzt aber entschied sich die Überlegenheit Heinrichs IV. auf der Stelle. Den Befehlshabern fehlte die Sicherheit der Überzeugung, die ihnen früher eine so starke Haltung gegeben hatte: die Lehren der Politiker, der Übertritt des Königs, der gute Fortgang seines Glückes hatten sie alle in ihrem Herzen erschüttert. Einer nach dem anderen ging über, ohne auf den Mangel der päpstlichen Absolution zu achten. Der Befehlshaber in Meaux, dem die Spanier die Besoldung seiner Truppen nicht mehr zahlten, namens Vitri, machte den Anfang; in Orleans, Bourges, Rouen folgte man nach. Noch kam das meiste darauf an, was in Paris geschehen würde. Hier hatte die politische, national-französische Gesinnung nach manchen Schwankungen völlig das Übergewicht bekommen, die besten Familien an sich gezogen und die wichtigsten Stellen aus ihrer Mitte besetzt. Die bewaffnete Bürgerschaft ward bereits in ihrem Sinne befehligt: so ward Hotel de Ville regiert: Prévôt des Marchands und Echevins gehörten bis auf einen einzigen dieser Meinung an. Unter diesen Umständen konnte die Rückkehr des Königs keine Schwierigkeit mehr haben. Am 22. März 1594 fand sie statt. Heinrich IV.

erstaunte, sich von dem Volke, das ihm so lange Widerstand entgegengesetzt, mit so vollem, freudigem Lebehoch begrüßt zu sehen; er glaubte abnehmen zu dürfen, daß es bisher unter tyrannischer Herrschaft gestanden; aber so ganz ist dies doch nicht wahr: die Gesinnung der Ligue hatte wirklich die Gemüter beherrscht; jetzt aber war eine andere an ihre Stelle getreten. Die Rückkehr des Königs war hauptsächlich ein Sieg der politischen Meinung. Die Liguisten erfuhren nun eine Verfolgung, wie sie selber so oft verhängt hatten. Mit den spanischen Truppen verließen so einflußreiche Anstifter und Oberhäupter, wie der gewaltige Boucher, die Stadt; mehr als hundert andere, die man für die gefährlichsten hielt, wurden förmlich verwiesen. Alle Gewalten, das gesamte Volk leistete den Eid der Treue; auch die Sorbonne, deren halsstarrigste Mitglieder, der Rektor der Universität selbst, unter den Verwiesenen waren, unterwarf sich der zur Herrschaft gelangten Lehre. Wie so ganz anders lauteten nun ihre Beschlüsse als im Jahre 1589! Jetzt erkannte auch die Sorbonne an, daß alle Gewalt von Gott stamme, daß jeder, der sich dem König widersetze, Gott widerstehe und in Verdammung falle, nach Römer 13. Sie verwarf die Meinung, daß man einem Könige den Gehorsam versagen könne, weil er von dem Papste noch nicht anerkannt sei, als eine Ausstreuung bösgesinnter und übelberatener Leute. Jetzt schwuren die Mitglieder der Universität sämtlich, Rektor, Dekane, Theologen, Dekretisten,

Mediziner, Artisten, Mönche und Konventuale, Schüler und Beamte, Heinrich IV. Treue und Gehorsam und verpflichteten sich, ihr Blut für ihn zu verspritzen. Ja, was mehr ist, auf Grund dieser ihrer neuen Rechtgläubigkeit begann die Universität sofort einen Feldzug gegen die Jesuiten. Sie machte denselben ihre aufrührerischen Grundsätze, die sie freilich früher selbst geteilt hatte, und ihre spanische Gesinnung zum Vorwurfe. Eine Zeitlang verteidigten sich die Jesuiten nicht ohne Erfolg. Da aber noch in demselben Jahre ein Mensch, der ihre Schulen besucht, Jean Chastel, einen Mordversuch auf den König unternahm und in seinem Verhör bekannte, von den Jesuiten oftmals gehört zu haben, daß man einen König töten dürfe, der mit der Kirche nicht versöhnt sei, so konnten sie dem allgemeinen Sukzeß der Partei, die sie immer bekämpft hatten, nicht länger widerstehen: kaum war das Volk abzuhalten, ihr Kollegium zu stürmen; endlich wurden alle Mitglieder des Ordens als Verführer der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe, Feinde des Königs und des Staates verurteilt, das Reich binnen vierzehn Tagen zu räumen. So nahm die Meinung, welche sich als Opposition in geringen Anfängen festgesetzt hatte, Paris und allmählich das Reich ein und trieb ihre Gegner von dem Kampfplatze. Allenthalben vollzogen sich ähnliche Bewegungen; täglich erfolgten neue Unterwerfungen. Der König war zu Chartres gekrönt und gesalbt worden; auf allen Kanzeln ward

für ihn gebetet; die Mönchsorden erkannten ihn an; er übte die kirchlichen Berechtigungen der Krone, die so bedeutend sind, ohne Widerspruch aus. Er zeigte sich hiebei gut katholisch: wo der Ritus dieser Kirche in den letzten Unruhen abgekommen war, suchte er ihn herzustellen; wo sich derselbe in ausschließender Übung behauptet hatte, bestätigte er ihm dieses Recht in feierlichen Privilegien. Alles das tat er, ohne noch mit dem Papste versöhnt zu sein.

Für diesen ward es aber nun selbst zu einer dringenden Notwendigkeit, auf die Aussöhnung zu denken. Hätte er sich länger geweigert, so würde ein Schisma, eine faktisch getrennte französische Kirche haben entstehen können.

Zwar setzten sich die Spanier noch immer dagegen. Sie behaupteten, Heinrich sei schlechterdings nicht wahrhaft bekehrt: ein Schisma sei erst recht zu fürchten, wenn er die Absolution empfangen habe; schon gaben sie die Gelegenheiten an, bei denen es ausbrechen müsse. Für den Papst gehörte noch immer Entschluß dazu, sich im Widerspruch mit denen, deren Macht ihn umgab, die eine große Partei in der Kurie hatten, von einer Meinung zu trennen, die für orthodox gegolten, für welche seine Vorfahren ihre geistlichen und weltlichen Waffen so oft in Bewegung gesetzt, die er doch auch selbst mehrere Jahre gebilligt hatte; allein er sah ein, daß jeder Aufschub verderblich werden müsse, daß er von der anderen Seite nichts mehr erwarten dürfe; er fühlte, daß die in

Frankreich emporgekommene Gewalt, wenn sie auch in geistlichen Dingen einen gewissen Gegensatz gegen die strengen Doktrinen bilde, doch in den weltlichen eine offenbare Sympathie mit den römischen Interessen habe; vielleicht ließ sich jener noch beseitigen und diese sich um so besser benutzen: genug, jetzt zeigte sich Klemens bereitwillig, sowie das erste Wort an ihn gerichtet wurde. Wir haben die Berichte des französischen Bevollmächtigten d'Ossat über seine Unterhandlungen: sie sind angenehm, unterrichtend, lesenswürdig; aber ich finde nicht, daß er große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätte; es wäre unnütz, seine Schritte im einzelnen zu begleiten: die allgemeine Lage der Dinge hatte den Papst schon bestimmt. Es kam nur darauf an, daß der König dagegen auch dem Papst einige Forderungen bewilligte. Die Ungünstigen hätten diese gern so hoch als möglich gesteigert, denn der größten Sicherheiten bedürfe die Kirche in diesem Falle; der Papst blieb bei erträglicheren stehen. Er forderte besonders die Herstellung des Katholizismus in Béarn, die Einführung des Konziliums von Trient, soweit es mit den Gesetzen des Landes vereinbar sei, genaue Beobachtung des Konkordates, die Erziehung des präsumtiven Thronerben, des Prinzen Condé, im katholischen Glauben. Auch für den König blieb es noch allemal sehr wünschenswert, sich mit dem römischen Stuhle zu versöhnen. Seine Macht beruhte auf seinem Übertritt zum Katholizismus: erst durch die Absolution des

Papstes erhielt dieser Akt vollständige Beglaubigung; wiewohl bei weitem die meisten sich gefügt, so gab es doch immer noch einige, die den Mangel derselben als den Grund ihres fortgesetzten Widerstandes geltend machten. Heinrich IV. ging ohne viel Schwierigkeit auf jene Bedingungen ein, zumal da der Papst sich eine Klausel gefallen ließ, nach welcher die Ausführung der ihm gegebenen Zusagen nicht so weit getrieben werden sollte, um den Frieden des Reiches dadurch zu stören: ihm selbst lag am Herzen, sich gut katholisch zu zeigen. Wieviel mächtiger er jetzt auch war, als bei der Mission des Herzogs von Nevers, so lautete doch das Schreiben, in welchem er nunmehr den Papst um seine Absolution ersuchte, um vieles demütiger und unterwürfiger als damals. „Der König," heißt es darin, „kehrt zu den Füßen Eurer Heiligkeit zurück und fleht sie in aller Demut bei den Eingeweiden unseres Herrn Jesu Christi an, ihm ihren heiligen Segen und ihre höchste Absolution verleihen zu wollen." Der Papst fühlte sich vollkommen befriedigt. Es war nur noch übrig, daß auch das Kollegium der Kardinäle sich einverstanden erklärte. Der Papst wollte es doch nicht auf ein regelrechtes Konsistorium ankommen lassen: leicht hätte die Konsequenz bisheriger Beschlüsse ein unbequemes Resultat herbeiführen können; er lud die Kardinäle ein, ihm in besonderen Audienzen ihre Meinung einzeln zu eröffnen, eine Auskunft, die in ähnlichen Fällen schon öfter beliebt worden war. Als er alle

vernommen, erklärte er, zwei Dritteile der Stimmen seien für die Absolution.

Und so schritt man am 17. Dezember 1595 zur Vollziehung der Zeremonie. Vor der Peterskirche war der Thron des Papstes errichtet; Kardinäle und Kurie umgaben ehrerbietig ihr Oberhaupt. Das Gesuch des Königs, die Bedingungen, zu denen er sich verstanden hatte, wurden verlesen. Hierauf warfen sich die Stellvertreter des allerchristlichsten Königs zu den Füßen des Papstes nieder; mit einem leichten Rutenschlag erteilte er ihnen seine Absolution. Wie so vollkommen in dem Glanze seiner altherkömmlichen Autorität erschien hier noch einmal der päpstliche Stuhl!

Auch ward in der Tat ein großer Erfolg hiemit bezeichnet. Die herrschende Gewalt in Frankreich, nunmehr in sich stark und wohlbegründet, war wieder katholisch; sie hatte ein Interesse dabei, mit dem Papste gut zu stehen. Es bildete sich hier ein neuer Mittelpunkt für die katholische Welt, von dem eine große Wirkung ausgehen mußte.

Näher betrachtet, sprangen dann zwei verschiedene Seiten dieses Erfolges hervor.

Nicht durch unmittelbare Einwirkung des Papstes, nicht durch einen Sieg der strengen Partei war Frankreich wiedergewonnen; es war vielmehr durch eine Vereinigung der gemäßigten mittleren Meinungen, durch die Überlegenheit einer Gesinnung, die sich als Opposition konstituiert hatte, geschehen. Daher kam

es, daß die französische Kirche eine ganz andere Stellung einnahm, als die italienische, als die niederländische, die neu eingerichtete deutsche. Sie unterwarf sich dem Papst; aber sie tat es mit einer Freiheit und inneren Selbständigkeit, die sich auf ihren Ursprung gründete, deren Gefühl sich niemals wieder verlor. Insofern konnte der päpstliche Stuhl Frankreich bei weitem nicht als eine reine Eroberung betrachten.

Um so vorteilhafter aber war ihm die andere, die politische Seite. Das politische Gleichgewicht war hergestellt; — zwei große, aufeinander eifersüchtige, in unaufhörlichem Wettstreit begriffene Mächte hielten einander wechselseitig in Schranken; beide waren katholisch und konnten doch zuletzt in einem Sinne geleitet werden; zwischen beiden aber nahm der Papst eine weit unabhängigere Stellung ein, als es ihm und seinen Vorgängern lange Zeit möglich gewesen. Von den Banden, mit denen ihn bisher das spanische Übergewicht umfaßt hatte, ward er um vieles freier.

Zuerst tritt in dem Fortgange der Begebenheiten diese politische Richtung hervor. Bei dem Heimfalle von Ferrara an den päpstlichen Stuhl zeigte sich der französische Einfluß zum erstenmal wieder in italienischen Geschäften. Ein Ereignis, das auch sonst für die Machtentwickelung des Kirchenstaates von großem Belange ist, das hier, wie ja auch in der Aufmerksamkeit der Mitlebenden, die Angelegenheiten der

Religion unterbrechen mag. Beginnen wir mit einem Rückblick auf das Land unter seinem letzten Fürsten.

Ferrara unter Alfonso II.

Man nimmt häufig an, Ferrara sei unter dem letzten Este in besonders blühendem Zustande gewesen: doch ist dies wohl eine Täuschung wie so viele andere, die von der Abneigung gegen die weltliche Herrschaft in Rom herrührt.

Montaigne besuchte Ferrara unter Alfonso II. Er bewundert die breiten Straßen der Stadt, die schönen Paläste; aber schon findet er sie öde und menschenleer, wie die heutigen Reisenden. Der Wohlstand der Landschaft beruhte auf der Erhaltung der Dämme, der Regulierung der Gewässer; aber weder die Dämme noch die Flüsse und Kanäle wurden recht in Ordnung gehalten; nicht selten traten Überschwemmungen ein; Volana und Primaro versandeten, so daß die Schiffahrt daselbst ganz aufhörte.

Ein noch größerer Irrtum aber wäre es, die Untertanen dieses Hauses für frei und glücklich zu halten. Alfonso II. machte die Rechte seiner Kammer auf das strengste geltend. Bei jedem Kontrakt, selbst wenn er nur ein Darlehn betraf, fiel der Zehnte an den Herzog; er nahm den Zehnten von allem, was in der Stadt einging. Er hatte das Salzmonopol; er belastete das Öl mit einer neuen Auflage; auf den Rat seines Zollverwalters Christofano da Fiume nahm er endlich auch den Handel mit Mehl und Brot

an sich; nur von den herzoglichen Beamten durfte man dies erste aller Lebensbedürfnisse an sich bringen; kein Nachbar hätte gewagt, dem anderen eine Schüssel Mehl zu borgen. Selbst den Edelleuten war die Jagd nur auf wenige Tage und nie mit mehr als etwa drei Hunden gestattet. Eines Tages sah man auf dem Marktplatze sechs Gehängte; tote Fasanen waren an ihre Füße gebunden, zum Zeichen, sagte man, daß sie bei einem Diebstahl in der herzoglichen Fasanerie erschossen worden.

Wenn man demnach von der Blüte und Regsamkeit Ferraras redet, so kann man nicht Land und Stadt, man kann nur den Hof meinen.

In jenen Stürmen der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, in denen so viele blühende Geschlechter, so viel mächtige Herrschaften untergegangen, ganz Italien von Grund aus umgewandelt worden, hatte sich das Haus Este durch geschickte Politik und herzhafte Verteidigung unter allen Gefahren zu behaupten gewußt. Es vereinigte aber hiemit noch andere Eigenschaften. Wer hat nicht von jenem Stamme gelesen, der, wie Bojardo sich ausdrückt, dazu bestimmt war, Tapferkeit, Tugend, Courtoisie, heiteres Leben in der Welt zu erhalten, von seinem Wohnsitz, den er, wie Ariosto, sagt, nicht allein mit königlichen Gebäuden, sondern auch mit schönen Studien und trefflichen Sitten ausgestattet? Haben sich die Este ein Verdienst erworben, indem sie Wissenschaften und Poesie begünstigten, so sind sie reichlich

dafür belohnt worden. Das Andenken des Glanzes und der Macht, welche rasch vorübergehen, hat sich in den Werken großer Autoren fortgepflanzt, welche immer leben.

Wie es nun unter den früheren Herzögen gewesen, so suchte es Alfonso II. zu erhalten. Die nämlichen Gesichtspunkte verfolgte auch er. Zwar hatte er nicht so schwere Stürme zu bestehen wie seine Vorfahren; indes, da er mit Florenz in unaufhörlichem Mißvernehmen stand und auch des Papstes, seines Lehnsherrn, nicht immer ganz sicher war, hielt auch er sich fortwährend gerüstet; Ferrara galt nach Padua für die vornehmste Festung von Italien; 27 000 Mann waren in die Milizen eingeschrieben; Alfonso suchte den militärischen Geist zu erhalten. Um alsdann der Begünstigung, welche Toskana an dem päpstlichen Hofe fand, eine Freundschaft von nicht minderem Belang entgegensetzen zu können, schloß er sich an den deutschen Kaiser an. Nicht selten ging er mit glänzendem Gefolge über die Alpen; er vermählte sich mit einer österreichischen Prinzessin; er sprach, wie man versichert, deutsch; im Jahre 1566 zog er mit einer Schar, die sich auf viertausend Mann belaufen konnte, dem Kaiser wider die Türken nach Ungarn zu Hilfe.

Ebenso bildete sich auch unter ihm das literarische Element in Hof und Staat weiter aus. Ich wüßte nicht, wo jemals in der Welt die Verbindung enger gewesen wäre. Zwei Professoren der Universität,

Pigna und Montecatino, wurden nacheinander die ersten Minister des Landes; sie gaben darum ihre literarischen Bestrebungen nicht auf; wenigstens Pigna hielt, als er die Geschäfte leitete, noch immer seine Vorlesungen und ließ von Zeit zu Zeit ein Buch erscheinen. Battista Guarini, der Dichter des Pastor fido, ward als Gesandter nach Polen abgeordnet. Selbst Franz Patrizi, obwohl er sich mit abstrusen Gegenständen beschäftigte, rühmt doch die Teilnahme, die er bei Hofe gefunden. Es war hier alles eins. Mit den Wettkämpfen der Wissenschaft wechselten Disputationen ab, welche Streitfragen der Liebe betrafen, wie z. B. Tasso, der eine Zeitlang auch an der Universität angestellt war, einmal eine solche veranstaltete. Bald gab die Universität, bald der Hof ein Schauspiel; das Theater hatte noch einen literarischen Reiz, da es noch immer neue Formen suchte und eben damals das Pastorale ausbildete, die Oper begründete. Zuweilen treffen dann fremde Gesandte, Kardinäle, Fürsten ein, wenigstens die benachbarten von Mantua, Guastalla, Urbino, wohl auch ein Erzherzog. Dann erscheint der Hof in seinem vollen Glanze; man gibt Turniere, bei denen der Adel des Landes die Kosten nicht spart; zuweilen turnieren hundert Ritter auf dem Schloßhofe. Es sind dies zugleich Darstellungen aus der Fabel, nach irgendeinem poetischen Werke, wie schon ihre Namen anzeigen: der Tempel der Liebe, die selige Insel; verzauberte Kastelle werden verteidigt und erobert.

Die eigenste Verbindung von Poesie, Gelehrsamkeit, Politik und Ritterschaft. Die Pracht wird durch ihren Sinn geadelt, die Geringfügigkeit der Mittel durch den Geist ergänzt.

In den Reimen und dem epischen Gedichte des Tasso tritt uns dieser Hof lebendig entgegen: der Fürst, „dem man Hochherzigkeit und Kraft ansieht, von dem man nicht weiß, ob er ein besserer Ritter oder Anführer ist,“ seine Gemahlin, vor allem seine Schwestern; die ältere, Lukrezia, die nur eine kurze Zeit bei ihrem Gemahl in Urbino, übrigens aber immer in Ferrara lebte und hier auch Einfluß auf die Geschäfte hatte, hauptsächlich aber literarischen und musikalischen Bestrebungen Schwung und Antrieb gab, — sie ist es, die Tasso an dem Hofe befördert hat; — die jüngere, Leonora, in beschränkteren Verhältnissen, still, kränklich, zurückgezogen, aber wie ihre Schwester von starken Zügen des Gemüts. Während eines Erdbebens weigerten sie sich beide, das Schloß zu verlassen; als sie endlich nachgaben, war es die höchste Zeit: unmittelbar hinter ihnen stürzte die Decke ein. Man hielt Leonora fast für eine Heilige; ihren Gebeten schrieb man die Rettung von einer Überschwemmung zu. Tasso widmete ihnen eine ihrer Gemütsart entsprechende Verehrung: der jüngeren gemäßigt, selten, immer als ginge er mit Absicht nicht weiter heraus; der älteren ohne alle Zurückhaltung; er vergleicht sie mit der vollen duftenden Rose, der das minder frische Alter ihren Reiz nicht

entrissen usw. Neben ihnen erscheinen auch andere Damen: Barbara Sanseverina und ihre Tochter Leonora Sanvitale; Tasso hat die ruhige Zuversicht der Mutter, den heiteren Reiz jugendlicher Schönheit in der Tochter unübertrefflich geschildert; kein Bildnis könnte sie besser vergegenwärtigen. Es folgen die Lustschlösser, die man besucht, die Jagden und die Spiele, die man anstellt, das ganze Tun und Treiben, in dem man sich ergeht; wer kann sich des Eindrucks erwehren, den diese in vollem reichen Wohllaut daherströmende Beschreibung hervorbringt?

Jedoch diesem Eindruck darf man sich nicht ganz überlassen. Dieselbe Gewalt, die das Land in so vollkommenem Gehorsam hielt, machte sich auch an dem Hofe fühlbar.

Jene Szenen der Poesie und des Spieles wurden zuweilen durch ganz andere unterbrochen. Die Vornehmen wurden so wenig geschont wie die Gemeinen.

Es war ein Gonzaga ermordet worden. Jedermann gab dem jungen Ercole Contrario den Mord schuld, und wenigstens hatten die Mörder auf einem Gute desselben Aufnahme gefunden. Der Herzog forderte ihre Auslieferung; der junge Contrario, um nicht durch sie angeklagt zu werden, ließ sie gleich selber umbringen, und nur die Leichname überlieferte er dem Herzog. Hierauf ward er eines Tages selbst an den Hof beschieden; am 2. August 1575 hatte er seine Audienz. Die Contrario waren das reichste und älteste Geschlecht von Ferrara; Ercole war der letzte

Sprößling; nicht lange, nachdem er in den Palast getreten, ward er tot aus demselben herausgetragen. Der Herzog sagte, der junge Mensch sei im Gespräch mit ihm plötzlich vom Schlage gerührt worden. Allein niemand glaubte ihm das; an der Leiche nahm man Spuren von Gewalttätigkeiten wahr; auch bekannten die Freunde des Herzogs, der Herr habe ihn töten lassen; sie entschuldigten ihn nur damit, daß er den berühmten Namen nicht mit einer schimpflichen Todesart habe schänden wollen.

Eine Justiz, die jedermann in Schrecken hielt. Das Schlimmste ist, daß die Güter des Hauses nunmehr an den Herzog fallen mußten.

Aber überhaupt wäre es keinem zu raten gewesen, sich dem Herrn im mindesten entgegenzusetzen. Dieser Hof war ein sehr schlüpfriger Boden. So fein Montecatino auch war, so konnte er sich doch nicht bis zuletzt halten. Panigarola, damals der berühmteste Prediger in Italien, war nicht ohne Mühe nach Ferrara gezogen worden; plötzlich ward er mit Ungestüm verwiesen; man fragte sich, was sein Verbrechen sei; man fand nichts, als daß er wegen einer Beförderung nach einer anderen Seite hin unterhandelt habe. Da konnte auch der unbeständige, reizbare, melancholische Tasso sich auf die Länge nicht behaupten. Der Herzog schien ihn zu lieben, hörte ihn gern, nahm ihn oft mit sich aufs Land und verschmähte es sogar nicht, die Schilderungen des Kriegswesens, die in der Gerusalemme vorkommen, zu be-

richtigen. Aber seit Tasso einmal Miene gemacht, in die Dienste der Medici überzutreten, wurden sie nie wieder rechte Freunde; der arme Dichter entfernte sich; durch einen unwiderstehlichen Hang gezogen, kehrte er wieder zurück; dann waren einige Schmähworte, die er in einem Anfall seiner Melancholie ausstieß, hinreichend, um den Herzog zu bestimmen, daß er den Unglücklichen sieben lange Jahre hindurch gefangen hielt.

Es ist das noch einmal ganz das italienische Fürstentum, wie es im 15. Jahrhundert ausgebildet worden: auf wohlberechneten politischen Verhältnissen beruhend, in dem Innern unbeschränkt und gewaltsam, mit Glanz umgeben, mit der Literatur verbündet, eifersüchtig auch auf den Schein der Gewalt. Sonderbare Gestalt menschlicher Dinge! Die Kräfte des Landes bringen den Hof hervor; der Mittelpunkt des Hofes ist der Fürst; das letzte Produkt des ganzen Lebens ist zuletzt das Selbstgefühl des Fürsten. Aus seiner Stellung zur Welt, dem Gehorsam, den er findet, der Verehrung, die man ihm widmet, entspringt ihm das Gefühl seines Wertes, seiner Bedeutung.

Alfonso II. nun mußte begegnen, daß er von drei Gemahlinnen keine Nachkommen bekam. Es spricht seine ganze Politik aus, wie er sich unter diesen Umständen betrug.

Sein Absehen war doppelt: einmal, die Untertanen nicht glauben zu lassen, daß sie von seinem Hause abkommen könnten; sodann, die Ernennung

eines Nachfolgers in seiner Hand zu behalten und sich nicht etwa selbst einen Nebenbuhler aufzustellen.

Im September 1589 ging er nach Loreto, wo sich damals die Schwester Sixtus' V., Donna Kamilla, befand; er sparte weder Geschenke noch Versprechungen, um sie zu gewinnen. Sie sollte ihm, hoffte er, auswirken, daß er denjenigen von seinen nächsten Verwandten zum Nachfolger ernennen dürfe, den er für den geeignetsten halte. Kaum aber waren die Unterhandlungen eigentlich eröffnet, so starb Sixtus V.

Durch ähnliche Mittel, Geschenke an die Schwägerin des Papstes, Dienstbeflissenheit gegen den Neffen, wußte sich Alfonso im Jahre 1591 Eingang bei Gregor XIV. zu verschaffen. Als er sah, daß er Hoffnung schöpfen dürfe, ging er selbst nach Rom, um die Unterhandlung zu führen. Die erste Frage war, ob die Bulle Pius' V., welche die Wiederverleihung heimgefallener päpstlicher Lehen verbot, sich auch auf Ferrara beziehe. Alfonso leugnete dies, weil es noch niemals heimgefallen gewesen. Jedoch allzu deutlich waren die Worte; die Kongregation entschied, die Bulle begreife allerdings auch Ferrara. Dann fragte sich nur, ob nicht ein Papst die Macht habe, in einem besonderen Falle eine besondere Bestimmung zu geben. Die Kongregation wagte nicht, dies zu verneinen; jedoch setzte sie die Bedingung, daß die Notwendigkeit dringend, der Nutzen augenscheinlich sei. Hiedurch war ein großer Schritt geschehen. Es ist nicht un=

wahrscheinlich, daß, wenn man geeilt und sogleich eine neue Investitur auf einen bestimmten Namen ausgefertigt hätte, die Sache zu dem erwünschten Ziele gebracht worden wäre. Jedoch Alfonso wollte seinen Erben nicht nennen. Auch war er hierüber mit den Sfondrati nicht ganz einerlei Meinung: sie hätten Marchese Filippo von Este vorgezogen; ihm war sein näherer Vetter Cesare lieber. Hierüber verging die Zeit, und auch Gregor starb, ehe etwas festgesetzt worden.

Indessen hatte man auch die Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe eröffnet. Ferrara zwar war ein päpstliches, Modena und Reggio aber waren kaiserliche Lehen. Hier nun kam dem Herzog seine bisherige Politik zustatten; mit dem leitenden Minister des Kaisers, Wolf Rumpf, stand er im besten Vernehmen. In der Tat gewährte ihm Rudolf II. die Erneuerung der Belehnung und gestand ihm selbst eine Frist zu, innerhalb deren es ihm freistehen solle, wen er selbst wünsche, zu seinem Nachfolger zu ernennen.

Desto hartnäckiger aber zeigte sich der nunmehrige Papst, Klemens VIII. Es schien katholischer, kirchlicher, ein Lehen einzuziehen, als es wieder zu vergeben; so hatte der heilige Papst Pius V. verordnet. Noch im Jahre 1592 schlug Klemens im geheimen Konsistorium die Bestätigung jener Bulle, wie sie ursprünglich lautete, ohne den Zusatz Gregors XIV. vor; so ließ er sie durchgehen.

Und nun war auch die vom Kaiser gesetzte Frist verstrichen. Der Herzog mußte sich entschließen, seinen Nachfolger zu bezeichnen. Alfonso I. hatte sich noch in späteren Jahren mit Laura Eustochia vermählt, nachdem er bereits einen Sohn von ihr hatte; von diesem Sohne stammte Don Cesare d'Este; nach langem Zögern ernannte ihn endlich der Herzog. Aber auch jetzt brauchte er noch die geheimnisvollste Vorsicht. Ohne jemandes Mitwissen, in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser vollzog er die Ernennung; zugleich aber bat er denselben auf das dringendste, sie niemanden wissen zu lassen, selbst den ferrarischen Gesandten nicht, der an dem kaiserlichen Hofe war, und seine Genehmigung nur dadurch auszusprechen, daß er das Schreiben selbst, mit dem kaiserlichen Namenszuge versehen, zurücksende.

Das höchste Ansehen in dem kleinen Lande wollte er bis an seinen letzten Atemzug ungeteilt besitzen; er wollte nicht erleben, daß sein Hof sich der aufgehenden Sonne zuwende. Cesar selbst erfuhr nichts von der ihm zuteil gewordenen Gnade; er ward sogar noch etwas strenger gehalten, der Glanz seiner Erscheinung noch etwas eingeschränkt (nie sollte er mehr als drei Edelleute in seinem Gefolge haben), und erst als es mit dem Leben ganz vorüber war, als die Ärzte die letzte Hoffnung aufgegeben, ließ der Herzog ihn rufen, um ihm sein Glück zu verkündigen. In Gegenwart der vornehmsten Einwohner ward das Testament eröffnet; diese wurden von dem Minister

ermahnt, dem Hause Este getreu zu sein; zu Cesar sagte der Herzog, er hinterlasse ihm den schönsten Staat der Welt, befestigt durch Waffen, Völker, Verbündete innerhalb und außerhalb Italiens, von denen er sich alle Hilfe versprechen könne. Hierauf, an dem nämlichen Tage noch, starb Alfonso II.: 27. Oktober 1597.

Eroberung von Ferrara.

Ohne Widerspruch nahm Cesar die kaiserlichen Lehen in Besitz: auch die päpstlichen huldigten ihm; in Ferrara ward er von dem Magistrat mit dem herzoglichen Mantel bekleidet, von dem Volke mit jauchzendem Zuruf als der neue Fürst begrüßt.

Hatte ihm aber sein Vorfahr von eigener Macht und fremder Unterstützung gesprochen, so kam er sogleich in den Fall, auch diese zu erproben.

Unerschütterlich blieb Klemens bei seinem Entschlusse, Ferrara einzuziehen. So viele Päpste hatten es früher versucht; er glaubte einen ewigen Nachruhm zu erwerben, wenn er es vollbringe. Auf die Nachricht vom Tode Alfonsos erklärte er, es tue ihm leid, daß der Herzog keinen Sohn hinterlasse; aber die Kirche müsse das ihre wiederhaben. Die Gesandten Cesars wollte er nicht hören; seine Besitzergreifung nannte er Usurpation; er bedrohte ihn mit der Strafe des Bannes, wofern er sie innerhalb vierzehn Tagen nicht aufgegeben habe; und um seinen Worten Nachdruck zu geben, begann er augenblicklich, sich zu rüsten. Es ward eine neue Anleihe gemacht

und ein neuer Monte gegründet, um das Geld im Kastell nicht angreifen zu müssen; in kurzem begab sich der Neffe des Papstes, Kardinal Pietro Aldobrandino, von erfahrenen Kriegshauptleuten umgeben, nach Ankona, um ein Heer zusammenzubringen; nach allen Seiten sandte er Werber aus; die Provinzen wurden zu starken Lieferungen genötigt.

Auch Cesar zeigte sich anfangs mutvoll. Er erklärte, er wolle sein gutes Recht bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen, es werde ihm an seiner Religion und Seligkeit nichts schaden; und so befestigte er seine Plätze aufs neue; die Landmilizen traten in die Waffen: eine Truppenschar rückte an die Grenze des Kirchenstaates vor, und wir finden eine Aufforderung an ihn, in der Romagna zu erscheinen, wo man mit der päpstlichen Herrschaft unzufrieden sei und sich nur einen Anlaß wünsche, sie zu stürzen. Überdies hatte er das Glück, daß auch die benachbarten italienischen Staaten für ihn Partei nahmen. Sein Schwager, der Großherzog von Toskana, erklärte, er werde ihn nicht verlassen. Die Republik Venedig hinderte den Papst, in Dalmatien zu werben, und versagte ihm den Kriegsbedarf und die Waffen, die er aus Brescia ziehen wollte. Die Vergrößerung des Kirchenstaates war allen von Herzen verhaßt.

Wäre Italien in einem Zustande gewesen wie hundert Jahre früher, ziemlich unabhängig von fremden Einwirkungen und auf sich selber ange-

wiesen, so würde Klemens VIII. wahrscheinlich nicht mehr ausgerichtet haben als damals Sixtus IV.; aber diese Zeiten waren vorüber; jetzt kam alles auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse und die damaligen großen Mächte Frankreich und Spanien an.

Die Neigungen der Spanier waren nun nicht sehr zweifelhaft. Cesar d'Este hatte ein so großes Vertrauen auf Philipp II., daß er ihn dem Papste zum Schiedsrichter vorschlug; ganz unumwunden erklärte sich der königliche Governator in Mailand für Cesar; er bot demselben spanische Garnisonen für seine festen Plätze an. Nur war doch auch nicht zu verkennen, daß der König, der sein lebelang alle Bewegungen in Italien verhindert hatte, Bedenken trug, in dem hohen Alter, in dem er war, noch einen Krieg zu veranlassen, und sich mit außerordentlicher Vorsicht vernehmen ließ. Eine ähnliche beobachtete sein Gesandter in Rom.

Um so mehr kam unter diesen Umständen auf die Entscheidung Heinrichs IV. an; die Herstellung eines katholischen und mächtigen Frankreichs entwickelte sogleich eine hohe Bedeutung für Italien. Mit den italienischen Fürsten im Einverständnis, hatte sich Heinrich IV. wieder erhoben; sie zweifelten nicht, daß er nun auch dankbar sein und in ihrer Differenz mit dem Heiligen Stuhle sich auf ihre Seite schlagen werde. War doch die Krone Frankreich ohnehin dem Hause Este sehr verpflichtet. Während der bürgerlichen

Kriege hatten die Este dem königlichen Hause über eine Million Skudi vorgestreckt, die noch nicht zurückbezahlt worden, und die jetzt hingereicht haben würden, um ein Heer zu werben, dem kein Papst hätte Widerstand leisten können.

Dies waren jedoch nicht die Betrachtungen, welche Heinrich IV. anstellte. Trotz seines Übertritts zum Katholizismus mußte er noch immer gar manches tun, was dem römischen Hofe nicht anders als mißfallen konnte; in der Sache von Ferrara erblickte er nun eine Gelegenheit, diese Dinge vergessen zu machen, die Lilien, wie seine Staatsmänner sich ausdrückten, am römischen Hofe wieder emporzubringen. Ohne alles Zögern noch Schwanken ließ er dem Heiligen Vater die Hilfe von Frankreich anbieten; nicht allein sei er bereit, sobald es der Papst wünsche, ein Kriegsheer über die Berge zu senden, sondern auch im Notfalle mit seiner ganzen Macht und persönlich ihm zu Hilfe zu kommen.

Diese Erklärung war es, was die Sache entschied. Der römische Hof, der schon alle die Verlegenheiten fühlte, in die ihn die Abneigung seiner Nachbarn und der offene Widerstand von Ferrara setzen konnten, schöpfte Atem. „Ich kann nicht ausdrücken", schreibt Ossat an den König, „wie viel Wohlwollen, Lob, Segen Euerer Majestät für Ihr Erbieten zuteil geworden ist." Er verspricht seinem Herrn, wenn er es ausführe, die Stelle eines Pippin und Carolus Magnus zu der Kirche. Seinerseits machte nun der Papst un=

vorzüglich Anstalt zu der förmlichen Exkommunikation seines Gegners.

Um so tiefer betroffen, erschrocken waren die Fürsten; sie redeten von schwarzer Undankbarkeit; jetzt verloren sie den Mut, Ferrara zu unterstützen, was sie sonst, offen oder geheim, ohne Zweifel aus allen Kräften getan haben würden.

Unmittelbar wirkte das dann auf Ferrara zurück. Die strenge Regierung Alfonsos hatte notwendigerweise viel Unzufriedene gemacht. Cesar war neu in der Herrschaft, ohne rechte Talente und ganz ohne Übung; mit den Mitgliedern des geheimen Rates machte er erst in den Sitzungen, die er als Fürst hielt, nähere Bekanntschaft; da er nun seine älteren Freunde, die ihn kannten, auf die auch er sich persönlich verließ, nach den verschiedenen Höfen versendete, so behielt er niemanden um sich, zu dem er wahres Vertrauen gehabt, mit dem er sich gehörig verstanden hätte. An falschen Schritten konnte es nicht fehlen. Von oben her griff eine Unsicherheit um sich, wie sie dem Verderben vorherzugehen pflegt. Schon bedachten die Vornehmeren, die einen Anteil an der Macht besaßen, was sich bei einer Veränderung für sie gewinnen lasse; sie suchten insgeheim ihren Vertrag mit dem Papste abzuschließen; Antonio Montecatino begab sich nach Rom. Ohne Zweifel aber das Auffallendste, Unglücklichste war, daß sich in dem Hause Este selbst ein Zwiespalt offenbarte. Lukrezia hatte den Vater Cesars gehaßt; sie haßte nicht minder

auch ihn und wollte nicht seine Untertanin sein; sie selbst, die Schwester des vorigen Herzogs, trug kein Bedenken, mit dem Papst und dem Kardinal Aldobrandino in Verbindung zu treten.

Indessen hatte der Papst den Akt der Exkommunikation vollzogen. Am 22. Dezember 1597 begab er sich in dem Pomp der Prozession nach St. Peter und bestieg mit seinem näheren Gefolge die Loggia dieser Kirche. Ein Kardinal verlaß die Bulle. Don Cesare d'Este ward darin für einen Feind der römischen Kirche erklärt, schuldig der beleidigten Majestät, verfallen in die größeren Zensuren, in die Sentenz der Verfluchung; seine Untertanen wurden des Eides der Treue entbunden; seine Beamten wurden ermahnt, seine Dienste zu verlassen. Nachdem die Bulle verlesen worden, warf der Papst mit zornvollem Angesicht eine große brennende Kerze auf den Platz hinab. Trompeten und Trommeln wirbelten; Kanonen wurden abgefeuert; das Volk überschrie ihren Lärm.

Die Umstände waren so beschaffen, daß diese Exkommunikation ihre volle Wirkung hervorbringen mußte. Ein Ferrarese selbst brachte ein Exemplar der Bulle, in seine Kleider genäht, in die Stadt und überlieferte es dem Bischof. Den nächsten Morgen, am 31. Dezember 1597, sollte ein Domherr begraben werden; die Kirche war schwarz ausgeschlagen; das Volk versammelte sich, um die Leichenpredigt zu hören. Der Bischof bestieg die Kanzel und fing an, vom Tode zu reden. „Noch viel schlimmer aber",

lenkte er plötzlich ein, „als der Tod des Leibes, ist das Verderben der Seele, das uns jetzt alle bedroht." Er hielt inne und ließ die Bulle verlesen, in der alle, die sich von Don Cesar nicht absondern würden, bedroht wurden, „als verdorrte Zweige von dem Baume des geistlichen Lebens abgehauen zu werden." Hierauf ward die Bulle an der Türe angeschlagen; die Kirche erfüllte sich mit Geschrei und Seufzen; die Erschütterung setzte sich in die Stadt fort.

Don Cesar war nicht der Mann, einer solchen Bewegung Einhalt zu tun. Man hatte ihm geraten, Schweizer, Deutsche zu werben; allein er hatte sich nicht entschließen können. Katholische wollte er nicht, weil sie Anhänger des Papstes, aber noch weniger Protestantische, weil sie Ketzer seien: „gleich als komme es ihm zu," sagt Niccolo Contarini, „das Amt eines Inquisitors zu verwalten." Jetzt fragte er seinen Beichtvater, was er zu tun habe; es war ein Jesuit, Benedetto Palma; der riet ihm, sich zu unterwerfen.

So weit war Don Cesar gebracht, daß er, um diese Unterwerfung unter günstigen Bedingungen zu bewerkstelligen, sich eben an die wenden mußte, die er als seine heftigste Feindin kannte: der geheimen und in gewissem Sinne verräterischen Verbindungen, in welche Lukrezia mit Rom getreten, war er genötigt sich zu einem erträglichen Abkommen zu bedienen. Im Auftrage des Herzogs begab sich Lukrezia nicht ohne die gewohnte Pracht in das feindliche Lager.

Die Anhänger Cesars haben immer behauptet, sie hätte wohl bessere Bedingungen erlangen können; aber durch das Versprechen lebenslänglichen Besitzes von Bertinoro mit dem Titel eines Herzogtums gewonnen und von dem jungen geistreichen Kardinal persönlich eingenommen, habe sie alles zugegeben, was man verlangte. Am 12. Januar 1598 ward der Vertrag entworfen, kraft dessen Cesar auf Ferrara, Comacchio, seinen Teil der Romagna Verzicht leisten und dafür Absolution von dem Kirchenbanne erhalten sollte. Wenigstens einiges zu retten, hatte er sich geschmeichelt; sehr hart kam ihm ein so vollständiger Verlust vor; noch einmal berief er die vornehmsten Magistratspersonen der Stadt, den Guidice de' Savj, einige Doktoren und Edelleute, um ihren Rat zu vernehmen. Sie gaben ihm keinen Trost; schon dachte ein jeder sich nur selbst mit der neuen Gewalt, die man erwartete, auf guten Fuß zu setzen; schon wetteiferte man, allenthalben die Wappen der Este abzureißen, ihre Beamten zu verjagen; dem Fürsten blieb nichts übrig, als zu unterschreiben und das Erbe seiner Väter zu verlassen.

So verloren die Este Ferrara. Archiv, Museum, Bibliothek, ein Teil des Geschützes, das Alfonso I. mit eigener Hand gegossen, ward nach Modena gebracht: alles andere ging verloren. Auf fünfzig Wagen hatte die Witwe Alfonsos II. ihre Habe weggeführt; die Schwester desselben, in Frankreich verheiratet, nahm die Forderungen des Hauses an diese

Krone für sich in Anspruch; das Unerwartetste aber erlebte man von Lukrezia. Sie selbst hatte nicht Zeit, von ihrem Herzogtum Besitz zu ergreifen: gerade einen Monat, nachdem sie jenen Vertrag abgeschlossen, am 12. Februar, starb sie; als man ihr Testament eröffnete, fand sich, daß sie eben den, der ihr Haus aus seinem alten Besitz vertrieben, den Kardinal Aldobrandino, zum Universalerben eingesetzt hatte. Auch ihre Ansprüche hatte sie ihm vermacht, die nun gegen Cesar selbst ausgefochten werden mußten. War es doch, als hätte sie ihrem alten Feind einen Gegner hinterlassen wollen, der ihm das Leben verbittern könnte. Es ist etwas Dämonisches in dieser Frau, die ihr eignes Haus mit Vergnügen und Genugtuung seinem Verderben zuführt.

Und so trat nun die kirchliche Herrschaft an die Stelle der herzoglichen. Am 8. Mai traf der Papst selbst in Ferrara ein. Er wollte sogleich den Anblick der neuen Erwerbung genießen und sie mit angemessenen Einrichtungen an die Kirche knüpfen.

Er begann mit Milde und Gnade. Eine Anzahl ferraresischer Oberhäupter wurde mit kirchlichen Würden ausgestattet: Kardinalshüte, Bistümer, Auditorate fielen ihnen zu; unter den übrigen ward der junge Bentivoglio, der Geschichtschreiber, geheimer Kämmerer des Papstes. Die Gewalt der Herzoge hatte auf der Aneignung der munizipalen Be=

rechtigungen beruht; der Papst entschloß sich, den Bürgern ihre alten Rechte zurückzugeben. Er bildete ein Conseglio aus den drei Klassen: des höheren Adels mit 27, der geringeren Nobilität und der angesehenen Bürger mit 55, der Zünfte mit 18 Stellen. Ihre Rechte waren sorgfältig geschieden: die erste Klasse hatte die bedeutendsten; doch hing dafür die Besetzung der Stellen am meisten von dem Papste ab. Diesem Conseglio überließ nun der Papst die Sorge für die Lebensmittel, die Regulation der Flüsse wie Ernennung der Richter und Podestas, selbst die Besetzung der Stellen an der Universität, alles Rechte, die der Herzog sich früher eifersüchtig vorbehalten; und wie man denken kann, begann hiedurch ein ganz neues Leben. Auch für die geringere Klasse ward gesorgt: von den strengen fiskalischen Ordnungen ward vieles nachgelassen.

Jedoch nicht alles konnte in diesem Sinne sein. Auch die kirchliche Herrschaft war nicht lauter Milde. Gar bald fiel die Rechtspflege der päpstlichen Beamten dem Adel beschwerlich; der erste Giudice de' Savj, jener Montecatino, fand es ungebührlich, wie man die Rechte seiner Würde einschränkte, und dankte ab. Allgemeines Mißvergnügen erregte es, daß Papst Klemens für nötig hielt, sich seiner Eroberung durch ein Kastell zu versichern. Die Vorstellungen, welche die Einwohner gegen dies Vorhaben einreichten, so flehentlich sie auch abgefaßt sein mochten, waren vergebens; gerade einer der bewohntesten Teile der

Stadt ward zum Kastell ausersehen. Ganze Straßen wurden niedergerissen: Kirchen, Oratorien, Hospitien, die Lusthäuser des Herzogs und des Hofes, das schöne Belvedere, von so vielen Dichtern gepriesen.

Vielleicht hatte man geglaubt, mit diesen Zerstörungen noch vollends die Erinnerung an das herzogliche Haus zu vernichten; jedoch hierüber erwachte sie wieder; die schon übertäubte Neigung zu dem angestammten Fürstengeschlechte kehrte zurück. Alles, was zu dem Hofe gehört hatte, wandte sich nach Modena. Ferrara, schon früher nicht sehr lebhaft, verödete noch mehr.

Doch konnten nicht alle, die es wünschten, dem Hofe folgen. Von einem alten Diener des herzoglichen Hauses ist eine handschriftliche Chronik übrig, in der er von dem Hofe Alfonsos, seinen Vergnügungen, seinen Konzerten und Predigten mit Behagen Bericht erstattet. „Jetzt aber," sagt er zum Schluß, „ist es mit alledem vorbei. Jetzt gibt es keinen Herzog mehr in Ferrara und keine Prinzessinnen, kein Konzert und keine Konzertgeberinnen; so vergeht die Pracht der Welt. Für andere wird die Welt durch die Veränderungen angenehm, nicht für mich, der ich allein zurückgeblieben bin, alt, gebrechlich und arm. Jedoch gelobt sei Gott!"

Jesuitische Bewegungen.

Es liegt am Tage, daß Klemens VIII. sich durch einen so großen Erfolg, den er im Einverständnis

mit der französischen Politik erreicht hatte, eng und enger an diese geknüpft fühlen mußte. Jetzt kam es ihm zugute, daß er sich in Sachen der Ligue so gemäßigt gehalten, der Entwickelung der Ereignisse in Frankreich doch kein Hindernis in den Weg gelegt und sich wenigstens noch in dem letzten Moment zur Erteilung der Absolution entschlossen hatte. An dem Kriege, der an den niederländisch-französischen Grenzen fortging, nahm man zu Rom einen Anteil, als wäre es ein eigener: man war entschieden für Frankreich. Die Eroberung von Calais und von Amiens, die den Spaniern gelang, brachte an dem römischen Hofe ein Mißvergnügen hervor, „das man nicht schildern könnte", sagt Ossat, „eine äußerste Melancholie, Beschämung und Zorn." Der Papst und seine Nepoten fürchteten, bemerkt Delfino, die Spanier möchten den Unwillen, den sie über die Absolution empfunden, an ihnen auslassen. Glücklicherweise stellte Heinrich IV. seine erschütterte Reputation durch die Wiedereroberung von Amiens bald wieder her.

Nicht als ob man zu Rom diejenigen zu lieben angefangen hätte, die man früher bekämpfte; den Oberhäuptern der Geistlichkeit, die sich zuerst an Heinrich IV. angeschlossen und jene Opposition begründet hatten, vergaß man es doch nie; viel lieber beförderte man die Anhänger der Ligue, wenn sie nur zuletzt freiwillig zurückgetreten, d. i. wenn sie ungefähr im Falle der Kurie selber waren. Aber in kurzem tat sich — wie denn die Meinungen der Men-

schen, wenn auch einander nahe stehend, doch sogleich verschiedene Hinneigungen offenbaren — unter den Anhängern des Königs selbst eine mit Absicht strenger katholische Partei hervor, die vor allen Dingen das gute Vernehmen mit dem Hofe in Rom zu erhalten trachtete; an diese vornehmlich hielt sich der Papst; er hoffte alle Differenzen, die es zwischen den französischen und römischen Interessen noch geben mochte, auszugleichen; hauptsächlich war sein Wunsch und sein Bemühen, die Jesuiten, die aus Frankreich, wie wir sahen, verjagt worden, dahin zurückzuführen und so, der Entwickelung der Dinge, die in Frankreich stattgehabt, zum Trotz den römischen Doktrinen daselbst freiere Bahn zu verschaffen.

Es kam ihm hiebei eine Bewegung in dem Orden der Jesuiten zustatten, die, obwohl sie aus dem Innern desselben hervorging, doch mit der Veränderung der allgemeinen Tendenz des römischen Hofes eine große Analogie hatte.

So sonderbar verwickeln sich oft die Dinge der Welt, daß in dem Augenblicke, in welchem die Pariser Universität den Jesuiten nichts so sehr zum Verbrechen machte, als ihre Verbindung mit Spanien, in welchem man in Frankreich sagte und glaubte, ein Jesuit bete täglich für König Philipp, er sei durch ein fünftes Gelübde zur Ergebenheit gegen Spanien verpflichtet, daß eben damals das Institut der Gesellschaft in Spanien von mißvergnügten Mitgliedern, der Inquisition, einem anderen Orden, endlich sogar von

der königlichen Gewalt selbst die heftigsten Anfechtungen erfuhr.

Eine Wendung der Dinge, welche mehr als einen Grund hatte, zunächst aber folgendergestalt entsprungen war.

Im Anfange waren die älteren und bereits ausgebildeten Männer, welche in die Gesellschaft traten, größtenteils Spanier: aus anderen Nationen fanden sich meistens nur jüngere Leute hinzu, die ihre Bildung noch zu machen hatten. Natürlich folgte hieraus, daß die Regierung der Gesellschaft in den ersten Jahrzehnten vorzugsweise in spanische Hände fiel. Die erste Generalkongregation bestand aus 25 Mitgliedern: 18 von diesen waren Spanier. Die ersten drei Generale gehörten derselben Nation an; nach dem Tode des dritten, Borgia, — im Jahre 1573 — hatte abermals ein Spanier, Polanco, die größte Aussicht.

Es zeigte sich aber, daß man in Spanien selbst die Erhebung desselben nicht gern gesehen haben würde. Es gab in dieser Gesellschaft viele Neubekehrte, Judenchristen; auch Polanco gehörte zu dieser Klasse; man wünschte dort nicht, daß die höchste Gewalt in einer so mächtigen und so monarchisch eingerichteten Gesellschaft in solche Hände geriete. Papst Gregor XIII., der hievon einen Wink bekommen, hielt auch aus anderen Gründen eine Abwechslung für nützlich. Als sich ihm eine Deputation der zur Wahl versammelten Kongregation vorstellen ließ,

fragte er sie, wieviel Stimmen jede Nation habe; es fand sich, daß die spanische deren mehr hatte, als alle anderen zusammen. Er fragte ferner, aus welcher Nation die Generale des Ordens bisher genommen worden. Man sagte ihm, man habe ihrer drei gehabt, alle drei Spanier. „Es ist billig," entgegnete Gregor, „daß ihr auch einmal einen aus einer anderen Nation wählt." Er schlug ihnen sogar selber einen Kandidaten vor.

Nun sträubten sich wohl die Jesuiten einen Augenblick hiewider, weil es ihre Privilegien verletzte: aber zuletzt ernannten sie doch eben den, welchen der Papst vorgeschlagen. Es war Eberhard Mercurianus.

Schon hiemit trat eine bedeutende Veränderung ein. Mercurian, ein schwacher und unselbständiger Mann, überließ die Geschäfte anfangs zwar wieder einem Spanier, aber darauf einem Franzosen, seinem bestallten Admonitor; — es bildeten sich Faktionen: eine verdrängte die andere aus den wichtigen Ämtern; die herrschende fand schon zuweilen einen gewissen Widerstand in den unteren Kreisen.

Noch viel wichtiger aber wurde es, daß bei der nächsten Vakanz im Jahre 1581 Claudius Aquaviva, ein Neapolitaner aus einem Hause, welches sich früher zu der französischen Partei gehalten, ein kräftiger Mann, der erst 38 Jahre zählte, diese Würde erhielt.

Einmal nämlich glaubten die Spanier einzusehen, daß ihre Nation, von der die Gesellschaft begründet und auf ihre Bahn geleitet worden, von dem Gene-

ralat auf ewig ausgeschlossen sei; sie wurden darüber mißvergnügt, widerspenstig und faßten den Gedanken, sich auf irgendeine Weise, etwa durch die Aufstellung eines eigenen Generalkommissars für die spanischen Provinzen, von Rom unabhängiger zu machen. Aquaviva dagegen war nicht gewillt, von der Autorität, welche ihm der Buchstabe der Verfassung zuerkannte, das mindeste fallen zu lassen. Um die Mißvergnügten im Zaum zu halten, setzte er ihnen Obere, auf deren persönliche Ergebenheit er rechnen durfte: jüngere Männer, die ihm an Alter und Gesinnung näher standen; wohl auch Mitglieder von minderem Verdienst, Koadjutoren, die nicht alle Berechtigungen genossen, die dann, die einen wie die anderen, ihre Stütze in dem General sahen; endlich Landsleute, Neapolitaner.

Die alten, gelehrten, erfahrenen Patres sahen sich nicht allein von der höchsten allgemeinen Würde, sondern auch von den Ämtern in den Provinzen entfernt. Aquaviva gab vor, ihre Fehler seien daran schuld: der eine sei cholerisch, der andere melancholisch; „natürlich," sagt Mariana, „ausgezeichnete Leute pflegen wohl auch mit einem Mangel behaftet zu sein;" doch war der eigentliche Grund, daß er sie fürchtete und zur Ausführung seiner Befehle gefügigere Werkzeuge haben wollte. In der Regel bedarf der Mensch der Genugtuung, selbsttätigen Anteil an den öffentlichen Dingen zu nehmen, und am wenigsten wird man sich ruhig aus seinem Besitze treiben lassen. Es

entstanden Reibungen in allen Kollegien. Mit stummer Animosität wurden die neuen Oberen aufgenommen; sie konnten nichts Wesentliches durchsetzen; sie waren froh, wenn sie ohne Bewegung, ohne Unruhen wegkamen. Doch hatten sie Macht genug, sich auch wieder zu rächen. Auch sie besetzten nun die untergeordneten Ämter bloß mit ihren persönlichen Anhängern; denn an Anhängern konnte es ihnen bei der monarchischen Verfassung des Ordens und dem Ehrgeiz der Mitglieder auf die Länge nicht fehlen; sie schickten ihre hartnäckigsten Gegner fort, und zwar gerade dann am liebsten, wenn eine wichtige Beratung im Werke war: sie versetzten sie in andere Provinzen. So löste sich alles in Druck und Gegendruck von Persönlichkeiten auf. Jedes Mitglied hatte nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht, die Fehler anzuzeigen, die es an anderen bemerkte: eine Einrichtung, die bei der Unschuld einer kleinen Genossenschaft nicht ohne moralischen Zweck sein mochte; jetzt aber entwickelte sie sich zur widerwärtigsten Angeberei; sie ward ein Mittel des geheimen Ehrgeizes, des unter der Maske der Freundschaft verborgenen Hasses: „wollte man das Archiv zu Rom nachsehen," ruft Mariana aus, „so würde sich vielleicht kein einziger rechtschaffener Mann wenigstens unter uns Entfernteren finden." Es riß ein allgemeines Mißtrauen ein: keiner hätte sich seinem Bruder vollkommen eröffnet.

Dazu kam noch, daß Aquaviva nicht bewogen werden

konnte, Rom zu verlassen und die Provinzen zu besuchen, wie doch noch Lainez und Borgia getan. Man entschuldigte dies damit, daß es auch seinen Vorteil habe, die Dinge schriftlich in Erfahrung zu bringen, in ununterbrochenem Fortgang, ohne die Störung der Zufälligkeiten einer Reise. Allein zunächst folgte doch auf jeden Fall hieraus, daß die Provinzialen, in deren Händen die ganze Korrespondenz lag, eine noch größere Selbständigkeit erhielten. Es war vergebens, über sie zu klagen: sie konnten dies leicht vorhersehen und die Wirkung um so eher im voraus vernichten, da Aquaviva sie ohnehin begünstigte; sie behielten ihre Stellen so gut wie auf Lebenszeit.

Unter diesen Umständen fühlten die alten Jesuiten in Spanien, daß sich eine Lage der Dinge, die sie als Tyrannei empfanden, innerhalb der Grenzen der Gesellschaft allein niemals würde abändern lassen; sie beschlossen, sich nach fremder Hilfe umzusehen.

Zuerst wandten sie sich an die nationale geistliche Gewalt ihres Landes, an die Inquisition. Dem Richterspruche der Inquisition war, wie man weiß, gar manches Vergehen vorbehalten. Ein mißvergnügter Jesuit klagte — wie er erklärte, durch Gewissensskrupel bewogen — seinen Orden an, daß er Verbrechen dieser Art, wenn sie von seinen Mitgliedern begangen worden, verberge und selbst abmache. Plötzlich ließ die Inquisition den Provinzial, der bei einem Falle dieser Art beteiligt war, und einige seiner tätigsten Genossen einziehen. Da nach

diesem ersten Anfang auch andere Anklagen hervortraten, so ließ sich die Inquisition die Statuten des Ordens aushändigen und schritt zu neuen Verhaftungen. Es entstand eine um so lebhaftere Aufregung in den gläubigen Spaniern, da man nicht wußte weshalb, da sich die Meinung ausbreitete, die Jesuiten seien um einer Ketzerei willen eingezogen worden.

Die Inquisition hätte jedoch nur eine Strafe verhängen, keine Änderung vorschreiben können. Als es so weit war, wandten sich die Mißvergnügten auch an den König. Mit weitläufigen Klageschriften über die Mängel in ihrer Verfassung bestürmten sie ihn. Philipp II. hatte diese Verfassung niemals gefallen; er pflegte zu sagen, alle anderen Orden durchschaue er, nur den jesuitischen könne er nicht verstehen; besonders schien ihm einzuleuchten, was man ihm von dem Mißbrauch der absoluten Gewalt und dem Unwesen der geheimen Anklagen vortrug; in der Mitte des großen europäischen Kampfes, in dem er sich befand, widmete er doch auch dieser Sache seine Aufmerksamkeit: zunächst beauftragte er den Bischof Manrique von Cartagena, besonders mit Hinsicht auf jene Punkte den Orden einer Visitation zu unterwerfen.

Ein Angriff, der, wie man sieht, dem Charakter des Institutes, dem Oberhaupte selbst galt, um so bedeutender, da er aus eben dem Lande kam, wo die Gesellschaft entsprungen war und zuerst Fuß gefaßt hatte.

Aquaviva erschrak nicht davor. Er war ein Mann, der hinter einer großen äußeren Milde und sanften Sitten eine innerliche Unerschütterlichkeit verbarg, eine Natur, wie auch Klemens VIII., und wie sie überhaupt in dieser Zeit emporkamen, vor allen Dingen besonnen, gemäßigt, klug, verschwiegen. Er hätte sich nie ein absprechendes Urteil erlaubt; er litt nicht, daß ein solches auch nur in seiner Gegenwart verlautete, am wenigsten über eine ganze Nation; seine Sekretäre waren ausdrücklich angewiesen, jedes verletzende, jedes bittere Wort zu vermeiden. Er liebte die Frömmigkeit, auch ihren äußeren Anschein: in seiner Haltung am Altar drückte er einen hingegebenen Genuß an den Worten des Hochamtes aus; jedoch hielt er alles fern, was an Schwärmerei erinnerte. Er ließ eine Erklärung des Hohenliedes nicht zum Druck gelangen, weil er es anstößig fand, daß der Ausdruck auf den Grenzen sinnlicher und geistiger Liebe schwankte. Auch wenn er tadelte, wußte er zu gewinnen; er zeigte die Überlegenheit der Ruhe; mit sinnreichen Gründen wies er die Irrenden zurecht; mit Begeisterung hing die Jugend an ihm. „Man muß ihn lieben," schreibt Maximilian von Bayern seinem Vater von Rom, „wenn man ihn nur ansieht." Diese Eigenschaften nun, seine unermüdliche Tätigkeit, seine vornehme Herkunft selbst, die stets wachsende Bedeutung seines Ordens machten ihm eine große Stellung in Rom. Gelang es seinen Gegnern, die nationalen Gewalten in Spanien zu gewinnen, so

hatte er den römischen Hof für sich, den er von Jugend auf kannte — er war schon Kammerherr, als er in den Orden trat —, den er mit der Meisterschaft eines angeborenen und geübten Talentes zu behandeln wußte.

Besonders ward es ihm bei der Natur Sixtus' V. leicht, die Antipathien dieses Papstes gegen die Bestrebungen der Spanier zu erwecken. Papst Sixtus hatte, wie wir wissen, die Idee, Rom noch mehr zur Metropole der Christenheit zu erheben, als es das schon war; Aquaviva stellte ihm vor, man suche in Spanien nichts anderes als sich von Rom unabhängig zu machen. Papst Sixtus haßte nichts so sehr als unechte Geburt: Aquaviva hinterbrachte ihm, jener zum Visitator ausersehene Bischof Manrique sei ein Bastard. Grund genug für den Papst, die schon erteilte Bewilligung der Visitation zurückzunehmen. Auch den Prozeß des Provinzials zog er nach Rom. Unter Gregor XIV. gelang es dem General, eine förmliche Bestätigung der Institute des Ordens auszubringen.

Aber auch die Gegner waren hartnäckig und verschlagen. Sie sahen wohl, daß man den General an dem römischen Hofe selbst angreifen müsse. Einen Augenblick der Abwesenheit desselben — er hatte den Auftrag, eine Zwistigkeit zwischen Mantua und Parma beizulegen — benutzten sie, um Klemens VIII. zu gewinnen. Auf den Antrag der spanischen Jesuiten

und Philipps II. ordnete Klemens, im Sommer 1592, ohne Wissen Aquavivas eine Generalkongregation an.

Erstaunt und betroffen eilte Aquaviva zurück. Den Generalen der Jesuiten waren allgemeine Kongregationen so unbequem, wie eine Kirchenversammlung dem Papst. Suchte sie schon jeder andere zu vermeiden, wie viel mehr Aquaviva, gegen den ein so lebhafter Haß sich regte! Doch bemerkte er bald, daß die Anordnung unwiderruflich war; er faßte sich und sagte: „Wir sind gehorsame Söhne; der Wille des Heiligen Vaters geschehe.“ Dann eilte er, seine Maßregeln zu nehmen.

Schon auf die Wahlen verschaffte er sich einen großen Einfluß. Es glückte ihm, selbst in Spanien mehrere von seinen gefährlichsten Widersachern, z. B. Mariana, zurückgewiesen zu sehen.

Als nun die Versammlung beisammen war, wartete er nicht so lange, bis man ihn angriff. Gleich in der ersten Sitzung erklärte er, da er das Unglück habe, einigen seiner Mitbrüder zu mißfallen, so bitte er vor allen anderen Geschäften um eine Untersuchung seines Betragens. Es ward eine Kommission ernannt, es wurden Beschwerden namhaft gemacht; allein wie hätte ihm die Überschreitung eines positiven Gesetzes nachgewiesen werden sollen? Er war viel zu klug, um sich eine solche zuschulden kommen zu lassen: er ward glänzend gerechtfertigt.

Dergestalt persönlich gesichert, ging er mit der Versammlung an die Erörterung der das Institut betreffenden Vorschläge.

König Philipp hatte einiges gefordert, anderes der Erwägung empfohlen. Gefordert hatte er zweierlei: Verzichtleistung auf gewisse päpstliche Privilegien, z. B. verbotene Bücher zu lesen, vom Verbrechen der Ketzerei zu absolvieren, und ein Gesetz, kraft dessen sich jeder Novize, der in den Orden trete, der Majorate, die er etwa besitze, selbst aller seiner Pfründen begeben solle. Es waren Dinge, in denen die Gesellschaft mit Inquisition und Staatsverwaltung zusammenstieß. Nach einigen Bedenken wurden diese Forderungen hauptsächlich durch Aquavivas eigenen Einfluß bewilligt.

Noch um vieles wichtiger aber waren die Punkte, die der König empfohlen. Vor allem: ob nicht die Gewalt der Oberen auf eine bestimmte Zeit einzuschränken, ob nicht eine Wiederholung der Generalkongregationen in festgesetzten Terminen anzuordnen sei. Das Wesen des Institutes, die Rechte der absoluten Herrschaft kamen hiedurch in Frage. Da war Aquaviva nicht so geneigt. Nach lebhaften Debatten wies die Kongregation diese Anträge des Königs zurück. Allein auch der Papst war von der Notwendigkeit derselben überzeugt. Was dem König abgeschlagen worden, befahl nunmehr der Papst: aus apostolischer Machtvollkommenheit setzte er fest, daß die Oberen, die Rektoren alle drei Jahre wech=

seln, die Generalkongregationen alle sechs Jahre einmal zusammentreten sollten.

Nun ist es zwar an dem, daß die Ausführung dieser Anordnungen doch nicht so viel wirkte, als man gehofft hatte. Die Kongregationen konnten gewonnen werden; die Rektoren wurden freilich gewechselt, aber in einem engen Kreise, und bald kehrten die nämlichen wieder. Aber allemal war es ein bedeutender Schlag für die Gesellschaft, daß es durch innere Empörung und Einwirkung von außen zu einer Abänderung ihrer Gesetze gekommen war.

Und schon erhob sich in den nämlichen Gegenden noch ein anderer Sturm.

Die Jesuiten hatten sich anfangs an den Lehrbegriff der Thomisten gehalten, wie er in den Schulen jener Zeit überhaupt herrschte. Ignatius hatte seine Schüler ausdrücklich auf die Lehre des Doktor Angelikus angewiesen.

Gar bald aber glaubten sie zu finden, daß sie mit diesen Lehren den Protestanten gegenüber nicht ganz zum Ziele gelangen könnten. Sie wollten in den Doktrinen selbständig sein wie im Leben. Es war ihnen unbequem, den Dominikanern nachzutreten, zu denen St. Thomas gehört hatte, und die als die natürlichen Erklärer seiner Meinungen angesehen wurden. Nachdem sie schon früher manches Zeichen dieser Gesinnung gegeben, so daß schon zuweilen bei der Inquisition von der freieren Denkart der Väter Jesuiten die Rede war, trat Aquaviva 1584 in seiner Studien=

ordnung offen mit derselben hervor. Er meint, St. Thomas sei zwar der beifallswürdigste Autor, doch würde es ein unerträgliches Joch sein, in allen Dingen seinen Fußtapfen folgen, gar keine freien Meinungen hegen zu sollen. Von neueren Theologen sei manche alte Lehre besser begründet, manche neue vorgetragen worden, die zur Bekämpfung der Ketzer trefflich diene; in alledem möge man diesen Doktoren folgen.

Schon dies veranlaßte in Spanien, wo die theologischen Katheder noch größtenteils von Dominikanern eingenommen waren, eine gewaltige Aufregung. Man erklärte die Studienordnung für das verwegenste, anmaßendste, gefährlichste Buch in seiner Art; man ging König und Papst darüber an.

Wie viel größer aber mußte die Bewegung werden, als nun wirklich das thomistische System in einem der wichtigsten Lehrstücke von den Jesuiten verlassen ward!

In der gesamten Theologie, der katholischen wie der protestantischen, waren die Streitfragen über Gnade und Verdienst, freien Willen und Prädestination noch immer die wichtigsten, wirksamsten; sie beschäftigten noch immer Gemüt, Gelehrsamkeit und Spekulation der Geistlichen wie der Laien. Auf der protestantischen Seite fanden nun damals die strengen Lehren Kalvins von dem partikularen Ratschluß Gottes, nach welchem „einigen die ewige Seligkeit, anderen die Verdammnis vorherbestimmt worden,“ den meisten Beifall; die Lutheraner mit ihren mil-

deren Begriffen hierüber waren im Nachteil und erlitten bald hier, bald dort Verluste. Eine entgegengesetzte Entwickelung fand auf der katholischen Seite statt. Wo irgendeine Hinneigung zu den Begriffen auch der mildesten Protestanten, auch nur eine schärfere Auffassung der augustinischen Vorstellungsweise zum Vorschein kam, z. B. bei Bajus in Löwen, ward sie bekämpft und unterdrückt. Besonders die Jesuiten zeigten sich hierin eifrig. Das in dem Tridentinischen Konzilium aufgestellte Lehrsystem, das ja selbst nicht ohne den Einfluß ihrer Mitbrüder Lainez und Salmeron zustande gekommen, verteidigten sie gegen jede Abweichung nach der verworfenen und verlassenen Seite hin. Und selbst dies System tat ihrem polemischen Eifer nicht immer Genüge. Im Jahre 1588 trat Luis Molina zu Evora mit einem Buche hervor, in welchem er jene Streitfragen neuerdings vornahm und die noch immer übrig gebliebenen Schwierigkeiten auf eine neue Weise zu beseitigen versuchte. Seine vornehmste Absicht bei diesem Unternehmen war, dem freien Willen des Menschen noch einen größeren Spielraum zu vindizieren, als der thomistische oder der tridentinische Lehrbegriff annahm. In Trient hatte man das Werk der Heiligung vorzüglich auf die inhärierende Gerechtigkeit Christi begründet, welche, uns eingegossen, die Liebe hervorrufe, zu allen Tugenden und guten Werken leite und endlich die Rechtfertigung hervorbringe. Einen bedeutenden Schritt weiter geht Molina. Er behauptet, der freie

Wille könne ohne Hilfe der Gnade moralisch gute Werke hervorbringen; er könne Versuchungen widerstehen; er könne sich selbst zu einem und dem anderen Akt der Hoffnung, des Glaubens, der Liebe und der Reue erheben. Wenn der Mensch so weit sei, so gewähre ihm alsdann Gott um des Verdienstes Christi willen die Gnade, durch die er die übernatürlichen Wirkungen der Heiligung erfahre; allein ganz wie vorher sei auch bei dem Empfangen dieser Gnade, bei ihrem Wachsen der freie Wille unaufhörlich tätig. Auf diesen komme doch alles an: es stehe bei uns, die Hilfe Gottes wirksam oder unwirksam zu machen. Auf der Vereinigung des Willens und der Gnade beruhe die Rechtfertigung; sie seien verbunden wie ein paar Männer, die an einem Schiffe ziehen. Es versteht sich nun, daß Molina hiebei den Begriff von Prädestination, wie er bei Augustinus oder Thomas von Aquino vorkommt, nicht annehmen kann. Er findet ihn zu hart, zu grausam. Er will von keiner anderen Vorherbestimmung wissen, als einer solchen, welche eigentlich Voraussicht sei. Nun wisse aber Gott aus höchster Einsicht in die Natur eines jeden Willens voraus, was derselbe in dem gegebenen Falle tun werde, obwohl er auch das Gegenteil hätte tun können. Allein nicht darum erfolge etwas, weil es Gott vorherwisse, sondern Gott sehe es darum vorher, weil es erfolgen werde.

Eine Lehre, die nun allerdings der kalvinistischen ganz an dem entgegengesetzten Ende gegenübertritt,

zugleich die erste, die es unternimmt, das Geheimnis sozusagen zu rationalisieren. Sie ist verständlich, scharfsinnig und flach; eben darum kann sie einer gewissen Wirkung nicht verfehlen: man darf sie wohl mit der Doktrin von der Volkssouveränität vergleichen, welche die Jesuiten zu der nämlichen Zeit ausbildeten.

Notwendig aber mußten sie damit in ihrer eigenen Kirche Widerstand erwecken, schon darum, weil sie sich von dem Doktor Angelikus entfernten, dessen Summa noch immer das vornehmste Handbuch der katholischen Theologen bildete. Einige Mitglieder des Ordens selbst, Henriquez, Mariana, sprachen öffentlich ihren Tadel aus. Bei weitem lebhafter aber nahmen die Dominikaner ihren Patriarchen in Schutz. Sie schrieben und predigten gegen Molina; in ihren Vorlesungen griffen sie ihn an. Endlich veranstaltete man am 4. März 1594 in Valladolid eine Disputation zwischen beiden Teilen. Die Dominikaner, die sich im Besitze der Rechtgläubigkeit glaubten, wurden heftig. „Sind denn," rief ein Jesuit aus, „die Schlüssel der Weisheit etwa bei euch?" Die Dominikaner schrien auf; sie nahmen dies für einen Angriff auf St. Thomas selbst.

Seitdem trennten sich beide Orden völlig. Die Dominikaner wollten nichts mehr mit den Jesuiten zu tun haben. Die Jesuiten nahmen, wo nicht alle, doch bei weitem zum größten Teil, für Molina Partei. Aquaviva selbst, seine Assistenten waren für denselben.

Aber schon griff auch hier die Inquisition ein. Der Großinquisitor — es war eben jener Hieronymus Manrique, der zum Visitator des Ordens bestimmt gewesen, — machte Miene, Molina zu verdammen; er ließ ihm bemerken, sein Buch dürfte wohl nicht mit einer einfachen Verwerfung wegkommen, sondern zum Feuer verurteilt werden. Gegenklagen Molinas wider die Dominikaner weigerte er sich anzunehmen.

Eine Streitigkeit, welche die ganze katholische Welt sowohl wegen der Lehren als um ihrer Verfechter willen in Bewegung setzte, und die jenen Angriff auf das jesuitische Institut, der sich in Spanien erhoben, um vieles verstärkte.

Eben hiedurch trat nun aber die sonderbare Erscheinung ein, daß, während man die Jesuiten wegen ihrer Hinneigungen zu Spanien aus Frankreich verjagte, von Spanien her selbst der gefährlichste Angriff gegen sie unternommen ward. In beiden Ländern waren Momente der Politik und der Doktrin hiebei tätig. Das politische war am Ende in beiden das nämliche, ein nationaler Gegensatz gegen die Vorrechte und Freiheiten dieses Ordens; in Frankreich war es gewaltsamer, heftiger, in Spanien aber eigentümlicher, besser begründet; in Hinsicht der Doktrin waren es die neuen Lehren, welche den Jesuiten Haß und Verfolgung zuzogen. Ihre Lehre von der Volkssouveränität und dem Königsmorde ward ihnen in Frankreich, ihre Meinungen von dem freien Willen wurden ihnen in Spanien verderblich.

Ein Augenblick in der Geschichte dieser Gesellschaft, der für die Wendung, die sie nahm, von großer Bedeutung ist.

Gegen die Angriffe der nationalen Gewalten, des Parlaments und der Inquisition suchte Aquaviva Hilfe in dem Mittelpunkte der Kirche, bei dem Papst. Er benutzte den günstigen Augenblick, als jener Großinquisitor gestorben und seine Stelle noch nicht wieder besetzt war, um den Papst zu bestimmen, die Entscheidung der Glaubensstreitigkeit nach Rom zu evozieren. Es war schon viel gewonnen, wenn die Entscheidung nur zunächst verschoben ward. Wie leicht fanden sich dann in Rom anderweite Einflüsse, welche sich in einem bedenklichen Augenblicke geltend machen ließen! Am 9. Oktober 1596 wurden die Akten des Prozesses nach Rom gesendet. Von beiden Seiten fanden sich die gelehrten Theologen ein, um ihren Streit unter den Augen des Papstes durchzufechten.

In der französischen Angelegenheit nahm sich Klemens der Jesuiten ohnehin an. Er fand es unverantwortlich, um eines einzigen willen, welcher Strafe verdient haben möge, einen ganzen Orden zu verbannen, und zwar den, der das meiste zur Herstellung des Katholizismus vollbringe, der eine so starke Stütze der Kirche sei. Litt nicht auch der Orden in der Tat für seine Hingebung an den päpstlichen Stuhl, für die Lebhaftigkeit, mit der er die Ansprüche desselben auf eine höchste Gewalt auf Erden verfocht? Dem Papste mußte alles daran liegen, den Gegensatz

vollends zu verlöschen, in welchem sich Frankreich noch gegen ihn hielt. Je genauer die Verbindung ward, in die er mit Heinrich IV. trat, je einhelliger die beiderseitige Politik, desto wirksamer wurden seine Vorstellungen; von Moment zu Moment gab Heinrich nachgiebigere Erklärungen.

Hierin unterstützte nun das wohlerwogene Betragen des Ordens den Papst ungemein.

Die Jesuiten hüteten sich wohl, dem König von Frankreich Entrüstung oder Widerwillen zu zeigen; auch waren sie nicht geneigt, sich ferner für die verlorene Sache der Ligue in Gefahr zu stürzen; sowie sie die Wendung wahrnahmen, welche die päpstliche Politik genommen, schlugen auch sie eine ähnliche ein. Pater Commolet, der noch nach der Bekehrung Heinrichs IV. auf den Kanzeln ausgerufen, man bedürfe eines Ehud wider ihn, und bei dem Siege des Königs hatte fliehen müssen, war umgestimmt, als er nach Rom kam, und erklärte sich für die Lossprechung des Königs. Unter allen Kardinälen trug wohl kein anderer durch Nachgiebigkeit, versöhnende Schritte und persönlichen Einfluß auf den Papst soviel zu dieser Absolution bei, wie der Jesuit Toledo. Sie taten dies, während das Parlament noch immer neue Beschlüsse gegen sie faßte, Beschlüsse, über die sich Aquaviva beklagte, ohne sich doch dadurch zu Eifer und Heftigkeit fortreißen zu lassen. Nicht alle Jesuiten hatten vertrieben werden können; die zurückgebliebenen erklärten sich jetzt für den König und er-

mahnten das Volk, ihm ergeben zu sein, ihn zu lieben. Schon drangen einige nach den verlassenen Orten vor; Aquaviva billigte dies nicht und wies sie an, die Erlaubnis des Königs abzuwarten. Man trug Sorge, daß Heinrich sowohl das eine als das andere erfuhr; er war höchlich erfreut darüber; er dankte dem General in besonderen Schreiben. Auch versäumten die Jesuiten nicht, ihn nach Kräften in dieser Neigung zu befestigen. Pater Rocheome, den man den französischen Cicero nannte, verfaßte eine populäre Apologie des Ordens, die dem König besonders einleuchtete.

Zu diesem doppelten Antriebe, von der Seite des Papstes und des Ordens kamen nun politische Betrachtungen Heinrichs IV. selbst. Er sah, wie er in einer Depesche sagt, daß er durch die Verfolgung eines Ordens, der so viele Mitglieder von Geist und Gelehrsamkeit zähle, so viel Macht und Anhang habe, sich in der eifrig katholischen Klasse, die noch immer so zahlreich sei, unversöhnliche Feinde erhalten, Verschwörungen veranlassen werde. Er sah, daß er sie von da, wo sie sich noch hielten, nicht werde verjagen können; er hätte den Ausbruch einer öffentlichen Bewegung zu fürchten gehabt. Überdies hatte Heinrich durch das Edikt von Nantes den Hugenotten so starke Zugeständnisse gemacht, daß er auch dem Katholizismus eine neue Garantie schuldig war. Schon murrte man in Rom; zuweilen gab der Papst doch noch zu erkennen, daß er fürchte, betrogen zu sein. Endlich aber stand der König hoch genug, um die all-

gemeine Lage der Dinge besser zu übersehen, als sein Parlament, und die Verbindung der Jesuiten mit Spanien nicht zu fürchten. Pater Lorenz Maggio eilte im Namen des Generals nach Frankreich, um dem Könige mit teuren Eidschwüren die Treue der Gesellschaft zuzusichern: „ergebe es sich anders, so solle man ihn und seine Mitbrüder für die schwärzesten Verräter halten.“ Dem Könige schien es ratsamer, ihre Freundschaft als ihre Feindseligkeiten zu erproben. Er sah ein, daß er sich ihrer zu seinem eigenen Vorteil gegen Spanien werde bedienen können.

Durch so viele Motive äußerer Politik und innerer Notwendigkeit bewogen, erklärte sich der König schon im Jahre 1600 bei den Unterhandlungen von Lyon bereit, den Orden wieder aufzunehmen. Er selbst wählte sich den Jesuiten Cotton zu seinem Beichtvater. Nachdem manche andere Gunstbezeichnung vorhergegangen, erfolgte im September 1603 das Edikt, durch welches die Jesuiten in Frankreich wieder hergestellt wurden. Es wurden ihnen einige Bedingungen gemacht, von denen die wichtigste ist, daß so die Vorsteher wie die Mitglieder der Gesellschaft in Frankreich in Zukunft nur Franzosen sein dürfen. Heinrich zweifelte nicht, daß er alles auf eine Weise angeordnet habe, die ihn zu vollkommenem Zutrauen berechtigte.

Unbedenklich wandte er ihnen seine Gunst zu. In ihren eigenen Angelegenheiten, zunächst in ihrer dominikanischen Streitigkeit, kam er ihnen zu Hilfe.

Klemens VIII. zeigte in dieser Sache ein lebhaftes theologisches Interesse. In seiner Gegenwart sind 65 Versammlungen, 37 Disputationen über alle Punkte, welche hiebei in Frage kommen konnten, gehalten worden; er selbst hat mehreres darüber geschrieben, und soweit wir urteilen können, neigte er sich zu dem herkömmlichen Lehrbegriff, zu einer für die Dominikaner günstigen Entscheidung. Selbst Bellarmin sagte: er leugne nicht, daß der Papst sich gegen die Jesuiten zu erklären geneigt sei; aber er wisse, daß dies doch nicht geschehen werde. Zu gefährlich wäre es gewesen, in einer Zeit, wo die Jesuiten die vornehmsten Apostel des Glaubens in aller Welt waren, mit ihnen über einen Artikel des Glaubens zu brechen, und wirklich machten sie schon einmal Miene, ein Konzilium zu fordern; der Papst soll ausgerufen haben: „sie wagen alles, alles." Zu entschieden nahmen auch die Franzosen Partei. Heinrich IV. war für sie, sei es, daß ihm ihre Vorstellungsweise einleuchtete, was allerdings möglich wäre, oder daß er vorzugsweise dem Orden, der dem Protestantismus den Krieg machte, auch darum beifiel, um seine Orthodoxie außer Zweifel zu setzen. Kardinal du Perron nahm an den Kongregationen teil und hielt die jesuitische Partei mit geschicktem Eifer aufrecht. Er sagte dem Papst, die Lehren der Dominikaner könne auch ein Protestant unterschreiben, und es mag wohl sein, daß er damit Eindruck auf denselben gemacht hat.

Der Wettstreit zwischen Spanien und Frankreich,

welcher die Welt bewegte, mischte sich auch in diese Streitigkeiten ein. Die Dominikaner fanden ebensoviel Schutz bei den Spaniern, wie die Jesuiten bei den Franzosen.

Daher kam es auch, daß Klemens VIII. in der Tat zu keiner Entscheidung schritt. Es hätte ihn in neue Verlegenheiten verwickelt, von so mächtigen Orden, so gewaltigen Fürsten den einen oder den anderen zu verletzen.

Politische Stellung Klemens' VIII.

Überhaupt war dies nun eine der vornehmsten Rücksichten des päpstlichen Stuhles, von den beiden Mächten, auf denen das Gleichgewicht der katholischen Welt beruhte, weder die eine noch die andere von sich zu entfremden, ihre Streitigkeiten untereinander beizulegen und wenigstens nie zu einem Kriege ausbrechen zu lassen, seinen Einfluß auf beide zu behaupten.

Das Papsttum erscheint uns hier in seinem löblichsten Berufe, vermittelnd, friedenstiftend.

Den Frieden von Vervins — 2. Mai 1598 — verdankte die Welt hauptsächlich Klemens VIII. Er ergriff den günstigen Augenblick, als der König von Frankreich wegen seiner zerrütteten Finanzen, der König von Spanien wegen seiner zunehmenden Altersschwäche auf ein Abkommen zu denken genötigt waren. Er traf die Einleitungen; von ihm gingen die ersten Eröffnungen aus; der Franziskanergeneral,

Fra Bonaventura Calatagirona, den er zu diesem Geschäft glücklich ausersehen und nach Frankreich gesendet hatte, legte die ersten und größten Schwierigkeiten bei. Die Spanier hatten eine Menge Plätze in Frankreich inne; sie waren bereit, dieselben zurückzugeben, jedoch Calais nahmen sie aus; die Franzosen bestanden auf der Rückgabe auch von Calais: Fra Calatagirona war es, der die Spanier bestimmte, dies zuzusagen. Dann erst wurden die Unterhandlungen zu Vervins förmlich eröffnet. Ein Legat und ein Nuntius präsidierten denselben; der Franziskanergeneral fuhr fort, auf das geschickteste zu vermitteln; auch sein Sekretär Soto erwarb sich ein nicht geringes Verdienst dabei. Die Hauptsache war, daß der König von Frankreich sich entschloß, sich von seinen Verbündeten, England und Holland, zu trennen. Es ward dies zugleich als ein Vorteil für den Katholizismus betrachtet, indem erst hiedurch der Abfall Heinrichs IV. von dem protestantischen Systeme vollendet zu werden schien. Nach langen Zögerungen verstand sich Heinrich dazu. Und hierauf gaben die Spanier alle ihre Eroberungen wirklich zurück; der Besitzstand ward hergestellt, wie er im Jahre 1559 gewesen war. Der Legat erklärte, Seine Heiligkeit werde darüber ein größeres Vergnügen empfinden als selbst über die Einnahme von Ferrara; weit mehr als diese weltliche Erwerbung habe ein Friede zu bedeuten, der die gesamte Christenheit umfasse und in Ruhe setze.

Bei diesem Frieden war nur ein Punkt, die Streitig-

keit zwischen Savoyen und Frankreich, unerledigt geblieben. Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir berührten, Saluzzo an sich gerissen und wollte sich nicht bequemen, es wieder herauszugeben; nach vieler vergeblicher Unterhandlung griff ihn endlich Heinrich IV. mit offenen Waffen an. Dem Papste, welchem ohnehin in Vervins die Vermittelung in dieser Sache ausdrücklich übertragen worden war, lag alles daran, den Frieden wiederherzustellen: bei jeder Gelegenheit, in jeder Audienz drang er darauf; so oft ihn der König seiner Ergebenheit versichern ließ, forderte er diesen Frieden als einen Beweis derselben, als einen Gefallen, den man ihm tun müsse. Die eigentliche Schwierigkeit lag darin, daß die Herausgabe von Saluzzo die allgemeinen italienischen Interessen zu verletzen schien. Man sah es nicht gern, daß die Franzosen eine Landschaft in Italien besitzen sollten. Zuerst, soviel ich finde, hat jener Minorit Calatagirona die Auskunft vorgeschlagen, dem Herzog Saluzzo zu lassen und Frankreich durch Bresse und einige benachbarte savoyische Landschaften zu entschädigen. Diesen Vorschlag zu einem wirklichen Abkommen zu erheben, war das Verdienst, das sich Kardinal Aldobrandino im Jahre 1600 in Lyon erwarb. Auch die Franzosen dankten es ihm: Lyon bekam dadurch eine breitere Umgrenzung, wie es sich dieselbe schon lange gewünscht hatte.

Unter so glücklichen Umständen dachte Papst Klemens zuweilen daran, der unter ihm vereinigten

katholischen Welt eine gemeinschaftliche Richtung wider den alten Erbfeind zu geben. In Ungarn war der Türkenkrieg wieder ausgebrochen; schon damals glaubte man wahrzunehmen, daß das osmanische Reich von Tag zu Tag schwächer werde: bei der persönlichen Untauglichkeit der Sultane, dem Einfluß des Serails, den unaufhörlichen Empörungen besonders in Asien, schien es möglich, etwas Rechtes gegen die Osmanen auszurichten. Der Papst ließ es wenigstens an sich nicht fehlen. Schon im Jahre 1599 belief sich die Summe, die er für diesen Krieg aufgewendet hatte, auf anderthalb Millionen Skudi. Bald darauf finden wir ein päpstliches Heer von 12000 Mann an der Donau. Aber um wieviel wichtigere Erfolge ließen sich erwarten, wenn man einmal die Kräfte des Abendlandes in einiger Ausdehnung zu einem orientalischen Unternehmen vereinigte, wenn sich besonders Heinrich IV. entschloß, seine Macht der österreichischen zuzugesellen! Der Papst unterließ nicht, ihn dazu zu ermuntern. Und in der Tat schrieb Heinrich gleich nach dem Frieden von Vervins den Venezianern, er hoffe, in kurzem in Venedig zu Schiffe zu steigen, wie die früheren Franzosen, zu einem Unternehmen auf Konstantinopel. Er wiederholte sein Versprechen bei dem Abschluß des Friedens mit Savoyen. Aber allerdings hätte der Ausführung ein innigeres Verständnis vorausgehen müssen, als sich nach so starken Erschütterungen so bald erreichen ließ.

Vielmehr kam der Gegensatz und Wetteifer, der zwischen den beiden vornehmsten Mächten bestehen blieb, dem päpstlichen Stuhle in seinen eigenen Angelegenheiten noch mehr als einmal zu statten. Papst Klemens hatte selbst noch einmal Anlaß, sich desselben sogar in Sachen des Kirchenstaates zu bedienen.

Bei so vielen glänzenden Unternehmungen, so vielem Fortgang nach außen übte Klemens auch an seinem Hofe, in seinem Staate eine strenge und sehr monarchische Gewalt aus.

Die neue Einrichtung, die Sixtus V. dem Kardinalkollegium gegeben, schien demselben erst einen recht regelmäßigen Einfluß in die Geschäfte verschaffen zu müssen. Jedoch die Formen enthalten nicht das Wesen, und es erfolgte das gerade Gegenteil. Der prozessualische Geschäftsgang, die Unbeweglichkeit, zu der eine deliberierende Versammlung hauptsächlich wegen der widerstreitenden Meinungen, die in ihr hervorzutreten pflegen, verdammt ist, machten es Klemens VIII. unmöglich, den Kongregationen die wichtigen Sachen anzuvertrauen. Anfangs befragte er sie noch; doch wich er schon damals oft von ihren Entscheidungen ab; dann teilte er ihnen die Sachen erst kurz vor ihrem Abschluß mit: die Konsistorien dienten mehr zur Publikation als zur Beratung; endlich beschäftigte er sie bloß mit untergeordneten Angelegenheiten oder den Formalitäten.

Ohne Zweifel lag in der neuen Wendung, welche Klemens der Politik des römischen Hofes gab, hiezu

eine gewisse Nötigung. Allein es war auch eine persönliche Neigung zur Alleinherrschaft dabei. Das Land ward in demselben Sinne verwaltet; neue Auflagen wurden ausgeschrieben, ohne daß man jemanden gefragt hätte, die Einkünfte der Kommunen unter besondere Aufsicht genommen, die Barone der strengsten Rechtspflege unterworfen; man achtete nicht mehr auf Herkommen und Bevorrechtung.

Solange nun der Papst persönlich alle Geschäfte leitete, ging das wohl. Die Kardinäle wenigstens, obwohl nicht alle ihre Gedanken ihnen auf der Oberfläche lagen, gefielen sich in Bewunderung und Unterwürfigkeit.

Allmählich aber, mit den höheren Jahren, kam der Besitz, die Ausübung dieser monarchischen Gewalt an den päpstlichen Nepoten, Pietro Aldobrandino. Er war der Sohn jenes Pietro Aldobrandino, der sich unter den Brüdern durch juristische Praxis ausgezeichnet hatte. Beim ersten Anblick versprach er wenig. Er war unansehnlich, pockennarbig, litt an Asthma, hustete immer, und in der Jugend hatte er es selbst in den Studien nicht weit gebracht. Sowie ihn aber sein Oheim in die Geschäfte nahm, zeigte er eine Gewandtheit und Gefügigkeit, wie sie kein Mensch erwartete. Nicht allein wußte er sich gut in die Natur des Papstes zu finden, sie sozusagen zu ergänzen, seine Strenge zu mildern, die Schwachheiten, die sich auch in ihm allmählich zeigten, weniger auffallend und unschädlich zu machen; er erwarb auch das Zu-

trauen und die Genugtuung der fremden Gesandten, so daß sie sämtlich die Geschäfte in seinen Händen zu sehen wünschten. Ursprünglich hatte er dieselben mit seinem Vetter Cinthio teilen sollen, der auch nicht ohne Geist war, besonders für die Literatur; allein gar bald hatte er diesen Genossen verdrängt. Im Jahre 1603 finden wir Kardinal Pietro allmächtig an dem Hofe. „Die gesamten Unterhandlungen,“ sagt eine Relation von diesem Jahre, „alle Gunst und Gnade hängen von ihm ab: Prälatur, Adel, Hofleute, Gesandte erfüllen sein Haus. Man kann sagen: durch sein Ohr wird alles vernommen, von seinem Gutachten hängt alles ab, aus seinem Munde kommt die Eröffnung, in seinen Händen liegt die Ausführung.

Eine solche Gewalt, so unumschränkt, durchgreifend und dabei doch keineswegs gesetzmäßig, erweckte trotz der Freunde, die sie finden mochte, in den übrigen einen geheimen, tiefen und allgemeinen Widerspruch. Bei einem geringfügigen Anlaß trat das unerwartet hervor.

Ein Mensch, den man um seiner Schulden willen festgenommen, wußte im rechten Augenblick seine Fesseln zu zerreißen und in den Palast Farnese zu entspringen, bei dem man ihn eben vorüberführte.

Schon lange hatten die Päpste von dem Rechte der vornehmen Geschlechter, Verbrechern in ihrem Hause eine Freistätte zu gewähren, nichts mehr wissen wollen. Der Kardinal Farnese, obwohl durch die Vermählung einer Aldobrandina in das Haus Farnese

mit dem Papste verwandt, machte es wieder geltend. Er ließ die Sbirren, die ihren Gefangenen in dem Palaste suchen wollten, mit Gewalt hinaustreiben; dem Governatore, der sich darauf einstellte, entgegnete er, sein Haus habe nicht die Sitte, Angeklagte auszuliefern; dem Kardinal Aldobrandino, welcher Aufsehen zu vermeiden wünschte und in eigener Person erschien, um die Sache in Güte beizulegen, gab er wegwerfende Antworten: er ließ ihn merken, nach dem Tode des Papstes, der bald zu erwarten sei, werde ein Farnese mehr zu bedeuten haben, als ein Aldobrandino.

Was ihm zu einem so trotzigen Betragen den Mut gab, war vor allem seine Verbindung mit den Spaniern. Aus der Verzichtleistung Heinrichs IV. auf Saluzzo, die man in Rom ein wenig armselig fand, hatte man geschlossen, daß sich dieser Fürst mit den italienischen Geschäften nicht befassen wolle; das Ansehen der Spanier war hierauf wieder gestiegen; da die Aldobrandini eine so starke Hinneigung zu Frankreich an den Tag legten, so schlossen die Gegner derselben sich an Spanien an. Der spanische Botschafter, Viglienna, gab dem Verfahren Farneses seine volle Billigung.

Der Rückhalt einer auswärtigen Macht, der Schutz eines großen Geschlechtes, — bedurfte es mehr, um die Unzufriedenheit des römischen Adels zum Ausbruch zu bringen? Cavalieri und Nobili strömten in den Palast Farnese. Einige Kardinäle schlugen sich

offen zu ihnen; andere begünstigten sie insgeheim. Alles rief, man müsse Papst und Kirche von der Gefangenschaft des Kardinals Aldobrandino befreien. Da der Papst Truppen nach Rom rief, so riet der spanische Botschafter den Vereinigten, denen er sogar Belohnungen versprach, einige bewaffnete Banden, die sich eben an der neapolitanischen Grenze zeigten, ebenfalls herbeizurufen. Es hätte wenig gefehlt, daß nicht eine offene Fehde, im Sinne vergangener Jahrhunderte, in Rom selbst ausgebrochen wäre.

So weit aber wollte es doch der Kardinal nicht kommen lassen. Es war ihm genug, seine Unabhängigkeit, seine Macht, die Möglichkeit eines Widerstandes gezeigt zu haben. Er beschloß, sich nach Castro zurückzuziehen, das ihm eigentümlich zugehörte. Im großen Stile führte er es aus. Er versicherte sich eines Tores und ließ es besetzen; alsdann im Geleite von 10 Wagen und 300 Pferden verließ er die Stadt. Und hiedurch hatte er in der Tat alles gewonnen: alle diese Widersetzlichkeit ging ihm durch; es ward eine förmliche Unterhandlung eingeleitet; man nahm die Miene an, als liege die Sache am Governatore, und veranstaltete eine Versöhnung desselben mit dem Hause Farnese. Dann kehrte der Kardinal zurück, nicht minder glänzend, als wie er gegangen war. Alle Straßen, Fenster, Dächer waren mit Menschen erfüllt. Nie waren die Farnesen zur Zeit ihrer Herrschaft so glänzend empfangen oder gar mit so lautem Jubel begrüßt worden.

Wenn aber Kardinal Pietro Aldobrandino dies geschehen ließ, so war es nicht allein Schwäche, erzwungene Nachgiebigkeit; die Farnesen waren am Ende nahe Verwandte des päpstlichen Hauses; auch hätte es nichts geholfen, sich unversöhnlich anzustellen; vor allem mußte der Ursprung des Übels gehoben werden, der in den politischen Verhältnissen lag. Von den Spaniern war keine Änderung ihres Systems, nicht einmal die Abberufung eines so unbequemen Gesandten zu erlangen; Aldobrandino konnte sich nur dadurch helfen, daß er Heinrich IV. zu lebhafter Teilnahme an den italienischen Angelegenheiten bewog.

Es war ihm erquickend, sagen seine Feinde, „wie an einem heißen Tage ein kühler, ruhiger Wind," als im Dezember 1604 drei französische Kardinäle, alles ausgezeichnete Männer, auf einmal ankamen. Es ward wieder möglich, zu Rom eine französische Partei zu bilden. Mit Freuden wurden sie empfangen. Die Schwester des Kardinals, Signora Olympia, erklärte den Angekommenen tausendmal, ihr Haus werde sich unbedingt in französischen Schutz begeben. Baronius behauptete, durch seine Geschichte gelernt zu haben, daß der römische Stuhl keiner anderen Nation so viel verdanke wie der französischen; als er ein Bild des Königs sah, brach er in ein Lebehoch aus. Er suchte sich zu unterrichten, ob nach dem Verluste von Saluzzo gar kein Alpenpaß mehr in den Händen der Franzosen geblieben sei. Dieser Baronius

war aber nicht bloß ein Geschichtsschreiber, er war der Beichtvater des Papstes und sah ihn alle Tage. Der Papst und Aldobrandino nahmen sich in acht und ließen sich nicht so weit heraus. Allein ebensoviel schien es zu bedeuten, wenn ihre nächsten Angehörigen sich so unverhohlen ausdrückten, nur die Gesinnung der Herren schienen sie zu wiederholen. Da sich nun Heinrich IV. entschloß, auch Pensionen zu zahlen, so hatte er bald eine Partei, die der spanischen ein Gegengewicht gab.

Allein noch viel weiter gingen die Absichten Aldobrandinos. Oft stellte er den venezianischen Gesandten und Kardinälen die Notwendigkeit vor, dem Übermute der Spanier Schranken zu setzen. Könne man ertragen, daß sie in dem Hause eines anderen, diesem zum Trotz, gebieten wollten. Zwar sei es für jemanden, der in kurzem in den Privatstand zurückzutreten habe, gefährlich, sich den Unwillen dieser Macht zuzuziehen; doch könne er auch um seiner Ehre willen nicht zugeben, daß das Papsttum unter seinem Oheim an Reputation verliere. Genug, er schlug den Venezianern eine Verbindung der italienischen Staaten unter französischem Schutze gegen Spanien vor.

Schon war er auch mit den übrigen in Unterhandlung getreten. Er liebte Toskana nicht; mit Modena hatte er fortwährende Streitigkeiten; Parma war in die Händel des Kardinals Farnese verwickelt; aber er schien alles zu vergessen, um sich an Spanien zu

rächen. Mit Leidenschaft widmete er sich dieser Absicht: er sprach von nichts anderem, er schien an nichts anderes zu denken. Um den Staaten, mit denen er sich vereinigen wollte, näher zu sein, begab er sich im Anfange des Jahres 1605 nach Ankona.

Er hatte noch nichts erreicht, als sein Oheim starb, 5. März 1605, und damit auch seine Gewalt ein Ende nahm.

Indessen war auch schon die Anregung des Gedankens, diese geflissentliche Erneuerung des französischen Einflusses in Rom und Italien von vieler Bedeutung. Sie bezeichnet eine Tendenz der gesamten Politik der Aldobrandini.

Wir gehen, denke ich, nicht zu weit, wenn wir uns dadurch an die ursprüngliche Stellung dieses Geschlechtes in Florenz erinnern lassen. Es hatte immer zur französischen Partei gehört: Messer Salvestro hatte den Aufruhr im Jahre 1527, in dem die Medici verjagt, die Franzosen berufen wurden, vorzüglich mit veranlaßt. Dafür hatte er denn auch, als seine Gegner, Spanier und Medici, den Platz behielten, büßen, sein Vaterland verlassen müssen. Sollte Papst Klemens dies vergessen, sollte er Spanier und Medici geliebt haben? Er war von Natur verschlossen, zurückhaltend; nur zuweilen öffnete er sich gegen seine Vertrauten; dann ließ er wohl den Spruch hören: „Frage deine Vorfahren, und sie werden dir deine Straße zeigen." Es ist gewiß, daß er einmal beabsichtigte, den Staat von Florenz, wie er sich ausdrückte, zu

reformieren. Seine Hinneigung zu Frankreich liegt am Tage: er fand das Papsttum im engsten Bunde mit Spanien; er führte es bis nahe an eine Vereinigung mit Frankreich wider Spanien. Wenn die Herstellung einer nationalen Macht in Frankreich im Interesse der Kirche lag, so war sie doch zugleich eine Sache der Neigung, der persönlichen Genugtuung. Jedoch war dieser Papst besonnen, vorsichtig, behutsam: er griff nichts an, als was sich durchführen ließ. Statt Florenz zu reformieren, reformierte er, wie ein Venezianer sagt, seine eigenen Gedanken, als er sah, daß jenes nicht ohne allgemeine Gefahr abgehen werde. Die französischen Waffen nach Italien zu rufen, war nie seine Meinung. Es war ihm genug, das Gleichgewicht herzustellen, sich von der Übermacht der Spanier loszumachen, der kirchlichen Politik eine breitere Grundlage zu geben, auf friedlichem Wege, nach und nach, ohne Erschütterung noch Geräusch, aber desto sicherer.

Wahl und erste Handlungen Pauls V.

Gleich in dem nächsten Konklave trat nun auch der Einfluß der Franzosen hervor. Aldobrandino verband sich mit ihnen. Vereinigt waren sie unwiderstehlich; einen Kardinal, den der König von Spanien namentlich ausgeschlossen, einen Medici, nahen Verwandten der Königin von Frankreich, erhoben sie zur päpstlichen Würde. Voll Jubel sind die Briefe, in denen du Perron diesen unerwarteten Erfolg Hein=

rich IV. meldet; in Frankreich beging man ihn mit öffentlichen Festlichkeiten. Nur war es ein kurzes Glück. Leo XI., wie dieser Papst sich nannte, überlebte seine Wahl nur 26 Tage. Man behauptet, der Gedanke seiner Würde, das Gefühl der Schwierigkeit seines Amtes habe seine altersschwachen Kräfte vollends erdrückt.

Das Gewühl der Wahlkämpfe erneuerte sich hierauf um so lebhafter, da Aldobrandino nicht mehr so eng mit den Franzosen verbündet war. Montalto trat ihm mächtig gegenüber. Es begann ein Wettstreit wie bei den früheren Wahlen, zwischen den Kreaturen des letzten und eines früheren Papstes. Zuweilen führte jeder, umgeben von seinen Getreuen, den Mann seiner Wahl in die eine oder in die andere Kapelle; sie stellten sich einander gegenüber auf; bald mit dem einen, bald mit dem anderen ward ein Versuch gemacht; auch Baronius, obwohl er sich mit Händen und Füßen sträubte, ward einmal nach der Kapelle Paolina geführt; allein allemal zeigte sich die Opposition stärker: es konnte keiner von allen durchgesetzt werden. Bei den Papstwahlen kam es wie bei anderen Beförderungen allmählich mehr darauf an, wer die wenigsten Feinde, als wer die meisten Verdienste habe.

Endlich warf Aldobrandino seine Augen unter den Kreaturen seines Oheims auf einen Mann, der sich allgemeinen Beifall erworben und gefährliche Feindschaften zu vermeiden gewußt hatte, den Kardinal Borghese. Für diesen gelang es ihm die Franzosen

zu gewinnen, die bereits eine Annäherung zwischen Montalto und Aldobrandino bewirkt hatten; auch Montalto stimmte ein; Borghese ward gewählt, ehe nur die Spanier erfahren hatten, daß er vorgeschlagen war, 16. Mai 1605.

So blieb es denn auch diesmal dabei, daß der Nepot des letzten Papstes den Ausschlag für die Wahl des neuen gab. Die Borghesen waren auch übrigens von Hause aus in einer ähnlichen Stellung wie die Aldobrandini. Wie diese aus Florenz, waren sie aus Siena weggegangen, um nicht der mediceischen Herrschaft unterworfen zu sein. Um so mehr schien die neue Regierung eine folgerichtige Fortsetzung der vorigen werden zu müssen.

Indes entwickelte Paul V. auf der Stelle eine eigentümlich schroffe Natur.

Von dem Stande eines Advokaten war er durch alle Grade kirchlicher Würden emporgestiegen: Vizelegat in Bologna, Auditor di Camera, Vikar des Papstes, Inquisitor war er gewesen; er hatte still hin in seinen Büchern, seinen Akten vergraben gelebt und sich in keinerlei politische Geschäfte gemischt; eben daher war er ohne besondere Feindschaften durchgekommen: keine Partei sah in ihm einen Gegner, weder Aldobrandino noch Montalto, weder die Franzosen noch die Spanier; und dies war denn die Eigenschaft, die ihm zur Tiara verhalf.

Er jedoch verstand dies Ereignis anders. Daß er ohne sein Zutun, ohne alle künstlichen Mittel zum

Papsttum gelangt war, schien ihm eine unmittelbare Wirkung des Heiligen Geistes. Er fühlte sich dadurch über sich selbst erhoben; die Veränderung seiner Haltung und Bewegung, seiner Mienen und des Tons seiner Rede setzte selbst diesen Hof in Erstaunen, der doch an Umwandlungen aller Art gewöhnt war: er fühlte sich aber auch zugleich gebunden, verpflichtet. Mit derselben Unbeugsamkeit, mit der er in seinen bisherigen Ämtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt, nahm er sich vor, auch die höchste Würde zu verwalten und ihre Ansprüche zu behaupten.

Andere Päpste pflegten ihre Thronbesteigung mit Gnaden zu bezeichnen; Paul V. begann mit einem Richterspruche, der noch heute Grauen erregt.

Ein armer Autor, Cremonese von Geburt, Piccinardi, hatte sich, ich weiß nicht aus welchem Verdruß, in seiner Einsamkeit damit beschäftigt, eine Lebensbeschreibung Klemens VIII. aufzusetzen, in der er diesen Papst mit dem Kaiser Tiberius verglich, so wenig Ähnlichkeit auch diese Regenten miteinander haben mögen. Er hatte dies seltsame Werk nicht allein nicht drucken lassen, sondern ganz für sich behalten und so gut wie niemandem mitgeteilt; eine Frau, die er früher im Hause gehabt, gab ihn an. Paul V. äußerte sich hierüber anfangs mit viel Ruhe, und man schien um so weniger besorgen zu müssen, da sich mächtige Personen, selbst Botschafter für ihn verwandten. Wie sehr erstaunte man, als Piccinardi eines Tages auf der Engelsbrücke enthauptet wurde.

Was auch zu seiner Entschuldigung gesagt werden mochte, so hatte er doch das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, für das die Gesetze diese Strafe bestimmen. Bei einem Papst wie Paul war keine Gnade; auch die Habseligkeiten des armen Menschen wurden eingezogen.

An dem Hofe erneuerte dieser Papst unverzüglich die Anordnungen des Tridentinums über die Residenz. Er erklärte es für eine Todsünde, von seinem Bistum entfernt zu sein und die Einkünfte desselben zu genießen. Er nahm die Kardinäle hievon nicht aus; er ließ Stellen in der Verwaltung nicht als Entschuldigung gelten. In der Tat zogen sich viele zurück; andere baten nur um Aufschub; noch andere, um Rom nicht verlassen zu müssen und doch auch nicht für pflichtvergessen zu gelten, gaben ihre Entlassung ein.

Allein das Bedenklichste war, daß er sich bei seinen kanonistischen Studien mit einem überschwenglichen Begriffe vom Papsttum durchdrungen hatte. Die Lehre, daß der Papst der einzige Stellvertreter Jesu Christi, daß die Gewalt der Schlüssel seinem Gutdünken anvertraut, daß er von allen Völkern und Fürsten in Demut zu verehren sei, wollte er in ihrer vollen Bedeutung behaupten. Er sagte, nicht von Menschen, sondern vom göttlichen Geiste sei er auf diesen Stuhl erhoben worden, mit der Pflicht, die Immunitäten der Kirche, die Gerechtsamen Gottes wahrzunehmen; in seinem Gewissen sei er gehalten,

alle seine Kräfte anzustrengen, um die Kirche von Usurpation und Vergewaltigung zu befreien. Er wolle lieber sein Leben dafür wagen, als einst wegen einer Vernachlässigung seiner Pflicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn er vor Gottes Throne erscheinen müsse.

Mit juridischer Schärfe faßte er die Ansprüche der Kirche als ihre Rechte; als seine Gewissenspflicht sah er es an, sie in aller ihrer Strenge zu erneuern und durchzusetzen.

Venezianische Irrungen.

Seit die päpstliche Gewalt sich im Gegensatze gegen den Protestantismus wiederhergestellt, die Ideen, auf denen die Hierarchie überhaupt beruht, erneuert hatte, machte sie auch alle ihre kanonischen Berechtigungen in bezug auf das Innere der katholischen Staaten aufs neue geltend.

Indem sie ihre Gegner besiegte, wuchs auch ihre Autorität über ihre Anhänger.

Nachdem die Bischöfe zu strengerem Gehorsam verpflichtet, die Mönchsorden enger an die Kurie geknüpft, alle Reformationen in dem Sinne vollzogen waren, zugleich die höchste Macht des Papstes zu befördern, schlugen allenthalben in den Hauptstädten von Europa regelmäßige Nuntiaturen ihren Sitz auf, die mit dem Ansehen der Gesandtschaft einer einflußreichen Macht jurisdiktionelle Rechte verbanden,

welche ihnen auf die wichtigsten Verhältnisse des Lebens und des Staates eine wesentliche Einwirkung verschafften.

Selbst da, wo die Kirche sich im Einverständnis mit dem Staate hergestellt, wo sich beide vereinigt dem Emporkommen protestantischer Meinungen entgegengesetzt hatten, brachte doch dies Verhältnis gar bald Mißhelligkeiten hervor.

Gleich damals, wie noch heute, ließ es sich der römische Hof besonders angelegen sein, seine Ansprüche in Italien aufrecht zu erhalten. Unaufhörlich finden wir deshalb die italienischen Staaten in Mißverständnissen mit der kirchlichen Gewalt. Die alten Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche waren weder im allgemeinen durch ein entscheidendes Prinzip, noch auch im besonderen durch Vertrag und Übereinkunft beseitigt worden. Die Päpste selbst waren sich nicht immer gleich. Auf das hartnäckigste bestanden Pius V., Gregor XIII. wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung, auf ihren Ansprüchen; Sixtus V. war in den einzelnen Fällen um vieles nachsichtiger. Die Staaten und ihre Abgeordneten suchen über die schwierigen Augenblicke ohne Nachteil wegzukommen, die günstigen zu ihrem Nutzen zu ergreifen; auch kann das ihnen nicht ganz mißlingen: die Neigungen der Päpste gehen vorüber und wechseln; die Interessen der Staaten bleiben. Auf jeden Fall werden hiedurch die Fragen, die man zu entscheiden hat, bei weitem weniger Gegenstand des Jus canonicum und der

Rechtsfindung, als der Politik, gegenseitiger Forderung und Nachgiebigkeit.

Papst Paul V. jedoch verstand seine Ansprüche einmal wieder völlig juridisch; er hielt die kanonischen Anordnungen der Dekretalen für Gesetze Gottes; er schrieb es nicht einer inneren Notwendigkeit der Sache, sondern persönlicher Nachlässigkeit zu, wenn seine Vorfahren etwas nachgegeben, übersehen hatten, und hielt sich für berufen, diesen Fehler wieder gut zu machen. Bald nach seiner Thronbesteigung finden wir ihn deshalb mit allen seinen italienischen Nachbarn in bitteren Streitigkeiten.

In Neapel hatte der Reggente Ponte, Präsident des königlichen Rates, einen kirchlichen Notar, von dem die Information über eine Ehesache dem bürgerlichen Gericht verweigert, und einen Buchhändler, von dem einer königlichen Verordnung zuwider das Buch des Baronius gegen die sizilianische Monarchie verbreitet worden war, zu den Galeeren verurteilt; ein Monitorium Klemens' VIII. hiegegen war ohne Folgen geblieben. Papst Paul V. zögerte keinen Augenblick, die Exkommunikation auszusprechen.

Der Herzog von Savoyen hatte einige Pfründen vergabt, deren Verleihung der römische Hof in Anspruch nahm, Genua Gesellschaften verboten, die bei den Jesuiten gehalten wurden, weil man da die Wahlen zu den Ämtern zu beherrschen versuchte; Lucca hatte ganz im allgemeinen die Exekution der Dekrete päpstlicher Beamten ohne vorläufige Ge-

nehmigung der einheimischen Magistrate untersagt; in Venedig endlich waren ein paar Geistliche, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, vor die weltliche Gerichtsbarkeit gezogen worden. Gerade die Allgemeinheit dieses Widerstandes gegen die kirchliche Gewalt setzte den Papst in Amtseifer und Zorn. Allenthalben fuhr er mit strengen Befehlen und Drohungen dazwischen. Ja, in diesem Augenblick erweiterte er sogar noch die bisherigen Ansprüche kirchlicher Autorität. Er sagte unter anderem, was nie erhört worden: dem Staate komme es nicht zu, seinen Untertanen den Verkehr mit den Protestanten zu verbieten; das sei eine Sache der Kirche und gehöre ausschließend vor die kirchliche Jurisdiktion.

Die meisten italienischen Staaten sahen diese Schritte als Übertreibungen an, die sich bei mehr Erfahrung von selbst verlieren würden. Keiner wünschte der erste zu sein, der mit dem Papste bräche. Der Großherzog von Toskana äußerte, er habe Sachen vor der Hand, die den Papst außer sich bringen müßten, aber er suche sie hinzuhalten; Paul V. sei ein Mann, der die Welt nach einer Stadt des Kirchenstaates beurteile, wo es nach den Buchstaben der Gesetze hergehe; bald müsse sich das ändern; die Spanier würden sich fangen; sie würden entweder von freien Stücken losgelassen werden oder das Netz zerreißen; ein solches Beispiel müsse man erwarten. So dachten ungefähr auch die übrigen und gaben fürs erste nach. Genua widerrief seine Verordnung; der Herzog von

Savoyen ließ die streitigen Pfründen auf einen Nepoten des Papstes übergehen; die Spanier selbst gestatteten, daß jener Reggente vor zahlreichen Zeugen die Absolution nachsuchte und empfing.

Nur die Venezianer, sonst so klug und gefügig, verschmähten es, diese Politik zu beobachten.

In der Tat war aber auch Venedig mehr als die anderen gereizt. Es bietet ein rechtes Beispiel dar, wie verletzend die Eingriffe des römischen Hofes besonders für einen benachbarten Staat werden konnten.

Schon diese Nachbarschaft an sich erwies sich höchst unbequem, zumal nachdem die Kirche Ferrara erworben hatte. Die Grenzstreitigkeiten, welche die Republik mit den Herzogen gehabt, wurden vom römischen Hofe bei weitem lebhafter fortgesetzt; sie ward in der Regulation des Po, die sie eben mit großen Kosten ausführte, in dem althergebrachten Besitze ihrer Fischereien gestört; sie konnte nicht anders fertig werden, als indem sie jene Arbeiten durch bewaffnete Fahrzeuge beschützen und für einige ihrer Fischerbarken, die der Legat von Ferrara aufgebracht, auch ihrerseits päpstliche Untertanen aufgreifen ließ.

Indessen nahm Papst Paul V. auch ihre Hoheitsrechte über Ceneda, die sie seit Jahrhunderten ruhig ausübten, in Anspruch; er machte einen Versuch, die Appellationen von dem bischöflichen Gerichte, dem dort die Jurisdiktion zustand, nach Rom zu ziehen. Man geriet darüber sehr hart aneinander: der päpst-

liche Nuntius schritt zu Exkommunikationen; der venezianische Senat sorgte dafür, daß dieselben keine bürgerliche Wirkung nach sich zogen.

Und nicht minder bitter waren die Streitigkeiten über den Zehnten der Geistlichkeit. Die Venezianer behaupteten, daß sie ihn früherhin eingezogen, ohne den Papst darüber zu befragen; sie wollten es nicht anerkennen, daß die Bewilligung des Papstes erfordert werde, um diese Auflage zu erheben. Aber noch empfindlicher war es ihnen, daß der römische Hof von Tag zu Tag die Exemtionen von derselben erweiterte. Die Kardinäle, denen sehr reiche Pfründen zugehörten, die Malteser, die Mönchsklöster zur Hälfte, die Bettelorden, außerdem alle, welche im Dienste der Kirche auswärts beschäftigt waren oder unter irgendeinem Titel zur päpstlichen Hofhaltung gezählt wurden, endlich auch die, denen der Hof Pensionen auf venezianische Pfründen angewiesen, waren für eximiert erklärt. Es erfolgte, daß die Reichen nichts zu bezahlen brauchten und die ganze Last auf die Armen fiel, welche nicht zahlen konnten. Das Einkommen des venezianischen Klerus ward auf 11 Millionen Dukaten berechnet; der Zehnte warf effektiv nicht mehr als 12000 Dukaten ab.

Dazu kamen nun noch unzählige, mehr die Privatleute als gerade den Staat selbst angehende Streitpunkte. Ich will nur einen anführen.

Man weiß, wie sehr im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die venezianischen Druckereien blühten;

die Republik war stolz auf diesen ehrenvollen Gewerbzweig; aber durch die Anordnungen der Kurie ging er nach und nach zu Grunde. Man fand in Rom kein Ende, Bücher zu verbieten; erst die protestantischen, dann die Schriften wider die Sitten der Geistlichkeit, wider die kirchliche Immunität, alle, die vom Dogma im geringsten abwichen, die gesamten Werke eines Autors, der einmal Tadel erfahren. Der Verkehr konnte nur noch in untadelhaft katholischen Sachen stattfinden; kaufmännisch betrachtet, erholte er sich wirklich ein wenig an den kunstreichen und prächtigen Missalen und Breviarien, die bei der Erneuerung der kirchlichen Gesinnungen guten Absatz fanden. Jetzt aber ward auch dieser Erwerb geschmälert. Man legte zu Rom Hand an eine Verbesserung dieser Bücher, die in ihrer neuen Gestalt von Rom selbst ausgehen sollten. Die Venezianer bemerkten mit jenem Ingrimme, den ein zum Privatvorteil benutzter Gebrauch der öffentlichen Gewalt immer hervorbringt, daß einige bei der Kongregation des Index, welche die Drucksachen beaufsichtigte, angestellte Beamte Anteil an dem Geldgewinn der römischen Druckereien hätten.

Unter diesen Umständen ward das Verhältnis zwischen Rom und Venedig durch und durch gehässig und gespannt.

Wie sehr aber mußte damit jene Gesinnung kirchlich-weltlicher Opposition, die schon 1589 Heinrich IV. zu Hilfe kam, befördert werden! Der Sieg Heinrichs, die

ganze Entwickelung der europäischen Angelegenheiten bestätigte sie, brachte sie empor. Die Irrungen mit dem Papste selbst trugen dazu bei, daß die Vertreter dieser Gesinnung allmählich zur Leitung der Geschäfte gelangten. Niemand schien geeigneter, die Interessen der Republik gegen die geistliche Gewalt wahrzunehmen. Im Januar 1606 ward Leonardo Donato, das Oberhaupt der Antirömischgesinnten, zum Dogen erhoben. Alle seine Freunde, durch deren Teilnahme es ihm in dem Kampfe innerer Parteiung geglückt, zog er zur Teilnahme an den Geschäften heran.

Indem ein Papst auftrat, welcher die streitigen Ansprüche seiner Gewalt mit rücksichtslosem Eifer überspannte, geriet die venezianische Regierung in die Hände von Männern, welche die Opposition gegen die römische Herrschaft zu ihrer persönlichen Gesinnung ausgebildet, durch sie emporgekommen, und ihr Prinzip nun um so nachdrücklicher behaupteten, weil es ihnen zugleich diente, ihre Gegner innerhalb der Republik abzuwehren, zu unterdrücken.

Es lag in der Natur beider Gewalten, daß die Reibungen zwischen ihnen von Tag zu Tage feindseliger, weitaussehender wurden.

Der Papst drang nicht allein auf die Auslieferung jener geistlichen Verbrecher; er forderte auch die Abschaffung zweier vor kurzem von den Venezianern erneuerter Gesetze, durch welche die Veräußerung liegender Gründe an die Geistlichkeit verboten und die Er-

richtung neuer Kirchen von der Genehmigung der weltlichen Behörde abhängig gemacht ward. Er erklärte, Verordnungen nicht dulden zu wollen, welche in so entschiedenem Widerspruch mit den Schlüssen der Konzilien, den Konstitutionen seiner Vorgänger, allen kanonischen Rechtssatzungen seien. Die Venezianer wichen nicht um Haaresbreite. Sie sagten, es seien Grundgesetze ihres Staates, von ihren Altvorderen gegeben, die sich um die Christenheit so wohl verdient gemacht, für die Republik unverletzlich.

Nicht lange aber blieb man bei den unmittelbaren Gegenständen des Streites stehen; sogleich gingen beide Teile zu weiteren Beschwerden fort. Kirchlicherseits fand man sich durch die Verfassung von Venedig überhaupt beeinträchtigt; diese Republik verbiete den Rekurs nach Rom, schließe diejenigen, welche durch geistliche Ämter in Verbindung mit der Kurie gekommen, unter dem Titel von Papalisten von der Beratung über geistliche Angelegenheiten aus und belaste sogar den Klerus mit Auflagen. Die Venezianer dagegen erklärten diese Beschränkungen für noch lange nicht hinreichend. Sie forderten, die kirchlichen Pfründen sollten nur an Eingeborene verliehen, nur diesen Anteil an der Inquisition verstattet werden; jede Bulle müsse der Genehmigung des Staates unterworfen, jede geistliche Versammlung durch einen Weltlichen beaufsichtigt, alle Geldsendung nach Rom verboten werden.

Allein auch hiebei hielt man nicht inne: von den

unmittelbaren Fragen des Streites stieg man zu den allgemeinen Grundsätzen auf.

Die Jesuiten hatten schon längst aus ihrer Lehre von der Gewalt des Papstes die wichtigsten Folgerungen für das geistliche Recht abgeleitet und säumten nicht, sie zu wiederholen.

Der Geist, sagt Bellarmin, leite und zügle das Fleisch, nicht umgekehrt. Ebensowenig dürfe die weltliche Gewalt sich über die geistliche erheben, sie leiten, ihr befehlen, sie strafen wollen; es würde dies eine Rebellion, eine heidnische Tyrannei sein. Die Priesterschaft habe ihren Fürsten, der ihr nicht allein in geistlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten befehle; unmöglich könne sie noch einen besonderen weltlichen Oberen anerkennen: niemand könne zweien Herren dienen. Der Priester habe über den Kaiser zu richten, der Kaiser nicht über den Priester: es würde absurd sein, wenn das Schaf den Hirten richten wollte. Auch dürfe der Fürst keine Auflagen von geistlichen Gütern ziehen. Von den Laien möge er seine Abgaben nehmen; von den Priestern werde ihm die bei weitem größere Beihilfe des Gebetes und des Opfers geleistet. Von allen sachlichen und persönlichen Lasten sei der Geistliche eximiert: er gehöre zur Familie Christi. Beruhe diese Exemtion auch nicht auf einem ausdrücklichen Gebot in der Heiligen Schrift, so gründe sie sich doch auf Folgerung aus derselben und Analogie. Den Geistlichen des Neuen Testaments komme eben das

Recht zu, welches den Leviten des Alten zugestanden.

Eine Lehre, welche jener geistlichen Republik, der ein so großer Einfluß auf den Staat zufallen sollte, eine nicht minder vollkommene Unabhängigkeit von den Rückwirkungen desselben zusprach, die man in Rom mit unzähligen Beweisen aus Schrift, Konzilien, kaiserlichen und päpstlichen Konstitutionen zu befestigen suchte und im ganzen für unwiderlegbar hielt. Wer sollte es in Venedig wagen, sich einem Bellarmin, einem Baronius zu widersetzen?

Die Venezianer besaßen in ihrem Stadtkonsultor, Paul Sarpi, einen Mann, den Natur und Umstände zu einer Gesinnung ausgebildet, in eine Stellung geführt hatten, daß er es wagen konnte, die Waffen gegen die geistliche Macht zu ergreifen.

Paul Sarpi war der Sohn eines Kaufmannes, der von St. Veit nach Venedig gewandert, und einer Mutter aus einem venezianischen Geschlechte, das die Privilegien der Cittadinanza genoß, aus dem Hause Morelli. Der Vater war ein kleiner, schwarzer, ungestümer, händelsüchtiger Mann, der durch falsche Spekulationen unglücklich wurde. Die Mutter war eine von den schönen venezianischen Blondinen, wie man ihnen dort nicht selten begegnet, groß von Gestalt, bescheiden und vernünftig. Der Sohn glich ihr in den Zügen des Gesichts.

Ein Bruder der Mutter nun, Ambrosio Morelli, stand damals an der Spitze einer Schule, die sich eines

besonderen Rufes erfreute und vornehmlich zur Erziehung des jungen Adels diente. Es ergab sich von selbst, daß auch der Neffe des Lehrers an dem Unterrichte teilnahm. Niccolo Contarini, Andrea Morosini waren seine Mitschüler und wurden sehr vertraut mit ihm. Gleich an der Schwelle seines Lebens trat er in die wichtigsten Verbindungen.

Jedoch ließ er sich weder durch die Mutter, noch durch den Oheim, noch durch diese Verbindungen abhalten, seinem Hange zur Einsamkeit zu folgen und bereits in seinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre in ein Servitenkloster zu treten.

Er sprach wenig; er war immer ernsthaft. Niemals aß er Fleisch; bis zu seinem dreißigsten Jahre trank er keinen Wein; er haßte anstößige Gespräche; „da kommt die Jungfer," sagten seine Kameraden, wenn er erschien, „reden wir von etwas anderem." Alles, was Verlangen, Neigung oder Begierde in ihm sein mochte, galt den Studien, für die er eine große Gabe mitbrachte.

Er hatte das unschätzbare Talent einer raschen und sicheren Auffassung, wie er denn jedermann wiedererkannte, den er einmal gesehen, wie er, sobald er etwa in einen Garten trat, ihn sogleich überblickt und alles bemerkt hatte; er war geistig und leiblich mit einem guten, scharfen Auge ausgerüstet. Mit besonderem Glücke widmete er sich deshalb den Naturwissenschaften. Seine Bewunderer schreiben ihm die Entdeckung der Valveln in den Blutgefäßen, die

Wahrnehmung der Expansion und Kontraktion der Pupille, die erste Beobachtung der Neigung der Magnetnadel und gar mancher anderen magnetischen Erscheinnungen zu, und es läßt sich nicht leugnen, daß er an den Arbeiten Aquapendentes und besonders Portas anregenden, mit hervorbringenden Anteil nahm. Den physikalischen Studien fügte er mathematischen Kalkul und Beobachtung der Phänomene des Geistes zu. In der Servitenbibliothek zu Venedig bewahrte man ein Exemplar der Werke des Vieta auf, in welchem die mancherlei Fehler dieses Autors von der Hand des Fra Paolo verbessert waren; man hatte daselbst einen kleinen Aufsatz von ihm über den Ursprung und Untergang der Meinungen in den Menschen, der, nach den Auszügen, die Foscarini daraus mitteilt, zu urteilen, eine Theorie des Erkenntnisvermögens enthielt, welche Sensation und Reflexion zu ihrer Grundlage nahm und mit der Lockeschen viel Ähnlichkeit hatte, wenn sie ihr auch nicht so ganz entsprochen haben sollte, wie man behauptet hat. — Fra Paolo schrieb nur so viel, als notwendig war; Neigung zur Produktion hatte er nicht von Natur; er las immer, eignete sich an, beobachtete; sein Geist war nüchtern und umfassend, methodisch und kühn; auf den Bahnen freier Forschung ging er einher.

Mit diesen Kräften nun kam er an die theologischen und kirchenrechtlichen Fragen.

Man hat gesagt, er sei insgeheim Protestant ge-

wesen; doch schwerlich ging sein Protestantismus über die ersten einfachen Sätze der Augsburgischen Konfession hinaus, wenn er ja noch diese festhielt. Wenigstens hat Fra Paolo sein Leben lang alle Tage Messe gelesen. Das Bekenntnis wird man nicht nennen können, zu welchem er sich innerlich gehalten; es war eine Gesinnung, wie sie sich besonders in Männern, die sich den Naturwissenschaften gewidmet, in jenen Zeiten öfter zeigt, von keinem der bestehenden Lehrsysteme festgehalten, abweichend, forschend, jedoch in sich selbst weder abgeschlossen, noch vollkommen ausgebildet.

So viel aber ist gewiß, daß Fra Paolo dem weltlichen Einflusse des Papsttums einen entschiedenen unversöhnlichen Haß widmete. Es ist vielleicht die einzige Leidenschaft, die er hegte. Man hat sie daher leiten wollen, weil ihm ein Bistum versagt worden, zu dem er vorgeschlagen war. Und wer möchte wohl den Einfluß einer empfindlichen Zurücksetzung, die einem natürlichen Ehrgeize seine Bahn verschließt, auch auf ein männliches Gemüt von vornherein ableugnen wollen? Jedoch lagen die Dinge hier um vieles tiefer. Es war eine politisch-religiöse Gesinnung, die mit allen anderen Überzeugungen zusammenhing, sich durch Studien und Erfahrung befestigt hatte, von den Freunden, den Altersgenossen, jenen Männern, die sich einst bei Morosini versammelt hatten und jetzt an das Ruder des Staates gelangt waren, geteilt wurde. Vor der Schärfe einer ein-

dringenden Beobachtung verschwanden jene chimärischen Beweise, mit denen die Jesuiten ihre Behauptungen zu erhärten versuchten, Lehrsätze, deren eigentlicher Grund doch auch nur in einer aus vorübergegangenen Lebensmomenten entsprungenen Ergebenheit gegen den römischen Stuhl zu suchen war.

Nicht ohne Mühe überzeugte Sarpi zuerst die einheimischen Juristen. Die einen hielten die Exemtion der Geistlichen wie Bellarmin für eine Anordnung des göttlichen Rechtes; die anderen behaupteten wenigstens, der Papst habe sie befehlen dürfen; sie beriefen sich auf die Konzilienschlüsse, in denen jene Exemtion ausgesprochen sei; was aber ein Konzilium gedurft, wie viel mehr stehe dies dem Papste zu! Leicht waren die ersten widerlegt: den andern bewies Fra Paolo hauptsächlich, daß die Konzilien, auf die es ankomme, von den Fürsten berufen, als Reichsversammlungen anzusehen seien, von denen auch eine Menge politischer Gesetze ausgegangen. Es ist dies ein Punkt, auf dem sich die Lehre, wie sie Fra Paolo und seine Freunde vortrugen, hauptsächlich mit begründet.

Sie gingen von dem Grundsatze aus, der in Frankreich durchgefochten worden, daß die fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stamme und niemandem unterworfen sei. Der Papst habe auch nicht einmal zu untersuchen, ob die Handlungen eines Staates sündlich seien oder nicht. Denn wohin sollte das führen? Gebe es denn irgendeine, die nicht wenig-

stens ihres Endzweckes halber sündlich sein könne? Der Papst würde alles zu prüfen, in alles einzugreifen haben; das weltliche Fürstentum würde dadurch aufgelöst werden.

Dieser Gewalt seien nun Geistliche so gut wie Weltliche untertan. Alle Gewalt, sage der Apostel, komme von Gott. Von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit sei niemand ausgenommen, so wenig wie von dem Gehorsam gegen Gott. Der Fürst gebe die Gesetze; er richte jedermann; er fordere die Abgaben ein; in alledem sei ihm der Klerus den nämlichen Gehorsam schuldig wie die Laien.

Allerdings stehe auch dem Papst Jurisdiktion zu, aber lediglich eine geistliche. Habe denn Christus eine weltliche Gerichtsbarkeit ausgeübt? Weder dem heiligen Peter noch dessen Nachfolger könne er übertragen haben, was von ihm selbst nicht in Anspruch genommen worden sei.

Nimmermehr schreibe sich demnach die Exemtion der Geistlichkeit von einem ursprünglichen göttlichen Rechte her; sie beruhe allein auf den Bewilligungen des Fürsten. Der Fürst habe der Kirche Besitze und Gerichtsbarkeit verliehen; er sei ihr Protektor, ihr allgemeiner Patron; von ihm hänge billig die Ernennung der Geistlichen, die Publikation der Bullen ab.

Der Fürst könne diese Gewalt, selbst wenn er wolle, nicht aufgeben: sie sei ein ihm anvertrautes Fideikommiß; er sei in seinem Gewissen verbunden, sie seinem Nachfolger unversehrt zu überliefern.

So tritt der Anspruch und die Theorie des Staates dem Anspruche und der Theorie der Kirche kühnlich gegenüber. Die Tendenzen kämpfender Gewalten sprechen sich in entgegengesetzten Systemen aus. Bei der innigen Verschmelzung geistlicher und weltlicher Interessen in den europäischen Staaten gibt es ein weites Gebiet menschlicher Handlungen, wo sich beide berühren, vermischen. Die Kirche hat schon lange dieses ganze Gebiet für sich in Anspruch genommen und tut es jetzt aufs neue. Der Staat hat seinerseits auch zuweilen einen ähnlichen Anspruch erhoben, vielleicht aber bisher noch niemals so kühn, so systematisch, wie es hier geschah. Rechtlich ließen sich diese Ansprüche niemals ausgleichen; politisch war es nur durch wechselseitige Nachgiebigkeit möglich; sobald man diese nicht mehr für einander hatte, kam es zum Kampfe. Jeder Teil mußte versuchen, wie weit seine Kraft reichen würde. Stritten sie über das Recht auf den Gehorsam, so mußte nun an den Tag kommen, wer sich diesen zu verschaffen vermöge.

Am 17. April 1606 sprach der Papst in der strengen Form früherer Jahrhunderte, mit ausdrücklicher Beziehung auf so allgewaltige Vorgänger, wie Innozenz III. einer gewesen war, über Doge, Senat und sämtliche Staatsgewalten von Venedig, ausdrücklich auch über die Konsultoren, die Exkommunikation aus. Zu etwaigem Widerruf gestattete er den Verurteilten nur die kürzesten Fristen: drei von acht, eine von drei Tagen. Nach deren Verlauf sollten alle Kirchen

des venezianischen Gebietes, Klosterkirchen und Privatkapellen nicht ausgenommen, dem Verbote des Gottesdienstes, dem Interdikt unterliegen. Den Geistlichen des Landes ward zur Pflicht gemacht, dies Breve der Verdammung vor den versammelten Gemeinden abzukündigen und es an die Kirchtüren anschlagen zu lassen. Allesamt, vom Patriarchen bis zum Pfarrer, wurden sie bei schweren Strafen göttlichen und menschlichen Gerichtes dazu angewiesen.

So geschah der Angriff. Nicht so gewaltig nahm sich die Verteidigung aus.

Es war in dem Kollegium von Venedig vorgeschlagen worden, eine feierliche Protestation einzulegen, wie in früheren Zeiten geschehen; doch ward dies nicht beliebt, aus dem Grunde, weil das Urteil des Papstes an sich null und nichtig sei und gar nicht einmal einen Schein von Gerechtigkeit habe. In einem kleinen Erlaß, auf einem Quartblatt, machte Leonardo Donato den Geistlichen den Beschluß der Republik bekannt, die fürstliche Autorität, „die in weltlichen Dingen keinen Oberen außer Gott erkenne," aufrecht zu erhalten: ihre getreue Geistlichkeit werde schon von selbst die Nullität der gegen sie ergangenen Zensuren erkennen und in ihren Amtsverrichtungen, in Seelsorge und Gottesdienst ununterbrochen fortfahren. Keine Befürchtung, keine Drohung ward ausgesprochen; es war nur eine Erklärung des Vertrauens, obwohl man denn mündlich wohl etwas mehreres getan haben mag.

Und hiedurch ward nun aus der Frage des Anspruches, des Rechtes, unmittelbar eine Frage der Macht und des Besitzes. Von ihren beiden Oberherren, dem Papste und der Republik, zu entgegengesetzten Beweisen des Gehorsams aufgefordert, mußte die venezianische Geistlichkeit sich entscheiden, wem sie dieselben leisten wolle.

Sie schwankte nicht: sie gehorchte der Republik. Von dem päpstlichen Breve ward nicht ein einziges Exemplar angeschlagen. Die Fristen, die der Papst gesetzt, verstrichen. Allenthalben ging der Gottesdienst auf die gewohnte Weise fort. Wie die Weltgeistlichen, taten auch die Klöster.

Nur die neugegründeten Orden, welche das Prinzip der kirchlichen Restauration vorzugsweise in sich darstellten, Jesuiten, Theatiner und Kapuziner, machten hievon eine Ausnahme. Die Jesuiten waren an und für sich nicht so ganz entschlossen; sie fragten erst bei ihrem Provinzial in Ferrara, bei dem General in in Rom an, und dieser wandte sich selbst an den Papst. Die Antwort Pauls V. war, sie müßten entweder das Interdikt beobachten, oder den Staub von ihren Füßen schütteln und Venedig verlassen. Gewiß, ein schwerer Entschluß, da man ihnen hier geradehin erklärte, sie würden niemals wieder zurückkommen dürfen; aber ihr Prinzip ließ ihnen keine Wahl: auf einigen Barken begaben sie sich in das päpstliche Gebiet. Ihr Beispiel riß die beiden anderen Orden mit sich fort. Einen Mittelweg, den die Theatiner vorschlugen,

fanden die Venezianer nicht ratsam; sie wollten keine Spaltung innerhalb ihres Landes; sie forderten entweder Gehorsam oder Entfernung. Leicht waren die verlassenen Kirchen mit anderen Priestern besetzt; es ward dafür gesorgt, daß niemand einen Mangel spürte. Mit besonderem Pomp und ungewöhnlich zahlreicher Prozession wurde das nächste Fronleichnamsfest begangen.

Auf jeden Fall aber trat hiemit eine vollständige Spaltung ein.

Der Papst war erstaunt: seinen überspannten Vorstellungen setzte sich die Realität der Dinge schroff gegenüber; — gab es ein Mittel, sie zu überwältigen?

Paul V. dachte wohl zuweilen an die Anwendung von Kriegsgewalt; auch in den Kongregationen behielt einmal die kriegerische Stimmung das Übergewicht; Kardinal Sauli rief aus, man werde die Venezianer züchtigen: man ordnete Legaten ab und rüstete ein Heer. Im Grunde aber durfte man es nicht wagen. Man hätte fürchten müssen, daß Venedig sich protestantische Hilfe gesucht und Italien, ja die katholische Welt überhaupt in die gefährlichste Bewegung gesetzt hätte.

Man mußte zuletzt doch wieder wie sonst eine Ausgleichung der kirchenrechtlichen Fragen durch Politik versuchen; nur daß dieselbe jetzt nicht zwischen den Beteiligten selbst stattfinden konnte, die sich zu lebhaft entzweit hatten, sondern der Vermittelung der

beiden vorwaltenden Mächte, Spanien und Frankreich anheimfiel. Deren eigene Interessen mußten dann aber auch hervortreten.

Es gab wohl in dem einen wie in dem anderen Reiche eine Partei, welche den Ausbruch von Feindseligkeiten gewünscht hätte. Unter den Spaniern waren es die eifrigen Katholiken, welche den römischen Stuhl aufs neue an die Monarchie zu ketten hofften, die Gobernatoren der italienischen Landschaften, deren Macht durch den Krieg wachsen mußte; auch der Botschafter Viglienna in Rom hegte diesen Wunsch: er dachte dabei sein Haus zu kirchlichen Würden zu befördern. In Frankreich dagegen waren es gerade die eifrigsten Protestanten. Sully und seine Anhänger hätten einen italienischen Krieg schon deshalb gern gesehen, weil dadurch den Niederländern, die eben von Spinola bedrängt wurden, eine Erleichterung zuteil geworden wäre. Auch brachten es diese Parteien auf beiden Seiten zu Demonstrationen. Der König von Spanien erließ ein Schreiben an den Papst, worin er demselben wenigstens in allgemeinen Ausdrücken seine Hilfe zusagte. In Frankreich erhielt der venezianische Botschafter Anerbietungen auch von bedeutenden Männern; er hätte, meint er, in einem Monat ein Heer von 15000 Franzosen zusammenbringen können. Diese Richtungen behielten jedoch nicht die Oberhand. Die leitenden Minister, Lerma in Spanien, Villeroi in Frankreich, wünschten die Ruhe zu erhalten. Der erste setzte seinen Ruhm über=

haupt in die Herstellung des Friedens; der zweite gehörte der strenger katholischen Seite an: nie hätte er zugegeben, daß der Papst von den Franzosen angegriffen worden wäre. Die Fürsten stimmten mit ihren Ministern überein. Heinrich IV. bemerkte mit Recht, wenn er das Schwert für die Republik zöge, so würde er seine Reputation als guter Katholik aufs Spiel setzen. Philipp III. erließ eine neue Erklärung an den Papst: er wolle ihn unterstützen, aber einmal nicht ohne Sicherheit des Kostenersatzes, sodann zum Guten, aber nicht zum Bösen.

So zerschlugen sich die Möglichkeiten des Krieges. Die beiden Mächte wetteiferten nur, welche von ihnen am meisten zu dem Frieden beizutragen und dabei ihren Einfluß am sichersten zu befestigen vermöchte; dazu kamen aus Spanien Franz von Castro, Neffe Lermas, aus Frankreich der Kardinal Joyeuse nach Venedig.

Ich hätte weder die Neigung, noch wäre ich imstande, den gesamten Gang ihrer Unterhandlungen auseinanderzusetzen; auch ist es schon hinreichend, nur die wichtigsten Momente zu fassen.

Die erste Schwierigkeit lag darin, daß der Papst vor allem die Suspension der venezianischen Gesetze, die ihm so großen Anstoß erregt hatten, forderte und die Suspension seiner kirchlichen Zensuren davon abhängig machte.

Auch die Venezianer aber pflegten nicht ohne eine gewisse republikanische Selbstgefälligkeit ihre Ge-

setze für heilig und unverletzlich zu erklären. Als die Forderung im Januar 1607 zur Beratung kam, ward sie, obwohl das Kollegium schwankte, doch zuletzt im Senate geradezu verworfen. Den Franzosen, die dem Papst ihr Wort gegeben, gelang es, sie im März noch einmal in Vorschlag zu bringen. Von den vier Opponenten im Kollegium trat dann wenigstens einer zurück; nachdem die Gründe für und wider in dem Senate zum zweiten Male durchgesprochen worden, kam es zwar auch diesmal nicht zu förmlicher und ausdrücklicher Suspension; aber man faßte einen Beschluß, in welchem man sagte, „die Republik werde sich mit gewohnter Frömmigkeit betragen." So dunkel diese Worte auch lauteten, so meinten doch der Gesandte und der Papst die Erfüllung ihres Wunsches darin zu erblicken. Auch der Papst suspendierte dann seine Zensuren.

Sogleich aber erhob sich eine andere sehr unerwartete Schwierigkeit. Die Venezianer weigerten sich, die Jesuiten, die nach ihrer Entfernung durch ein feierliches Dekret ausgeschlossen wurden, wieder aufzunehmen.

Sollte aber der Papst seine Getreuen, die kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie ihm unverbrüchlich anhingen, in so großen Nachteil setzen lassen?

Er wandte alles an, um die Venezianer umzustimmen. Auch hatten die Jesuiten die Franzosen für sich; durch eine besondere Gesandtschaft hatten sie sich

der Gunst des Königs auch für den Fall versichert: Joyeuse ließ sich ihre Sache sehr angelegen sein. Die Venezianer blieben unerschütterlich.

Da war nur auffallend, daß die Spanier sich eher wider den Orden erklärten als für ihn. In Spanien herrschte das dominikanische Interesse vor; Lerma liebte die Jesuiten nicht und hielt es überhaupt nicht für gut, daß ein Staat genötigt werden sollte, ungehorsame Untertanen wieder aufzunehmen: genug, Franz von Castro vermied es anfangs, von den Jesuiten zu reden; endlich setzte er sich den Verwendungen der Franzosen geradehin entgegen.

Eine Erscheinung, zwar in der Lage der Dinge wohlbegründet, aber doch so auffallend, daß der Papst selbst darüber stutzte und, indem er irgendein tiefer liegendes Geheimnis vermutete, es aufgab, auf die Herstellung der Jesuiten zu dringen.

Wie viel aber mußte ihm dieser Entschluß kosten. Um ein paar unbedeutender Gesetze willen hatte er entschlossen geschienen, die Welt in Feuer und Flamme geraten zu lassen; jetzt gab er das immerwährende Exil seiner getreuesten Anhänger aus einer katholischen, einer italienischen Landschaft zu.

Dagegen bequemte sich nun auch die Republik, die beiden Geistlichen auszuliefern, die sie festgenommen hatte.

Nur machte sie auch hier den Anspruch, eine Rechtsverwahrung einzulegen, von welcher der Papst schlechterdings nichts wissen wollte. Sehr sonderbar

ist doch die Auskunft, zu der man sich endlich entschloß. Der Sekretär des venezianischen Senates führte die Gefangenen in den Palast des französischen Gesandten und übergab sie ihm „aus Rücksicht," sagte er, „für den allerchristlichsten König und mit dem Vorbehalt, daß das Recht der Republik, über ihre Geistlichen zu richten, damit nicht geschmälert sein solle." „So empfange ich sie," antwortete der Gesandte und führte sie vor den Kardinal, der in einer Loggia auf und ab ging. „Dies sind die Gefangenen," sprach er, „die dem Papst auszuantworten sind," des Vorbehaltes gedachte er dabei nicht. Der Kardinal ließ sie dann, auch ohne ein Wort hinzuzufügen, dem päpstlichen Kommissar ausliefern, der sie mit dem Zeichen des Kreuzes annahm.

Wie weit war man doch entfernt, sich einigermaßen einzuverstehen! Man wollte nur eben ein äußerliches Vernehmen herstellen.

Dazu war nun noch die Aufhebung der Zensur, die Erteilung der Absolution erforderlich.

Aber selbst hiegegen hatten die Venezianer Einwendungen zu machen; sie blieben dabei, daß die Zensur in sich selbst null und nichtig gewesen und sie gar nichts angegangen, daß sie demnach auch keiner Lossprechung bedürftig seien. Joyeuse erklärte ihnen, er könne die Formen der Kirche nicht ändern. Endlich kam man überein, daß die Absolution nicht mit der gewöhnlichen Öffentlichkeit vollzogen werden solle; Joyeuse erschien in dem Kollegium: gleichsam priva-

tim sprach er sie hier aus. Die Venezianer haben sich immer angestellt, als seien sie ganz ohne Absolution weggekommen; auch war sie nicht in aller Form gegeben, gegeben aber allerdings.

Überhaupt sieht man wohl, nicht so durchaus zum Vorteil der Venezianer, wie gewöhnlich behauptet wird, waren die streitigen Punkte erledigt worden. Die Gesetze, über die der Papst sich beklagte, waren suspendiert, die Geistlichen, deren Auslieferung er forderte, ihm überantwortet, die Absolution selbst empfangen. Jedoch war alles nur unter außerordentlichen Einschränkungen geschehen. Die Venezianer verfuhren wie bei einer Ehrensache, mit ängstlicher Besorgnis für ihre Reputation: jede Nachgiebigkeit hatten sie verklausuliert, soviel als möglich versteckt. Der Papst dagegen war in dem Nachteil, daß er sich zu einer auffallenden und wenig ehrenvollen Konzession hatte entschließen müssen, die in der ganzen Welt Aufsehen erregte.

Seitdem kehrten nun die Verhältnisse zwischen Rom und Venedig wenigstens äußerlich wieder in das alte Geleise zurück. Dem ersten Gesandten der Venezianer rief Paul V. entgegen: das Alte sei beseitigt, alles werde neu! Er beklagte sich zuweilen, daß Venedig nicht vergessen wolle, was er doch vergessen habe; er zeigte sich so mild und nachgiebig wie irgendeiner seiner Vorfahren.

Allein damit wurden doch im Grunde nur neue Feindseligkeiten vermieden; die inneren Gegensätze

blieben; ein eigentliches Vertrauen stellte sich so bald nicht wieder her.

Austrag der jesuitischen Sache.

Auf eine ähnliche Weise, d. i. nicht vollkommener, wurde indessen auch die Streitigkeit zwischen Jesuiten und Dominikanern beseitigt.

Klemens starb, wie wir sahen, ehe er ein Urteil gesprochen, Paul V., der die Sache mit alle dem Eifer angriff, durch den sich der Anfang seiner Verwaltung überhaupt auszeichnete, — vom September 1605 bis Februar 1606 wurden allein siebzehn Versammlungen in seiner Gegenwart gehalten —, neigte sich nicht minder zu dem alten System, auf die Seite der Dominikaner, als sein Vorgänger. Im Oktober und November 1606 wurden bereits Versammlungen gehalten, um die Form festzusetzen, in der die jesuitischen Lehren zu verdammen seien; die Dominikaner glaubten den Sieg in Händen zu haben.

Eben damals aber hatten sich auch die venezianischen Angelegenheiten auf die Weise, die wir betrachten, entwickelt; die Jesuiten hatten dem römischen Stuhle einen Beweis von Anhänglichkeit gegeben, durch welchen sie alle anderen Orden bei weitem übertrafen, und Venedig ließ sie dafür büßen.

Unter diesen Umständen wäre es wie eine Grausamkeit erschienen, wenn der römische Stuhl diese seine getreuesten Diener mit einem Verdammungsdekret hätte heimsuchen wollen. Als alles zu demselben vor-

bereitet worden, hielt der Papst inne. Eine Weile ließ er die Sache ruhen; endlich, am 29. August 1607, trat er mit einer Erklärung hervor, durch welche Disputatoren und Konsultoren nach ihrer Heimat entlassen wurden: die Entscheidung werde zu seiner Zeit bekannt gemacht werden; indes sei es Sr. Heiligkeit ernstliche Willensmeinung, daß kein Teil den anderen verunglimpfe.

Dergestalt hatten die Jesuiten von dem Verluste, den sie in Venedig erlitten, doch auch wieder einen Vorteil. Es war ein großer Gewinn für sie, daß ihre angefochtenen Lehren, wiewohl nicht bestätigt, doch auch nicht verworfen wurden. Sie rühmten sich sogar des Sieges. Mit dem Vorurteil der Rechtgläubigkeit, das sie einmal für sich hatten, verfolgten sie nun die doktrinelle Richtung, die sie eingeschlagen, unaufhaltsam weiter.

Es fragte sich nur noch, ob es ihnen nun auch gelingen würde, ihre eigenen inneren Streitigkeiten vollständig beizulegen.

Noch immer gab es lebhafte Gärungen. Die Veränderungen in der Konstitution erwiesen sich unzureichend, und die spanische Opposition gab es nicht auf, zu ihrem Ziele zu gelangen, Aquaviva zu entfernen. Endlich erklärten sogar, was noch nie geschehen, die Prokuratoren sämtlicher Provinzen eine allgemeine Kongregation für notwendig; im Jahre 1607 kam sie zusammen, und es war aufs neue von durchgreifenden Umwandlungen die Rede.

Wir bemerkten schon öfter die enge Verbindung, in welche die Jesuiten mit Frankreich getreten, die Gunst, die ihnen Heinrich IV. angedeihen ließ. Auch an den inneren Streitigkeiten des Ordens nahm er Anteil; er war ganz für Aquaviva. In einem ausdrücklichen Schreiben sicherte er demselben nicht allein seine Gewogenheit zu; er gab auch der Kongregation den Wunsch zu erkennen, daß in der Verfassung der Gesellschaft keine Änderung vorgenommen würde. Eines so mächtigen Schutzes wußte sich nun Aquaviva vortrefflich zu bedienen.

Vornehmlich in den Provinzialkongregationen hatte der Widerstand, den er erfuhr, seinen Sitz. Er brachte jetzt ein Gesetz durch, kraft dessen erstens kein Vorschlag in einer Provinzialversammlung als angenommen betrachtet werden solle, wenn er nicht durch zwei Dritteile aller Stimmen gebilligt werde, und ferner auch ein auf diese Weise beliebter Vorschlag doch nur alsdann zur Beratung in der allgemeinen Versammlung gelangen könne, wenn in dieser die Majorität dazu ihre vorläufige Zustimmung gebe. Anordnungen, durch welche, wie man sieht, der Einfluß der Provinzialkongregationen außerordentlich geschmälert wurde.

Aber überdies ward nun auch ein förmliches Verdammungsurteil über die Gegner des Generals ausgesprochen und den Oberen in den Provinzen die ausdrückliche Weisung erteilt, gegen die sogenannten Ruhestörer zu verfahren. Hierauf kehrte der Friede

allmählich zurück. Die spanischen Mitglieder bequemten sich und hörten auf, der neuen Richtung ihres Ordens zu widerstreben. Unter dem herrschenden Einfluß wuchs allmählich eine gefügigere Generation empor. Dagegen suchte der General Heinrich IV. die Begünstigungen, die er von ihm erfahren, durch doppelte Ergebenheit zu erwidern.

Schluß.

Noch einmal neigten sich dergestalt alle diese Streitigkeiten zur Beruhigung.

Überlegen wir aber ihre Entwickelung und ihr Ergebnis im ganzen, so war doch damit die größte Veränderung im Innern der katholischen Kirche eingetreten.

Wir gingen von dem Moment aus, in welchem die päpstliche Gewalt, in siegreichem Kampfe begriffen, zu immer größerer Machtfülle fortschritt. In engem Bunde mit der spanischen Politik faßte sie die Absicht, alle katholischen Mächte in einer Richtung fortzureißen, die Abtrünnigen in einer großen Aktion zu überwältigen. Wäre es ihr gelungen, so würde sie die geistlichen Motive zu unbedingter Herrschaft erhoben, alle katholischen Staaten zu einer in Idee, Glauben, Leben und Politik zusammenschließenden Einheit verbunden und damit auch auf ihr Inneres einen vorwaltenden Einfluß erworben haben.

In eben diesem Moment aber traten die stärksten inneren Gegensätze hervor.

In der französischen Angelegenheit erhob sich das Gefühl der Nationalität gegen die Ansprüche der Hierarchie. Von den geistlichen Beweggründen, von der Leitung des kirchlichen Oberhauptes wollten doch auch die Katholischgläubigen nicht in allen Stücken abhängen: es blieben Prinzipien übrig der weltlichen Politik, der nationalen Selbständigkeit, die sich mit unbesiegbarer Energie den Absichten des Papsttums entgegenstellten. Wir dürfen im allgemeinen sagen: diese Prinzipien behielten den Sieg; der Papst mußte sie anerkennen; die französische Kirche selbst stellte sich her, indem sie sich auf dieselben gründete.

Hieraus folgte nun aber, daß Frankreich sich auch sofort wieder in Feindseligkeiten gegen die spanische Monarchie warf, daß zwei große, von Natur einander widerstrebende und eigentlich immer zum Kampf geneigte Mächte einander in der Mitte der katholischen Welt gegenübertraten. So wenig war es möglich, die Einheit zu behaupten. Die Verhältnisse Italiens bewirkten sogar, daß dieser Gegensatz, das Gleichgewicht, das dadurch hervorgebracht ward, dem römischen Stuhle Vorteil gewährte.

Indem brachen auch neue theologische Entzweiungen aus. So scharfsinnig und genau die Bestimmungen des Tridentinischen Konziliums sein mögen, so konnten sie das doch nicht verhindern; innerhalb der von ihnen gezogenen Grenzen gab es noch Raum zu neuen Glaubensstreitigkeiten. Die beiden mächtigsten Orden traten gegeneinander in die Schranken;

jene beiden Mächte selbst nahmen gewissermaßen Partei; in Rom hatte man nicht den Mut, eine Entscheidung auszusprechen.

Und hiezu kamen nun die Irrungen über die Grenzen der geistlichen und der weltlichen Gerichtsbarkeit, Irrungen, die einen lokalen Ursprung hatten, mit einem nicht eben sehr mächtigen Nachbar, die aber mit einem Geist und Nachdruck geführt wurden, durch welche sie eine allgemeine Bedeutung erlangten. Billig hält man in allen katholischen Staaten das Andenken Paolo Sarpis in hohen Ehren. Er hat die Grundlagen zu den kirchlichen Berechtigungen, deren sie sich sämtlich erfreuen, durchgekämpft. Der Papst vermochte nicht, ihn zu beseitigen.

Gegensätze der Ideen und der Lehre, der Verfassung und der Macht, die nun jener kirchlich-weltlichen Einheit, welche das Papsttum darzustellen suchte, gewaltig widerstrebten und sie zu zersetzen drohten.

Der Gang der Dinge zeigte jedoch, daß die zusammenhaltenden Ideen noch einmal die stärkeren waren. Den inneren Widerstreit konnte man nicht versöhnen; aber es gelang einen eigentlichen Kampf zu vermeiden. Der Friede zwischen den großen Mächten ward hergestellt und erhalten; die italienischen Interessen erhoben sich noch nicht zu vollem Bewußtsein und einwirkender Tätigkeit; den streitenden Orden ward Stillschweigen auferlegt. Die Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat trieb man

nicht auf das Äußerste: Venedig nahm die angebotene Vermittelung an.

Die Politik des Papsttums war, soviel wie möglich eine Stellung über den Parteien zu nehmen, die Entzweiungen zu vermitteln. Noch besaß es Autorität genug, um dies zu vermögen.

Ohne Zweifel wirkte darauf zurück, wie es hinwiederum davon abhing, daß indessen die große Aktion nach außen, der Fortschritt, in dem man begriffen war, der Kampf gegen den Protestantismus unaufhörlich fortgingen.

Auf diesen und seine Entwickelung müssen wir nun zurückkommen.



Siebentes Buch.

Gegenreformationen. Zweiter Zeitraum.

1590—1630.

Ich denke mich nicht zu täuschen oder die Schranken der Historie zu überschreiten, wenn ich an dieser Stelle ein allgemeines Gesetz des Lebens wahrzunehmen glaube.

Unzweifelhaft ist: es sind immer Kräfte des lebendigen Geistes, welche die Welt so von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vorangegangenen Jahrhunderte erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich mächtige Naturen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich zu reißen, zu überwältigen suchen. Je mehr es ihnen aber damit gelingt, je größer der Kreis wird, den sie umfassen, desto mehr treffen sie mit eigentümlichem, unabhängigem Leben zusammen, das sie nicht so ganz und gar zu besiegen, in sich aufzulösen vermögen. Daher geschieht es — denn in unaufhörlichem Werden sind sie begriffen —, daß sie in sich selbst eine Umwandlung erfahren. Indem sie das Fremdartige umfassen, nehmen sie schon einen Teil seines Wesens in sich auf: es entwickeln sich Richtungen in ihnen, Momente des Daseins, die mit ihrer Idee nicht selten im Widerspruch stehen. Es kann aber nicht anders sein, als daß in dem allgemeinen Fortschritt auch diese wachsen und gedeihen. Es kommt nur darauf an, daß sie

nicht das Übergewicht bekommen; sie würden sonst die Einheit und ihr Prinzip geradezu zerstören.

Nun sahen wir, wie gewaltig sich in dem restaurierenden Papsttum innere Widersprüche, tiefere Gegensätze regten; jedoch die Idee behielt den Sieg: die höhere Einheit, wenngleich nicht mit ihrer ganzen alten zusammenfassenden Gewalt, behauptete das Übergewicht und schritt unablässig, noch in den Momenten des inneren Kampfes, für den sie vielmehr daraus frische Kraft sog, zu neuen Eroberungen fort.

Diese Unternehmungen ziehen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist von hoher Wichtigkeit für die Welt, wie weit sie gelingen, welche Umwandlungen sie zur Folge haben, welchen Widerstand in sich oder von außen her sie finden.

Erstes Kapitel.

Fortschritte der katholischen Restauration.

1590—1617.

Unternehmungen des Katholizismus in Polen und den angrenzenden Ländern.

Es ist die Meinung ausgesprochen worden, die Protestanten, die ja, wie wir sahen, in Polen eine Zeitlang entschieden die Oberhand besaßen, wären auch wohl imstande gewesen, einen König ihres Glaubens auf den Thron zu erheben; aber ihnen selbst sei am Ende ein Katholik vorteilhafter vorgekommen, weil er in dem Papste doch noch eine höhere Gewalt, einen Richter über sich habe.

Wäre dem so, so würden sie sich für eine so unprotestantische Gesinnung selber eine harte Züchtigung zugezogen haben.

Denn eben durch einen katholischen König vermochte der Papst ihnen den Krieg zu machen.

Hatten doch sogar die päpstlichen Nuntien von allen fremden Gesandten in Polen allein das Recht, sich mit dem König ohne Anwesenheit eines Senators zu unterreden. Man kennt sie wohl: sie waren klug und gewandt genug, um das vertraulichere Verhältnis,

das ihnen hiedurch möglich wurde, zu pflegen und zu benutzen.

Im Anfange der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts war Kardinal Bolognetto Nuntius in Polen. Er klagt über die Beschwerden des Klimas, die für einen Italiener doppelt empfindliche Kälte, den Dampf der engen geheizten Stuben, die ganz ungewohnte Lebensweise; dessenungeachtet begleitet er König Stephan von Warschau nach Krakau, von Wilna nach Lublin — durch das Reich, zuweilen in etwas melancholischer Stimmung, aber nichtsdestominder unermüdlich; während der Feldzüge bleibt er mit demselben wenigstens in Briefwechsel; in ununterbrochener Verbindung erhält er die römischen Interessenten mit der königlichen Person.

Wir haben eine ausführliche Relation über seine Amtsführung, aus der wir ersehen, was er unternahm, wie weit er es brachte.

Vor allem forderte er den König auf, die Ämter nur mit Katholischen zu besetzen, in den königlichen Städten nur katholischen Gottesdienst zu gestatten, die Zehnten herzustellen, — Maßregeln, wie sie um dieselbe Zeit in anderen Ländern ergriffen wurden und die Erneuerung des Katholizismus herbeiführten oder bezeichneten.

Damit drang er nun nicht durch. König Stephan glaubte nicht so weit gehen zu können; er erklärte, er sei nicht mächtig genug dazu.

Allein dabei hatte doch dieser Fürst nicht allein

katholische Überzeugungen, sondern einen angeborenen Eifer für das Kirchenwesen; in vielem anderen gab er den Vorstellungen des Nuntius nach.

Durch unmittelbare königliche Unterstützung kamen die Jesuitenkollegien in Krakau, Grodno, Pultusk zustande; der neue Kalender ward ohne Schwierigkeit eingeführt, der größte Teil der Anordnungen des Tridentinischen Konziliums zur Vollziehung gebracht. Das wichtigste aber war der Beschluß des Königs, die Bistümer in Zukunft nur noch an Katholiken zu geben. Auch in diese höchsten geistlichen Würden waren Protestanten eingedrungen; dem Nuntius ward jetzt verstattet, sie vor seinen Richterstuhl zu ziehen, sie abzusetzen, was um so mehr sagen wollte, da mit dem bischöflichen Amte zugleich Sitz und Stimme in dem Senat verbunden war. Eben diese politische Bedeutung des geistlichen Institutes suchte der Nuntius überhaupt zu benutzen. Vor allem forderte er die Bischöfe zu einhelligen Maßregeln an den Reichstagen auf: er gab ihnen dieselben an; mit den mächtigsten, dem Erzbischof von Gnesen, dem Bischof von Krakau, hatte er persönlich ein engeres Verhältnis angeknüpft, das ihm ausnehmend förderlich wurde. Und so gelang es ihm, nicht allein die Geistlichkeit selbst mit verjüngtem Eifer zu durchdringen: er bekam bereits auf weltliche Angelegenheiten einen großen Einfluß. Die Engländer brachten einen Handelsvertrag mit Polen in Anregung, der namentlich für Danzig sehr nützlich zu werden versprach; der Nuntius war

es allein, der ihn rückgängig machte, hauptsächlich weil die Engländer das ausdrückliche Versprechen verlangten, Handel und Wandel in Ruhe treiben zu dürfen, ohne um ihrer Religion willen belästigt zu werden.

Genug, wie gemäßigt auch König Stephan sein mochte, so nahm sich doch zuerst unter ihm der Katholizismus wieder wesentlich auf.

Es hatte dies aber desto mehr zu bedeuten, da die mächtigste Partei im Lande, die Faktion Zamoisky, der durch die Kunst des Königs überhaupt die wichtigsten Stellen zufielen, auch eine katholische Farbe annahm, und da sie es war, die nach dem Tode Stephans in den Wahlstreitigkeiten den Ausschlag gab. Jenen schwedischen Prinzen, welchen Katharina Jagellonica im Gefängnis geboren, und der von erster Jugend an, sei es durch ursprüngliche Neigung, oder durch den Einfluß der Mutter, oder gleich durch die Hoffnung auf die polnische Krone, oder durch alles zusammen, in der Mitte eines protestantischen Landes unerschütterlich bei dem katholischen Glauben festgehalten worden war, brachten die Zamoiskys auf den Thron. Es ist Siegmund III., ein Fürst, dessen Gesinnung sich durchaus nach den katholischen Antrieben bildete, die damals Europa in Bewegung setzten.

Papst Klemens VIII. sagt in einer seiner Instruktionen, er habe — noch als Kardinal und Legat in Polen — diesem Fürsten den Rat gegeben, alle Stellen des öffentlichen Dienstes in Zukunft nur an Katholiken zu verteilen. Schon öfter war dieser Rat gegeben

worden, bereits von Paul IV., vom Kardinal Hosius, auch von Bolognetto. Jetzt aber erst fand sich ein geeigneter Boden, um ihn aufzunehmen. Was weder von Siegmund August, noch von Stephan zu erhalten gewesen war, dazu zeigte sich Siegmund III. sehr bald entschlossen. Er machte es in der Tat zu seinem Grundsatze, nur noch die Katholischen zu befördern, und Papst Klemens hat ganz recht, wenn er den Fortgang des Katholizismus in Polen vor allem dieser Maßregel zuschreibt.

Das vornehmste Attribut der königlichen Gewalt in Polen bestand in der Verleihung der Würden. Alle geistlichen und weltlichen Stellen, größere und geringere — man wollte ihrer bei 20000 rechnen, — vergab der König. Welch einen Einfluß mußte es nun haben, daß Siegmund III. begann, nicht allein die geistlichen, sondern alle Ämter ausschließlich mit Katholiken zu besetzen, die Wohltat des Staates, wie einst die Italiener sagten, das volle Bürgerrecht in höherem Sinne nur seinen Glaubensgenossen angedeihen zu lassen! Man kam um so besser fort, je mehr man sich die Gunst der Bischöfe, der Jesuiten erwarb. Der Starost Ludwig von Mortangen erlangte die pomerellische Woiwodschaft hauptsächlich dadurch, daß er sein Haus in Thorn der Gesellschaft Jesu schenkte. Wenigstens in den polnisch-preußischen Landschaften bildete sich hierauf eine Opposition zwischen den Städten und dem Adel, welche eine religiöse Farbe annahm. Ursprünglich hatten beide den

Protestantismus ergriffen; jetzt trat der Adel zurück. Das Beispiel der Kostka, Dzialinsky, Konopat, welche mächtig wurden, weil sie übertraten, übte einen großen Einfluß auf die übrigen aus. Die Schulen der Jesuiten wurden hauptsächlich von dem jungen Adel besucht; bald finden wir, daß sich die Jesuitenschüler in den protestantisch verbliebenen Städten an der bürgerlichen Jugend reiben. Aber überhaupt ergriff die neue Einwirkung besonders die Edelleute. Das Kollegium zu Pultusk zählte 400 Zöglinge, alle von Adel. Der Impuls, der im allgemeinen im Geiste der Zeit lag, der Unterricht der Jesuiten, der neu erwachte Eifer in der gesamten Geistlichkeit und die Begünstigung des Hofes, alles kam zusammen, um den polnischen Adel für den Rücktritt zum Katholizismus zu stimmen.

Es versteht sich aber, daß man auch sogleich weiter ging und diejenigen, die nun nicht übertraten, die Ungunst der Staatsgewalt empfinden ließ.

In Polen kehrte die katholische Geistlichkeit besonders den Anspruch hervor, daß die kirchlichen Gebäude, die ja von Katholischgläubigen, unter Mitwirkung der Bischöfe, häufig der Päpste, gegründet worden, ein unveräußerliches Eigentum ihrer Kirche seien. Allenthalben, wo der katholische Dienst von den Pfarrkirchen ausgeschlossen worden, erhoben die Bischöfe, gestützt auf jenen Grundsatz, gerichtliche Klagen. Die Gerichte waren jetzt mit eifrigen Katholiken besetzt: gegen eine Stadt nach der anderen be-

gannen die nämlichen Prozesse, erfolgten die nämlichen Urteile; es half nichts, daß man an den König appellierte und ihn an jene Konföderation erinnerte, durch welche beiden Bekenntnissen gleicher Schutz verheißen worden; die Antwort war: der gleiche Schutz bestehe eben darin, daß man jedem Teile zu seinem Rechte verhelfe; die Konföderation schließe keine Versicherung der kirchlichen Gebäude ein. In wenigen Jahren setzten sich die Katholiken in den Besitz aller Pfarrkirchen der Städte: „In den Pfarrkirchen," rief der Pole aus, „wird der alte Gott verehrt." In den kleineren preußischen Städten durfte der evangelische Gottesdienst nur noch in einem Zimmer auf dem Rathause ausgeübt werden; von den größeren behauptete allein Danzig seine Pfarrkirche.

In diesem Augenblick eines glücklichen Fortganges aber blieb man nicht allein bei der Bekämpfung der Protestanten stehen, man faßte auch schon die Griechen ins Auge.

König und Papst vereinigten auch hier ihren Einfluß: besonders wirksam war, soviel ich finde, die Drohung, die griechischen Bischöfe von Sitz und Stimme in dem Senate auszuschließen; genug, der Wladika von Wladimir und einige andere griechische Bischöfe entschlossen sich im Jahre 1595, sich nach Maßgabe des florentinischen Konziliums mit der römischen Kirche zu vereinigen. Ihre Gesandten gingen nach Rom; römische und königliche Abgeordnete erschienen in der Provinz; die Zeremonie der

Versöhnung ward vollzogen; ein Jesuit, Beichtvater des Königs, belebte sie durch eine begeisterte Predigt; den Katholischen wurden auch hier einige Kirchen eingeräumt.

Ein ungemeiner Aufschwung binnen wenigen Jahren. „Vor kurzem," sagt ein päpstlicher Nuntius schon im Jahre 1598, „konnte es scheinen, als würde die Ketzerei den Katholizismus in Polen vollends beseitigen; jetzt trägt der Katholizismus die Ketzerei zu Grabe."

Fragt man, wodurch dies hauptsächlich geschehen war, so war es doch vor allem die persönliche Gesinnung des Königs: eine Gesinnung, die bei der eigentümlichen Stellung dieses Fürsten sogleich noch weitere Aussichten eröffnete.

Versuch auf Schweden.

Durch den Tod seines Vaters Johann im Jahre 1592 wurde Siegmund König von Schweden.

Zwar war er hier weder an und für sich unbeschränkt, noch auch ohne persönliche Verpflichtung. Schon 1587 hatte er eine Versicherung unterzeichnet, daß er in den Zeremonien der Kirche nichts ändern, daß er selbst niemanden befördern wolle, der nicht Protestant sei; und auch jetzt verpflichtete er sich aufs neue, die Privilegien der Geistlichen wie der Laien erhalten, um der Religion willen niemanden hassen noch lieben, die Landeskirche auf keine Weise beein=

trächtigen zu wollen. Nichtsdestominder erwachten auf der Stelle alle Hoffnungen der Katholischen, alle Besorgnisse der Protestanten.

Was die Katholiken zu erreichen immer so eifrig gewünscht, einen König ihres Glaubens in Schweden zu haben, war ihnen jetzt gewährt. Von katholischer Begleitung umgeben, bei der selbst ein päpstlicher Nuntius, Malaspina, nicht fehlte, brach Siegmund im Juli 1593 nach seinem Erbreich auf. Schon seine Reise durch die preußischen Provinzen war mit Beförderungen des Katholizismus bezeichnet. In Danzig ereilte ihn ein päpstlicher Abgeordneter, Bartholomäus Powsinsky, mit einem Geschenk von 20000 Skudi, „einem kleinen Beitrag," wie es in der Instruktion heißt, „zu den Kosten, welche die Herstellung des Katholizismus veranlassen könnte."

Sehr merkwürdig ist diese Instruktion. Sie zeigt uns, wie unbedingt man in Rom diese Herstellung hoffte und empfahl.

„Powsinsky," heißt es in derselben, „ein vertrauter Diener Sr. Heiligkeit und Vasall Sr. Majestät, werde gesendet, um dem Könige die Teilnahme des Papstes an den erwünschten Ereignissen, die ihm seit kurzem begegnet, zu bezeigen: an der Niederkunft seiner Gemahlin, dem guten Ausgange des letzten Reichstages, vor allem aber an dem größten Glück, das ihm hätte widerfahren können, nämlich, daß er jetzt Gelegenheit habe, den Katholizismus in seinem

Vaterlande wiederherzustellen.“ Der Papst versäumt nicht, einige Gesichtspunkte für dieses Werk anzugeben.

„Ohne Zweifel durch Gottes besondere Vorsehung,“ sagt er, „seien gerade mehrere Bistümer, unter anderen selbst der erzbischöfliche Stuhl in Upsala erledigt. Sollte der König ja einen Augenblick anstehen, die protestantischen Bischöfe, die es noch im Lande gebe, zu entfernen, so werde er doch unfehlbar die erledigten Sitze mit Katholischgläubigen besetzen.“ Der Abgeordnete hat ein Verzeichnis von schwedischen Katholiken bei sich, die dazu geeignet scheinen. Der Papst ist überzeugt, daß diese Bischöfe dann schon darauf denken werden, katholische Pfarrer und Schulmeister zu bekommen. Nur muß man ihnen dazu die Möglichkeit verschaffen.

„Vielleicht,“ meint er, „lasse sich sogleich ein Jesuitenkollegium in Stockholm einrichten. Wäre dies aber nicht der Fall, so werde der König doch gewiß so viele fähige junge Schweden, als er nur finden könne, nach Polen mitnehmen und sie an seinem Hofe, bei einigen der eifrigsten Bischöfe oder in den polnischen Jesuitenkollegien im katholischen Glauben aufziehen lassen.“

Die erste Absicht war hier, wie allenthalben, sich des Klerus wieder zu bemeistern. Noch eine andere hatte indes der Nuntius gefaßt. Er dachte, die Katholiken, die in Schweden noch übrig waren, zu veranlassen, gegen die Protestanten Beschwerde zu

führen. Dann werde der König eine Stellung über beide Parteien nehmen; jede Neuerung werde das Ansehen einer rechtlichen Entscheidung bekommen können. Es war ihm nur leid, daß Siegmund nicht eine stärkere bewaffnete Macht mit sich führte, um seinen Entschlüssen Nachdruck zu verschaffen.

Nun läßt sich wohl nicht beweisen, daß der König die Absichten des römischen Hofes auch sogleich zu den seinigen gemacht habe. Soviel aus seinen eigenen Erklärungen abzunehmen ist, mochte zunächst sein Sinn dahin gehen, den Katholischen nur erst einige Freiheiten zu verschaffen, ohne die protestantische Verfassung umzustürzen. Aber sollte er fähig sein, dem starken religiösen Antriebe Einhalt zu tun, der seine Umgebung beherrschte, dessen Repräsentanten er mit sich führte? Durfte man glauben, daß er an jenem Punkte, wenn er ihn erreicht hätte, stehen bleiben würde?

Die Protestanten wollten es nicht erwarten. Die Absichten, die man diesseits hegte, riefen jenseits unmittelbar, fast unbewußt, ihr Gegenteil hervor.

Gleich nach dem Tode Johanns vereinigten sich die schwedischen Reichsräte — früher und später berühmte Namen: Gyllenstierna, Bielke, Baner, Sparre, Oxenstierna — mit dem Bruder des Verstorbenen, dem Oheim des jungen Königs, noch einem von den Söhnen Gustav Wasas, dem eifrig protestantischen Herzog Karl, „ihn in Abwesenheit seines Neffen als Reichsgubernator anzuerkennen und ihm in alle-

dem Gehorsam zu versprechen, was er zur Erhaltung der Augsburgischen Konfession in Schweden tun werde." In diesem Sinne ward im März 1593 ein Konzilium zu Upsala gehalten. Das Augsburgische Bekenntnis ward hier aufs neue proklamiert, die Liturgie des Königs Johann verdammt, selbst in dem früheren Ritus alles das ermäßigt, was noch an katholische Gebräuche zu erinnern schien, — den Exorzismus behielt man nur in milderen Ausdrücken und um seiner moralischen Bedeutung willen bei; — es ward eine Erklärung abgefaßt, daß man keinerlei Ketzerei, weder papistische noch kalvinistische, im Lande dulden werde. In demselben Sinne wurden nun auch die Stellen besetzt. Viele alte Verteidiger der Liturgie sagten ihr jetzt ab; doch nicht allen half das: einige wurden doch entfernt. Die Bistümer, auf deren Erledigung man zu Rom so große Entwürfe gegründet, wurden Lutheranern gegeben: das Erzbistum Upsala dem heftigsten Gegner der Liturgie, M. Abraham Angermannus; durch eine unverhältnismäßige Majorität — er hatte 243, sein nächster Mitbewerber nur 38 Stimmen — stellte die Geistlichkeit den eifrigsten Lutheraner, den sie finden konnte, an ihre Spitze.

Unter König Johann hatte sich bis zuletzt ein mittlerer, dem Papsttum nicht so scharf wie anderwärts entgegengesetzter Zustand erhalten; leicht hätte Siegmund eine Veränderung, wie die Katholiken sie wünschten, daran knüpfen können; aber jetzt war man ihm von der anderen Seite zuvorgekommen: der Pro=

testantismus hatte sich fester in Besitz gesetzt, als jemals zuvor.

Auch die königlichen Gerechtsamen Siegmunds waren hiebei nicht geschont worden. Er ward schon nicht eigentlich mehr ganz als der König — vielmehr als ein Fremder mit dem Anspruch auf die Krone, als ein Abtrünniger, vor dem man sich in acht nehmen müsse, der die Religion bedrohe, betrachtet. Die große Mehrheit der Nation, einmütig in ihren protestantischen Überzeugungen, hielt sich an Herzog Karl.

Wohl fühlte der König seine vereinsamte Stellung, als er angekommen. Er konnte nichts tun; er suchte nur die Forderungen, die man an ihn machte, abzulehnen.

Aber indessen er schwieg und wartete, gerieten die Gegensätze in Kampf, die hier noch nie so unmittelbar einander gegenübergestanden. Die evangelischen Prediger schalten wider die Papisten; die jesuitischen, die in der Hofkapelle predigten, blieben die Antwort nicht schuldig. Die Katholiken des königlichen Gefolges bemächtigten sich bei einer Beerdigung einer evangelischen Kirche; die Protestanten hielten hierauf für nötig, sich der Benutzung ihres entweihten Heiligtums eine Zeitlang zu enthalten. Schon kam es zu Tätlichkeiten. Die Heiducken brauchten Gewalt, um sich einer verschlossenen Kanzel zu bemächtigen; dem Nuntius warf man vor, daß er aus seinem Hause mit Steinen nach singenden Chorknaben

habe werfen lassen; die Erbitterung stieg von Moment zu Moment.

Endlich ging man nach Upsala, um die Krönung zu vollziehen. Die Schweden forderten vor allen Dingen die Bestätigung der Schlüsse ihres Konziliums. Der König sträubte sich. Er wünschte nur Duldung für den Katholizismus; er wäre zufrieden gewesen, hätte man ihm nur die Aussicht gelassen, sie in Zukunft einmal zu gestatten. Aber diese schwedischen Protestanten waren unerschütterlich. Man behauptet, die eigene Schwester des Königs habe ihnen gesagt, die Natur desselben sei, nach langem und standhaftem Widerstande endlich doch nachzugeben, und in sie gedrungen, ihn nur immer aufs neue zu bestürmen. Sie forderten schlechthin, daß allenthalben in Kirchen und Schulen einzig und allein die Lehre der Augsburger Konfession verkündigt werden solle. An ihrer Spitze stand Herzog Karl. Die Stellung, die er einnahm, gab ihm eine Unabhängigkeit und Macht, wie er sie sonst niemals hätte hoffen dürfen. Sein persönliches Verhältnis zu dem Könige ward immer unangenehmer, bitterer. Der König, wie gesagt, war fast ganz ohne Waffen; der Herzog sammelte ein paar tausend Mann auf seinen Gütern um die Stadt her. Endlich erklärten die Stände dem Könige geradezu, man werde ihm die Huldigung nicht leisten, wenn er sich nicht füge.

Der arme Fürst sah sich in schmerzlicher Verlegenheit. Zuzugestehen, was man von ihm verlangte, be=

schwerte ihn in seinem Gewissen; es zu verweigern, brachte ihn um eine Krone.

In dieser Not fragte er zuerst bei dem Nuntius an, ob er nicht nachgeben dürfe. Malaspina war nicht dahin zu bringen, das gutzuheißen.

Hierauf wandte sich der König an die Jesuiten in seinem Gefolge. Was der Nuntius nicht gewagt, nahmen sie auf sich. Sie erklärten: im Betracht der Notwendigkeit und der unverkennbaren Gefahr, in der sich der König befinde, könne er den Ketzern ihre Forderungen zugestehen, ohne Gott zu beleidigen. Nicht eher gab sich der König zufrieden, als bis er diesen Bescheid schriftlich in Händen hatte.

Alsdann erst fügte er sich den Forderungen seiner Untertanen. Er bestätigte die Schlüsse von Upsala, die ausschließende Übung der unveränderten Augsburger Konfession, ohne daß in Kirche oder Schule eine fremde Lehre beigemischt, ohne daß irgend jemand angestellt werden dürfe, der nicht zu ihrer Verteidigung bereit sei. Er erkannte die Prälaten an, die wider seinen Willen in jene Ämter gekommen. Sollte sich aber hiebei sein katholisches Herz beruhigen? Sollte seine römischgesinnte Umgebung sich mit einem Resultat begnügen, das sie so ganz verdammen mußte? Es wäre an sich nicht zu erwarten.

In der Tat schritt man endlich zu einer Protestation, wie sie wohl in ähnlichen Fällen auch sonst vorgekommen ist.

„Der Nuntius,“ heißt es in dem Berichte, der über diese Sache nach Rom erstattet wurde, mit dessen Worten ich wohl am besten diese Tatsache erläutere, „der Nuntius war eifrig bemüht, der geschehenen Unregelmäßigkeit abzuhelfen. Er bewirkte, daß der König zur Sicherheit seines Gewissens schriftlich eine Protestation abfaßte, in welcher er erklärte, daß er nicht mit seinem Willen, sondern ganz allein durch Gewalt genötigt, zugestanden, was er zugestanden. Ferner bewog der Nuntius Se. Majestät, auch den Katholiken entsprechende Zugeständnisse zu machen, um, wie in Polen, so auch in Schweden, beiden Teilen verpflichtet zu sein, wie dies auch bei dem deutschen Kaiser stattfindet. Der König war zufrieden, dies zu tun.“

Seltsame Auskunft. An einer Protestation ist es noch nicht genug. Um einer Verpflichtung, die man durch einen Eid übernommen, einigermaßen entledigt zu sein, leistet man der anderen Partei einen entgegengesetzten Eid: so ist man beiden verpflichtet und in der Notwendigkeit, beiden die gleiche Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Die Schweden waren erstaunt, daß der König nach so feierlichen Versprechungen doch sogleich hierauf den Katholischen einen wenig verhehlten Schutz angedeihen ließ. Es rührte ohne Zweifel von dieser geheimen Verpflichtung her. „Noch vor seiner Abreise,“ fährt unser Berichterstatter mit Zufriedenheit fort, „gab der König Ämter und Würden an Katholisch-

gläubige. Vier Statthalter, obwohl sie Ketzer waren, ließ er schwören, die Katholiken und ihre Religion zu beschützen. An vier Orten richtete er die Übung des katholischen Gottesdienstes wieder ein."

Maßregeln, welche vielleicht das unruhige Gewissen eines devoten Fürsten beschwichtigen, allein auf den Gang der Dinge keinen anderen als einen nachteiligen Einfluß ausüben konnten.

Denn eben dadurch geschah es, daß die schwedischen Stände, in unaufhörlicher Aufregung gehalten, sich um so entschiedener in den Widerstand warfen.

Die Geistlichkeit reformierte ihre Schulen in streng lutherischem Sinne; sie ordnete ein besonderes Dankfest für die Behauptung der wahren Religion „gegen die Absichten und Ränke der Jesuiten" an; 1595 ward auf dem Reichstage von Süderköping ein Beschluß gefaßt, daß alle Übung des katholischen Ritus, wo ihn der König etwa eingerichtet hatte, wieder abgeschafft werden sollte. „Einmütig heißen wir gut," sagen die Stände, „daß alle Sektierer, die der evangelischen Religion zuwider sind und ihren Sitz im Lande aufgeschlagen haben, binnen sechs Wochen aus dem ganzen Reiche entfernt werden;" und auf das strengste wurden diese Beschlüsse ausgeführt. Das Kloster Wadstena, das seit 211 Jahren bestanden und sich in der Mitte so vieler Bewegungen noch immer erhalten, ward nunmehr aufgelöst und zerstört. Angermannus hielt eine Kirchenvisitation, die ihresgleichen nicht gehabt. Wer die evangelische Kirche

versäumte, ward mit Ruten gepeitscht; der Erzbischof führte einige starke Schüler mit sich, welche die Züchtigung unter seiner Aufsicht vollzogen; die Altäre der Heiligen wurden zerstört, ihre Reliquien zerstreut, die Zeremonien, welche man noch 1593 für gleichgültig erklärte, im Jahre 1597 an vielen Orten abgeschafft.

Das Verhältnis zwischen Siegmund und Karl gab nun dieser Bewegung eine persönliche Gestalt.

Alles, was man tat, lief dem wohlbekannten Willen, den Anordnungen des Königs entgegen; in allem hatte Herzog Karl einen überwiegenden Einfluß. Wider den ausdrücklichen Befehl Siegmunds hielt der Herzog die Reichstage; jeden Eingriff desselben in die Landesangelegenheiten suchte er zu entfernen, er ließ einen Beschluß fassen, kraft dessen die Reskripte des Königs erst dann gültig sein sollten, wenn sie von der schwedischen Regierung bestätigt worden.

Karl war bereits durch die Tat Fürst und Herr. Schon regte sich in ihm der Gedanke, es auch dem Namen nach zu werden. Unter anderem deutet es ein Traum an, den er 1595 hatte. Es kam ihm vor, als werde ihm auf einem Gastmahle in Finnland eine verdeckte doppelte Schüssel aufgetragen; er hebt den Deckel auf: in der einen erblickt er die Insignien der Krone, in der anderen einen Totenkopf. Ähnliche Gedanken regen sich in der Nation. Es geht eine Sage durchs Land, man habe in Linköping einen ge-

krönten Adler mit einem ungekrönten streiten sehen; der ungekrönte habe den Platz behalten.

Als es aber so weit war, als die protestantischen Grundsätze mit so vieler Härte geltend gemacht wurden, ihr Vorfechter einen Anspruch auf die königliche Gewalt zu erheben schien, regte sich doch auch eine Partei für den König. Einige Große, die an seiner Autorität einen Rückhalt gegen den Herzog gesucht, wurden verjagt; ihre Anhänger blieben im Lande; das gemeine Volk war mißvergnügt über die Abschaffung aller Zeremonien und leitete ländliche Unfälle von dieser Vernachlässigung her; in Finnland hielt der Statthalter Flemming das Banner des Königs aufrecht.

Eine Lage der Dinge, die es für König Siegmund auf der einen Seite notwendig, auf der anderen ratsam machte, sein Glück noch einmal zu versuchen. Es war vielleicht der letzte Moment, in welchem es ihm möglich war, seine Gewalt herzustellen. Im Sommer 1598 brach er zum zweiten Male auf, um sein Erbreich einzunehmen.

Er war diesmal womöglich noch strenger katholisch als früher. Der gute Herr glaubte, das mancherlei Unglück, das ihn seit der ersten Reise betroffen, unter anderem der Tod seiner Gemahlin, sei deshalb über ihn verhängt worden, weil er damals den Ketzern Zugeständnisse gemacht habe; mit tiefem Herzeleid eröffnete er dem Nuntius diesen seinen peinlichen Gedanken. Er erklärte, er wolle eher sterben, als aufs

neue etwas gestatten, was die Reinheit seines Gewissens beflecken könne.

Es verknüpfte sich aber hiemit zugleich ein europäisches Interesse. In so großem Fortgange war der Katholizismus, daß er auch ein Unternehmen in einem so entfernten Teile von Europa hauptsächlich im Lichte einer allgemeinen Kombination betrachtete. Schon früher hatten die Spanier in ihrem Kampfe mit England ihre Augen zuweilen auf die schwedischen Küsten geworfen; sie hatten gefunden, der Besitz eines schwedischen Hafens werde ihnen von dem größten Nutzen sein, und Unterhandlungen darüber eröffnet. Jetzt zweifelte man nicht, daß Siegmund, wenn er nur erst Herr in seinem Lande sei, ihnen Elfsborg in Westgotland einräumen werde. Leicht lasse sich hier eine Flotte erbauen, in Stand halten, mit Polen und Schweden bemannen; wie viel anders könne man von hier, als von Spanien aus, England den Krieg machen; gar bald werde es vergessen, Indien anzugreifen. Auch für die Autorität des Königs in Schweden könne ein Bund mit dem katholischen Könige nicht anders als vorteilhaft sein.

Aber noch mehr. Die Katholischen zogen in Betracht, daß sie sich zur Herrschaft in Finnland und auf der Ostsee erheben würden. Von Finnland aus hofften sie einen glücklichen Angriff auf das russische Reich machen, durch den Besitz des Baltischen Meeres das Herzogtum Preußen in ihre Gewalt bringen zu können. Noch hatte das Kurhaus Brandenburg die

Belehnung durch keine Unterhandlung zu erwerben vermocht; der Nuntius versichert, der König sei entschlossen, sie demselben nicht zu gewähren, sondern das Herzogtum an die Krone zu bringen; er sucht ihn darin nach Kräften zu bestärken, hauptsächlich, wie sich versteht, aus religiösen Erwägungen: denn niemals werde Brandenburg die Wiederherstellung des Katholizismus in Preußen zugestehen.

Betrachtet man auf der einen Seite den Umfang der Aussichten, welche sich an einen Erfolg des Königs knüpften, der doch so unwahrscheinlich nicht war, auf der anderen Seite die allgemeine Bedeutung, welche dem schwedischen Reiche bevorstand, wenn der Protestantismus den Sieg davontrug, so erkennt man hier den Moment einer weltgeschichtlichen Entscheidung.

Zamoisky hatte dem König geraten, an der Spitze eines starken Heeres aufzubrechen, um Schweden mit den Waffen zu erobern. König Siegmund hielt dafür, daß das nicht nötig sei; er wollte nicht glauben, daß man ihm in seinem Erbreiche Gewalt entgegensetzen werde. Er hatte indes ungefähr 5000 Mann bei sich: ohne Widerspruch landete er mit ihnen in Kalmar und setzte sich von da gegen Stockholm in Bewegung; hier war eine andere Abteilung seiner Truppen bereits angelangt und aufgenommen worden; eine finnische Schar rückte gegen Upland vor.

Indessen hatte sich auch Herzog Karl gerüstet. Es war offenbar mit seiner Macht sowie mit der Allein-

herrschaft des Protestantismus aus, wenn der König den Sieg behielt. Während seine Uplandsbauern die Finnen abwehrten, stellte er sich selbst mit einer regelmäßigen Kriegsmannschaft dem Könige auf seinem Zuge bei Stegeborg in den Weg. Er forderte die Entfernung der königlichen Heere, die Übertragung der Entscheidung an einen Reichstag: alsdann wolle er auch seine Leute entlassen. Der König ging nicht darauf ein.

Die feindlichen Scharen rückten gegeneinander, gering an der Zahl, unbedeutende Massen, jede von ein paar tausend Mann. Aber die Entscheidung erfolgte nicht minder nachhaltig, als wäre sie durch große Heere herbeigeführt worden.

An der Person des Fürsten lag doch alles. Karl, sein eigener Ratgeber, trotzig, entschlossen, ein Mann und, was die Hauptsache war, wesentlich im Besitz; Siegmund, von anderen abhängig, weich, gutmütig, kein Kriegsmann, jetzt in der unglücklichen Notwendigkeit, das Reich, das ihm gehörte, erobern zu müssen, zwar legitim, aber im Kampf gegen das Bestehende.

Zweimal stießen die Truppen bei Stangebro auf einander, zuerst mehr durch Zufall als mit Absicht; der König war im Vorteil, und er selbst soll der Ermordung der Schweden Einhalt getan haben. Das zweitemal aber, als die Dalekarlier sich für den Herzog erhoben, seine Flotte angekommen war, hatte dieser die Oberhand: den Mord der Polen hielt niemand ein; Siegmund erlitt eine vollständige Nieder=

lage: er mußte alles eingehen, was man von ihm forderte.

Ließ er sich doch sogar dahin bringen, die einzigen Getreuen auszuliefern, die er gefunden, damit sie vor ein schwedisches Gericht gestellt würden. Er selbst versprach, sich der Entscheidung des Reichstages zu unterwerfen.

Doch war dies nur eine Auskunft für die Verlegenheiten des Augenblicks. Statt den Reichstag zu besuchen, wo ihm nur die traurige Rolle des Besiegten hätte zuteil werden können, schiffte er mit dem ersten günstigen Winde nach Danzig zurück.

Er schmeichelte sich wohl mit der Hoffnung, ein andermal, in einem glücklicheren Augenblick, doch noch Herr in seinem Erbreiche zu werden; in der Tat aber überließ er es durch diese Entfernung sich selber und dem überwiegendem Einflusse seines Oheims, der kein Bedenken trug, nach einiger Zeit auch den Königstitel anzunehmen, und alsdann den Krieg nicht erst lange in Schweden erwartete, sondern ihn nach dem polnischen Gebiete spielte, wo er unter abwechselnden Schicksalen geführt ward.

Aussicht auf Rußland.

In kurzem aber schien es, als wolle sich dieses fehlgeschlagene Unternehmen durch einen anderen glücklichen Erfolg vergüten.

Man weiß, wie so manchmal sich die Päpste Hoffnung gemacht hatten, Rußland zu gewinnen, — schon

Adrian VI., Klemens VII.; — dann hatte der Jesuit Possevin bei Iwan Wasiljewitsch sein Glück versucht; noch 1594 sandte Klemens VIII. einen gewissen Comuleo nach Moskau mit mehr als gewöhnlichem Vertrauen, da er die Sprache kannte; allein es waren alles vergebliche Bemühungen: erklärte doch Boris Godunow geradezu, „Moskwa sei jetzt das wahre rechtgläubige Rom“: er ließ für sich beten „als für den einzigen christlichen Herrscher auf Erden.“

Um so willkommener war unter diesen Umständen die Aussicht, welche das Auftreten des falschen Demetrius auf das unerwartetste darbot.

Fast noch mehr an die geistlichen als an die politischen Interessen von Polen schloß sich Demetrius an. Es war ein katholischer Beichtvater, dem er sich zuerst entdeckte; Väter Jesuiten wurden geschickt, ihn zu prüfen; dann nahm sich der päpstliche Nuntius Rangone seiner an. Gleich bei der ersten Zusammenkunft erklärte ihm dieser, er werde nichts zu hoffen haben, wenn er nicht die schismatische Religion abschwöre und die katholische annehme. Ohne viele Umstände zeigte sich Demetrius hiezu bereit; er hatte es schon vorher versprochen: den nächsten Sonntag geschah der Übertritt. Er war entzückt, daß ihn hierauf König Siegmund anerkannte; er schrieb es mit Recht der Verwendung des Nuntius zu und versprach diesem, zur Ausbreitung und Verteidigung des römischen Glaubens alles zu tun, was in seinen Kräften stehe.

Ein Versprechen, das sofort eine hohe Bedeutung bekam. In Polen mochte man doch nicht recht an ihn glauben. Wie sehr erstaunte man, als der armselige Flüchtling in der Tat bald darauf in den Palast der Zaren einzog! Der plötzliche Tod seines Vorgängers, in welchem das Volk ein Gottesurteil sah, mag wohl am meisten dazu beigetragen haben.

Und hier erneuerte nun Demetrius seine Zusage: den Neffen jenes Nuntius nahm er mit großer Ehrerbietung bei sich auf; da seine polnische Gemahlin in kurzem bei ihm anlangte, mit einem zahlreichen Hofe, nicht allein von Rittern und Damen, sondern vorzüglich von Mönchen — Dominikanern, Franziskanern und Jesuiten —, so schien er sein Wort unverzüglich halten zu wollen.

Aber eben dies gereichte ihm am meisten zum Verderben. Was ihm die Unterstützung der Polen verschafft hatte, entzog ihm die Neigung der Russen. Sie sagten, er esse und bade nicht wie sie; er ehre die Heiligen nicht; er sei ein Heide und habe eine ungetaufte heidnische Gemahlin auf den Thron von Moskwa geführt: unmöglich, das sei kein Zarensohn.

Durch eine unerklärliche Überzeugung hatten sie ihn anerkannt; durch eine andere, die sich ihrer mit noch größerer Stärke bemeisterte, fühlten sie sich bewogen, ihn wieder zu stürzen.

Das wesentliche Moment war doch auch hier die Religion. In Rußland erhob sich wie in Schweden

eine Gewalt, die ihrem Ursprunge nach den Tendenzen des Katholizismus entgegengesetzt war.

Innere Bewegungen in Polen.

Mißlungene Unternehmungen gegen einen äußeren Feind werden in der Regel die Wirkung haben, daß sie innere Streitigkeiten erwecken. Jetzt trat in Polen eine Bewegung ein, die es zweifelhaft machte, ob der König auf die angefangene Weise werde weiter regieren können. Sie hatte folgende Ursachen.

Nicht immer hielt sich König Siegmund mit denen im Einverständnis, durch deren Bemühung er zur Krone gelangt war. Im Widerspruch gegen Österreich hatten ihn diese berufen; er dagegen schloß sich eng an Österreich an. Zweimal nahm er seine Gemahlin aus der Linie von Graz; er kam einst in Verdacht, daß er die Krone an dies Haus bringen wolle.

Schon darüber war der Großkanzler Zamoisky mißvergnügt. Noch mehr aber erbitterte ihn, daß der König, um von seinem Beförderer selbst unabhängig zu werden, nicht selten Gegner desselben zu den wichtigeren Stellen erhob und in den Senat nahm.

Denn hauptsächlich mit dem Senat suchte Siegmund III. zu regieren. Er erfüllte ihn mit persönlich ergebenen Männern; zugleich machte er ihn ganz katholisch: die Bischöfe unter dem Einfluß des Nuntius von dem König ernannt, bildeten darin eine starke und wohl allmählich die vorherrschende Partei.

Eben hieraus ergab sich eine für die polnische Ver-

fassung und die religiösen Interessen überaus wichtige doppelte Opposition.

Dem Senat als politischem Körper setzten sich die Landboten entgegen. Wie jener an den König, schlossen diese sich an Zamoisky, dem sie eine unbedingte Verehrung widmeten, und der ihrer Ergebenheit ein dem königlichen beinahe gleiches Ansehen verdankte. Eine Stellung, die für einen unternehmenden Magnaten einen mächtigen Reiz haben mußte. Nach dem Tode des Großkanzlers bemächtigte sich ihrer der Palatin von Krakau, Zebrzydowsky.

An diese Partei schlossen sich nun die Protestanten an. Es waren doch am Ende die Bischöfe, gegen welche beide klagten, die einen wegen ihres weltlichen, die anderen wegen ihres geistlichen Einflusses. Die Protestanten beschwerten sich, daß man in einem Gemeinwesen wie dem polnischen, welches auf freier Übereinstimmung beruhe, wohlerworbene Rechte unaufhörlich kränke, daß man gemeine Leute zu hohen Würden erhebe und Männer von gutem Adel nötigen wolle, diesen zu gehorchen. Viele Katholische stimmten ihnen hierin bei.

Es ist wohl keine Frage, daß dieses religiöse Element der politischen Bewegung noch einen besonderen Antrieb verlieh.

Nachdem die Beschwerden öfter vorgetragen, die Subsidien verweigert, die Reichstage gesprengt worden — alles ohne Frucht — griffen die Mißvergnügten endlich zu dem äußersten Mittel und riefen den

gesamten Adel zum Rokoß. Rokoß war eine gesetzliche Form der Insurrektion; der versammelte Adel machte alsdann den Anspruch, König und Senat vor sein Gericht zu ziehen. In dieser Versammlung waren die Evangelischen von um so größerer Bedeutung, da sie sich mit den Griechischgläubigen vereinigten.

Indessen auch der König hatte seine Anhänger. Der Nuntius hielt die Bischöfe zusammen; die Bischöfe gaben dem Senat seine Richtung; es ward ein Bund zur Verteidigung des Königs und der Religion geschlossen; glücklich ergriff man den günstigen Zeitpunkt, die alten Irrungen zwischen Weltlichen und Geistlichen zu heben. Der König zeigte sich auch in dem Augenblicke der Gefahr unerschütterlich; er habe eine gerechte Sache, er traue auf Gott.

In der Tat behielt er die Oberhand. Im Oktober 1606 sprengte er den Rokoß auseinander, als sich eben eine große Anzahl seiner Mitglieder entfernt hatte, im Juli 1607 kam es zu einem förmlichen Treffen. Unter dem Geschrei „Jesus Maria" griffen die königlichen Truppen den Feind an und brachten ihm eine Niederlage bei. Noch eine Zeitlang hielt sich Zebrzydowsky im Felde, aber im Jahre 1608 mußte er sich doch zur Unterwerfung bequemen; es ward eine allgemeine Amnestie verkündigt.

Und hiedurch geschah es nun, daß die Staatsverwaltung die katholische Richtung, welche sie einmal eingeschlagen, weiter verfolgen konnte.

Die Unkatholischen blieben von den Ämtern aus-

geschlossen, und in Rom fuhr man fort, die Wirkung zu preisen, die dies hervorgebracht habe: „ein protestantischer Fürst — ein Fürst, der die Würden nur beiden Parteien zu gleichen Teilen verleihe, würde das ganze Land mit Ketzereien anfüllen: das Privatinteresse beherrsche nun einmal die Menschen. Da der König so standhaft sei, so folge der Adel dem Willen desselben."

Auch in den königlichen Städten beschränkte man den protestantischen Gottesdienst: „ohne offenbare Gewalt," sagt eine päpstliche Instruktion, „nötigt man doch die Einwohner, sich zu bekehren."

Der Nuntius sah darauf, daß die höchsten Gerichte im Sinne der katholischen Kirche besetzt würden und „nach den Worten der heiligen kanonischen Satzungen" verführen. Besonders wichtig waren dann die gemischten Ehen. Das höchste Tribunal wollte keine für gültig erkennen, die nicht vor dem Pfarrer und einigen Zeugen geschlossen worden; die Pfarrer aber weigerten sich, gemischte Ehen einzusegnen; kein Wunder, wenn gar mancher schon deshalb sich dem katholischen Ritus unterwarf, um seine Kinder nicht in Nachteil zu setzen. Andere wurden dadurch bewogen, daß man den Protestanten das Kirchenpatronat streitig machte. Tausend Mittel besitzt ein Staat, um eine Meinung zu befördern, die er begünstigt: sie wurden hier, soweit es außer direktem Zwange möglich war, alle verwendet; wenig bemerkt, aber unaufhörlich ging der Übertritt fort.

Ohne Zweifel hatte hieran auch der Ernst und Nachdruck Anteil, mit welchem die Nuntien die geistlichen Geschäfte verwalteten. Sie hielten darauf, daß die Bistümer nur mit wohlgeeigneten Männern besetzt würden, visitierten die Klöster und litten nicht, daß, wie man wohl zu tun angefangen, ungehorsame und störrige Mitglieder, die man anderwärts los sein wollte, nach Polen geschickt würden; auch den Pfarren wendeten sie ihre Aufmerksamkeit zu: geistliche Gesänge, die Kinderlehre suchten sie einzuführen. Sie drangen auf die Einrichtung der bischöflichen Seminare.

Unter ihnen arbeiteten nun besonders die Jesuiten. In allen Provinzen finden wir sie tätig: unter dem gelehrigen Volke der Livländer, in Litauen, wo sie noch Spuren des alten Schlangendienstes zu bekämpfen haben, unter den Griechen, wo oft Jesuiten die einzigen katholischen Priester sind, — zuweilen muß die Taufe achtzehnjährigen Jünglingen erteilt werden, sie stoßen auf hochbetagte Männer, welche niemals das Abendmahl empfangen, — vorzüglich aber in dem eigentlichen Polen, wo, wie ein Mitglied rühmt, „Hunderte von gelehrten, rechtgläubigen, gottgeweihten Männern aus dem Orden beschäftigt sind, durch Schulen und Sodalitäten, Wort und Schrift Irrtümer auszurotten, die katholische Frömmigkeit zu pflanzen."

Auch hier erweckten sie in ihren Anhängern den gewohnten Enthusiasmus; auf das unglücklichste aber

vereinigte er sich mit der Insolenz eines übermütigen jungen Adels. Der König vermied eigentliche Gewalttaten; die Jesuitenschüler hielten sich für befugt dazu.

Nicht selten feierten sie den Himmelfahrtstag damit, daß sie einen Sturm auf die Evangelischen machten, in ihre Häuser eindrangen, sie plünderten, verwüsteten; wehe dem, der sich ergreifen, der sich nur auf der Straße betreffen ließ!

Schon 1606 ward die Kirche, 1607 der Kirchhof der Evangelischen in Krakau gestürmt, die Leichen wurden aus den Gräbern geworfen; 1611 zerstörte man die Kirche der Protestanten in Wilna, mißhandelte oder tötete ihre Priester; 1615 erschien in Posen ein Buch, welches nachzuweisen suchte, daß die Evangelischen kein Recht hätten, in dieser Stadt zu wohnen; im nächsten Jahre zerstörten die Jesuitenschüler die böhmische Kirche, so daß kein Stein auf dem anderen blieb; die lutherische Kirche ward verbrannt. So ging es an vielen anderen Orten; hie und da wurden die Protestanten durch die steten Angriffe genötigt, ihre Kirchen zu veräußern. Bald begnügte man sich nicht mehr mit den Städten: die Krakauer Studenten verbrannten die benachbarten Kirchen auf dem Lande. In Podlachien ging ein alter evangelischer Pfarrer, des Namens Barkow, auf seinem Stab gestützt, vor seinem Wagen daher; ein polnischer Edelmann, der von der anderen Seite denselben Weg kam, befahl seinem Kutscher, die Pferde gerade auf ihn los-

zutreiben: ehe der alte Mann noch ausweichen konnte, war er schon überfahren; er starb an seinen Wunden.

Mit alledem konnte aber doch der Protestantismus nicht unterdrückt werden. Der König war durch ein Versprechen gebunden, das er nicht die Macht hatte, zurückzunehmen. Für sich selbst blieben die Herren doch ungezwungen und nicht alle traten sofort über. Zuweilen wurde nach vielen ungünstigen auch ein günstiges Urteil ausgebracht und eine oder die andere Kirche wiederhergestellt. In den polnisch-preußischen Städten bildeten die Protestanten immer die Majorität. Noch viel weniger waren die Griechen beiseite zu bringen: jene Union von 1595 erweckte vielmehr Abscheu als Nachfolge. Die Partei der Dissidenten, aus Protestanten und Griechen zusammengesetzt, war immer von großer Bedeutung; die gewerbreichsten Städte, die streitbarsten Völkerschaften, wie die Kosaken, gaben ihren Forderungen einen besonderen Nachdruck. Dieser Widerstand war um so mächtiger, da er an den Nachbarn, die nicht hatten überwältigt werden können, Rußland und Schweden, von Tag zu Tag einen stärkeren Rückhalt fand.

Fortsetzung der Gegenreformation in Deutschland.

Ganz andere Grundsätze hegte man in Deutschland; jeder Fürst hielt es für sein gutes Recht, in seinen Landschaften die Religion nach seinen persönlichen Grundsätzen einzurichten.

Ohne viel Zutun der Reichsgewalt, ohne besonderes Aufsehen wogte dann die angefangene Bewegung weiter.

Besonders hielten es die geistlichen Fürsten für ihre Pflicht, ihre Territorien zum Katholizismus zurückzuführen.

Schon erschienen die Schüler der Jesuiten unter ihnen. Johann Adam von Bicken, Kurfürst von Mainz von 1601 bis 1604, war ein Zögling des Collegium Germanicum in Rom. In dem Schloß von Königstein hörte er einst die Gesänge, mit denen die dortige lutherische Gemeinde ihren verstorbenen Pfarrer bestattete. „Mag sie denn," rief er aus, „ihre Synagoge ehrlich zu Grabe bringen!" Den nächsten Sonntag bestieg ein Jesuit die Kanzel: einen lutherischen Prediger hat es daselbst niemals wieder gegeben. So ging es auch anderwärts. Was Bicken unvollendet gelassen, setzte sein Nachfolger, Johann Schweikhard, eifrig fort. Es war ein Mann, der die Freuden der Tafel liebte, der aber dabei selbst regierte und ein ungemeines Talent zeigte. Es gelang ihm, die Gegenreformation in seinem ganzen Stifte, selbst auf dem Eichsfelde, zu vollenden. Er sendete eine Kommission nach Heiligenstadt, welche binnen zwei Jahren 200 Bürger, unter ihnen viele, die im protestantischen Glauben ergraut waren, zum Katholizismus zurückbrachte. Es waren noch einige wenige übrig; er ermahnte sie persönlich „als ihr Vater und Hirt," wie er sagte, „aus tiefem getreuem Herzen," und brachte

sie zum Übertritt. Mit außerordentlichem Vergnügen sah er eine Stadt wieder katholisch, die vor vierzig Jahren völlig protestantisch gewesen war.

So verfuhren nun auch Ernst und Ferdinand von Köln, beides bayrische Prinzen; der Kurfürst Lothar (aus dem Hause Metternich) von Trier, ein ausgezeichneter Fürst von scharfem Verstand, mit dem Talente, die Schwierigkeiten, die sich ihm darboten, zu überwinden, prompt in seiner Justiz, wachsam, um den Vorteil sowohl seines Landes als seiner Familie zu befördern, auch übrigens leutselig und nicht allzu streng, nur mußte es nicht die Religion anbetreffen; Protestanten duldete er nicht an seinem Hofe. So großen Namen gesellte sich Neithard von Thüngen, Bischof von Bamberg, zu. Als er von seiner Hauptstadt Besitz nahm, fand er den ganzen Rat bis auf zwei Mitglieder protestantisch. Er hatte schon in Würzburg dem Bischof Julius beigestanden; er entschloß sich, die Maßregeln desselben nunmehr auf Bamberg anzuwenden. Bereits für Weihnachten 1595 erließ er sein Reformationsedikt: es lautet auf Abendmahl nach katholischem Ritus oder Auswanderung; und obwohl Domkapitel, Adel und Landschaft widersprachen, von den Nachbarn die dringendsten Vorstellungen ergingen, so finden wir doch alle die folgenden Jahre hindurch die Reformationsbefehle erneuert und im ganzen ausgeführt. Mit dem Bamberger wetteiferte in Niederdeutschland Theodor von Fürstenberg zu Paderborn. Im Jahre 1596 setzte er

alle Priester seiner Diözese gefangen, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilten. Natürlich geriet er hierüber mit seinem Adel in Entzweiung, und wir finden Bischof und Adel sich wechselseitig ihre Herden, ihre Stutereien wegtreiben. Auch mit der Stadt geriet er endlich in offene Fehde. Unglücklicherweise erhob sich hier ein ungestümer Volksführer, der doch der großen Stellung nicht gewachsen war, deren er sich bemächtigt hatte. Im Jahre 1604 ward Paderborn zu neuer Huldigung gezwungen. Hierauf ward das Jesuitenkollegium auf das prächtigste ausgestattet; in kurzem erging auch hier ein Edikt, das nur zwischen Messe und Auswanderung die Wahl ließ. Wie so ganz katholisch wurden allmählich Bamberg und Paderborn!

Höchst merkwürdig bleibt allemal die rasche und dabei doch so nachhaltige Verwandlung, welche in allen diesen Ländern hervorgebracht ward. Soll man annehmen, daß der Protestantismus in der Menge noch nicht recht Wurzel gefaßt hatte, oder soll man es der Methode der Jesuiten zuschreiben? Wenigstens ließen sie es an Eifer und Klugheit nicht fehlen. Von allen Punkten, wo sie sich festgesetzt, ziehen sie in weiten Kreisen umher. Sie wissen die Menge zu fesseln; ihre Kirchen sind die besuchtesten; sie gehen immer auf die vornehmste Schwierigkeit los; ist irgendwo ein bibelfester Lutheraner, auf dessen Urteil die Nachbarn etwas geben, so wenden sie alles an, um ihn zu gewinnen, was ihnen auch bei ihrer

Übung in der Kontroverse selten fehlschlägt. Sie zeigen sich hilfreich; sie heilen Kranke; sie suchen Feindschaften zu versöhnen. Durch heilige Eide verpflichten sie alsdann die Überwundenen, die Bekehrten. Nach allen Wallfahrtsorten sieht man die Gläubigen unter ihren Fahnen heranziehen; Menschen, die eben noch eifrige Protestanten gewesen, schließen sich jetzt den Prozessionen an.

Und die Jesuiten hatten nicht allein geistliche, sondern auch weltliche Fürsten erzogen. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts traten ihre beiden großen Zöglinge auf, Ferdinand II. und Maximilian I.

Man sagt, als der junge Erzherzog Ferdinand im Jahre 1596 Ostern in seiner Hauptstadt Graz feierte, sei er der einzige gewesen, der das Abendmahl nach katholischem Ritus nahm; in der ganzen Stadt habe es nur noch drei Katholiken gegeben.

In der Tat waren nach dem Tode des Erzherzogs Karl unter einer nicht sehr kräftigen vormundschaftlichen Regierung die Unternehmungen zugunsten des Katholizismus rückgängig geworden. Die Protestanten hatten die ihnen entrissenen Kirchen wieder eingenommen, ihre Schule zu Graz durch neue glückliche Berufungen verstärkt; der Adel hatte einen Ausschuß aufgestellt, um sich allem zu widersetzen, was zum Nachteil des Protestantismus versucht werden möchte.

Dessenungeachtet entschloß sich Ferdinand augenblicklich, zur Ausführung und Vollendung der Gegen=

reformation zu schreiten. Geistliche und politische Antriebe kamen zusammen. Er sagte, auch er wolle Herr in seinem Lande sein, so gut wie der Kurfürst von Sachsen, der Kurfürst von der Pfalz. Gab man ihm die Gefahr zu bedenken, die ein Anfall der Türken während innerer Zwistigkeiten herbeiführen könne, so entgegnete er, erst nach vollzogener Bekehrung dürfe man auf die göttliche Hilfe zählen. Im Jahre 1597 begab sich Ferdinand über Loreto nach Rom zu den Füßen Papst Klemens' VIII. Er tat das Gelübde, die katholische Religion in seinen Erblanden auch mit Gefahr seines Lebens herstellen zu wollen; der Papst bestärkte ihn darin. So kam er zurück und schritt ans Werk. Im September 1598 erging sein Dekret, durch welches er die Entfernung aller lutherischen Prädikanten in Graz binnen vierzehn Tagen gebot.

Graz war der Mittelpunkt der protestantischen Lehre und Gewalt. Man ließ nichts unversucht, um den Erzherzog wankend zu machen, weder Bitte noch Warnung, noch auch Drohung; aber der junge Fürst war nach dem Ausdruck des Krainer Geschichtsschreibers fest „wie ein Marmor." Im Oktober erging ein ähnlicher Erlaß in Krain, im Dezember in Kärnten.

Und nun zeigten sich zwar die Stände äußerst schwierig, selbst auf ihren besonderen Landesversammlungen, denn eine allgemeine gestattete Ferdinand nicht mehr: sie weigerten sich, ihre Subsidien zu zahlen; schon wurden die Soldaten an den Grenzen unruhig. Aber der Erzherzog erklärte, er wolle eher

alles verlieren, was er von Gottes Gnaden besitze, als daß er einen Schritt breit weiche. Die Gefahr vor den Türken, die unter diesen Umständen bereits Kanizsa erobert hatten und täglich drohender vorrückten, nötigte die Stände doch zuletzt, ihre Steuern zu bewilligen, ohne irgendeine Konzession erhalten zu haben.

Hierauf hielt den Erzherzog nichts weiter zurück. Im Oktober 1599 ward die protestantische Kirche in Graz verschlossen und der evangelische Gottesdienst bei Leib- und Lebensstrafe verboten. Es ward eine Kommission gebildet, die sich mit bewaffnetem Gefolge in das Land begab. Zuerst wurde Steiermark, dann Kärnten, endlich auch Krain reformiert. Von Ort zu Ort erscholl der Ruf: „es kommt die Reformation.“ Die Kirchen wurden niedergerissen, die Prediger verjagt oder gefangen gesetzt, die Einwohner genötigt, entweder des katholischen Glaubens zu leben oder das Land zu räumen. Es fanden sich doch viele, z. B. in dem kleinen St. Veit fünfzig Bürger, welche die Auswanderung dem Abfall vorzogen. Die Auswanderer mußten den zehnten Pfennig bezahlen, was für sie immer kein kleiner Verlust war.

Mit so großer Härte verfuhr man. Dafür erlebte man die Genugtuung, daß man im Jahre 1603 über 40000 Kommunikanten mehr zählte als früher.

Und sogleich entwickelte das nun eine weitere Wirkung auf alle österreichischen Gebiete.

Anfangs hatte Kaiser Rudolf seinem jungen Vetter

sein Vorhaben widerraten; da es gelang, ahmte er es selber nach. Von 1599 bis 1601 finden wir eine Reformationskommission in Oberösterreich, 1602 und 1603 in Unterösterreich tätig. Von Linz und Steier mußten die im Dienst des Evangeliums ergrauten Prediger und Schullehrer weichen; schmerzlich empfanden sie es: „nunmehr, vom Alter gebeugt," ruft der Rektor zu Steier aus, „werde ich ins Elend verstoßen!" „Täglich," schreibt einer von denen, die noch zurückgeblieben, „bedroht uns das Verderben; unsere Gegner beobachten uns, spotten unser, dürsten nach unserem Blute."

In Böhmen glaubte man sich durch die uralten utraquistischen Privilegien, in Ungarn durch die Selbständigkeit und Macht der Stände besser geschützt. Jetzt aber schien sich Rudolf weder um die einen, noch um die anderen kümmern zu wollen. Er war überredet worden, daß die alten Utraquisten untergegangen und die Evangelischen zum Genusse jener Priviligien nicht berechtigt seien. Im Jahre 1602 erließ er ein Edikt, was zunächst die Kirchen der mährischen Brüder zu schließen befahl und ihre Zusammenkünfte verbot. Auch alle anderen fühlten, daß sie in demselben Falle waren; und man ließ sie nicht im Zweifel über das, was sie zu erwarten hatten. Schon begann in Ungarn die offenbare Gewalt. Basta und Belgiojoso, welche die kaiserlichen Truppen in diesem Lande befehligten, nahmen die Kirchen von Kaschau und Klausenburg weg; mit

ihrer Hilfe suchte der Erzbischof von Kalocsa die dreizehn Städte in Zips zum Katholizismus zurückzuführen. Auf die Beschwerden der Ungarn gab der Kaiser die Resolution: „Seine Majestät, welche den heiligen römischen Glauben von Herzen bekenne, wünsche ihn auch in allen ihren Reichen und besonders den ungarischen auszubreiten; sie bestätige hiemit und ratifiziere alle Beschlüsse, die seit den Zeiten des heiligen Stephan, Apostels der Ungarn, zugunsten dieses Glaubens entlassen worden.

Trotz seiner hohen Jahre hatte denn auch der behutsame Kaiser seine Mäßigung abgelegt; die katholischen Fürsten insgesamt befolgten dieselbe Politik; soweit nur irgend ihre Macht reichte, breitete sich der Strom der katholischen Meinung weiter aus: Doktrin und Gewalt trieben ihn vorwärts; in der Reichsverfassung gab es kein Mittel hiegegen. Vielmehr fühlten sich die katholischen Bestrebungen so stark, daß sie in diesem Momente auch die Rechtsangelegenheiten zu ergreifen, die bisher behaupteten Rechte des protestantischen Teiles zu gefährden anfingen. Schon waren nicht ohne Einfluß der päpstlichen Nuntien, besonders des Kardinals Madruzzi, der zuerst die Aufmerksamkeit dahin lenkte, im Zustande der Reichsgerichte Veränderungen eingetreten, die Anlaß und Mittel dazu an die Hand gaben.

Auch das Kammergericht hatte endlich gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine mehr katholische Färbung bekommen: es waren Urteile er-

gangen, die der katholischen Auslegung des Religionsfriedens entsprachen. Die Benachteiligten hatten dagegen das Rechtsmittel der Revision ergriffen; allein mit den Visitationen waren auch die Revisionen ins Stocken gekommen: die Sachen häuften sich an und blieben alle liegen.

Unter diesen Umständen geschah es, daß der Reichshofrat in Aufnahme kam. Wenigstens ließ sich hier ein Ende absehen: die unterliegende Partei konnte nicht zu einem niemals auszuführenden Rechtsmittel ihre Zuflucht nehmen. Aber der Reichshofrat war nicht allein noch entschiedener katholisch als das Kammergericht, er hing auch durchaus vom Hofe ab. „Der Reichshofrat," sagt der florentinische Geschäftsträger Alidosi, „erläßt keinen definitiven Urteilsspruch, ohne ihn vorher dem Kaiser und dem geheimen Rate mitzuteilen, die ihn selten ohne Abänderungen zurückschicken.

Welche allgemein wirksamen Institute gab es aber im Reiche außer den richterlichen? Die Einheit der Nation knüpfte sich an dieselben. Aber auch sie waren jetzt unter den Einfluß der katholischen Meinung, der Konvenienz des Hofes geraten. Schon fing man auf allen Seiten an, über die parteiischen Urteile, die gewaltsamen Exekutionen zu klagen, als bei der Sache von Donauwörth die allgemeine Gefahr hervortrat, die von diesem Punkte aus drohte.

Daß ein katholischer Abt in einer protestantischen Stadt, der seine Prozessionen öffentlicher und feier-

licher halten wollte als herkömmlich, hiebei von dem Pöbel gestört und beschimpft worden, genügte dem Reichshofrat, um die Stadt selbst mit einem weitaussehenden Prozeß, Mandaten, Zitationen, Kommissariaten, heimzusuchen und endlich die Acht über sie auszusprechen. Ein benachbarter strengkatholischer Fürst, Maximilian von Bayern, bekam den Auftrag, sie zu vollstrecken. Er begnügte sich nicht, Donauwörth zu besetzen; auf der Stelle berief er Jesuiten, erlaubte nur noch den katholischen Gottesdienst und schritt in gewohnter Weise zur Gegenreformation.

Maximilian selbst sah diese Sache in dem Lichte ihrer allgemeinen Bedeutung. Er schrieb dem Papste, wie an einem Prüfstein könne man daran die Abnahme des Ansehens der Protestanten erkennen.

Allein er täuschte sich, wenn er glaubte, sie würden es sich gefallen lassen. Sie sahen sehr wohl, was sie zu erwarten hatten, wenn es so fortging.

Schon erkühnten sich die Jesuiten, die Verbindlichkeit des Religionsfriedens zu leugnen: er habe im Grunde gar nicht geschlossen werden können ohne die Beistimmung des Papstes; auf keinen Fall sei er länger als bis zum Tridentinischen Konzilium gültig gewesen; als eine Art Interim sei er anzusehen.

Und auch die, welche die Gültigkeit dieses Vertrages anerkannten, meinten doch, daß wenigstens alle seit dem Abschluß desselben von den Protestanten eingezogenen Güter wieder herausgegeben werden müßten.

Auf die protestantischen Erklärungen seiner Worte nahmen sie keine Rücksicht.

Wie nun, wenn diese Aussichten, wie es ja schon zu geschehen anfing, von den höchsten Reichsgerichten anerkannt, Urteile danach ausgesprochen und zur Vollstreckung gebracht wurden?

Als der Reichstag im Jahre 1608 zu Regensburg zusammenkam, wollten die Protestanten zu keiner Beratung schreiten, ehe ihnen nicht der Religionsfriede schlechthin bestätigt worden sei. Selbst Sachsen, das sich sonst immer auf die kaiserliche Seite neigte, forderte jetzt die Abschaffung der Hofprozesse, insofern sie dem alten Herkommen zuwider seien, die Verbesserung des Justizwesens und nicht allein die Erneuerung des Religionsfriedens, wie er 1555 geschlossen worden, sondern auch eine pragmatische Sanktion, durch welche den Jesuiten verboten würde, wider denselben zu schreiben.

Auf der anderen Seite hielten aber auch die Katholiken eifrig zusammen: der Bischof von Regensburg hatte schon vorher ein Rundschreiben erlassen, in dem er seine Glaubensgenossen ermahnte, die Gesandten vor allem zu einhelliger Verteidigung der katholischen Religion anzuweisen, „steif und fest wie eine Mauer zusammenzustehen, nur nicht zu temporisieren; jetzt habe man nichts zu fürchten; an stattlichen, hochlöblichen Fürstenhäusern besitze man grundfeste, eifrige Defensoren.“ Zeigten sich dann die Katholiken ja noch

geneigt, den Religionsfrieden zu bestätigen, so trugen sie doch auf die Klausel an, „daß das, so demselben zuwidergehandelt, abgeschafft und restituiert werde", eine Klausel, die eben alles enthielt, was die Protestanten fürchteten und vermieden wissen wollten.

Bei diesem Zwiespalt in der Hauptsache war nicht daran zu denken, daß in irgendeinem Punkte ein einmütiger Beschluß gefaßt oder dem Kaiser die Türkenhilfe, die er wünschte und bedurfte, bewilligt worden wäre.

Es scheint doch, als habe dies auf den Kaiser einen Eindruck gemacht, als sei man am Hofe einmal entschlossen gewesen, dem Begehren der Protestanten unumwunden zu willfahren.

Wenigstens ist das der Inhalt eines sehr merkwürdigen Berichtes, welchen der päpstliche Geschäftsträger über diesen Reichstag abgestattet hat.

Der Kaiser war nicht selbst dahingegangen; Erzherzog Ferdinand versah seine Stelle. So war auch nicht der Nuntius selbst in Regensburg; er hatte aber einen Augustiner, Fra Felice Milensio, Generalvikar seines Ordens, in seinem Namen dahin geschickt, der dann auch mit ungemeinem Eifer die Interessen des Katholizismus aufrecht zu erhalten suchte.

Dieser Fra Milensio nun, von dem unser Bericht stammt, versichert, der Kaiser habe sich wirklich zu einem Erlaß entschlossen, den Wünschen der Protestanten gemäß. Er leitet ihn von den unmittelbaren Einwirkungen des Satans her: ohne Zweifel sei er

von den geheimen Kämmerern des Kaisers, von denen der eine ein Jude, der andere ein Ketzer, ausgegangen.

Hören wir von ihm selbst, was er nun weiter berichtet. „Auf die Nachricht von dem eingelaufenen Erlaß," sagt er, „die mir und einigen anderen mitgeteilt worden, begab ich mich zu dem Erzherzog und fragte, ob ein solches Dekret gekommen sei. Der Erzherzog bejahte dies. — Und denkt nun auch Ew. Erzherzogliche Durchlaucht es bekannt zu machen? — Der Erzherzog antwortete: So befiehlt der kaiserliche geheime Rat; der ehrwürdige Vater sieht selbst, in welcher Lage wir sind. Hierauf entgegnete ich: Ew. Erzherzogliche Durchlaucht wird ihre Frömmigkeit nicht verleugnen wollen, die Frömmigkeit, in der sie aufgezogen ist, mit der sie vor kurzem gewagt hat, so vielen drohenden Gefahren zum Trotz die Ketzer ohne Ausnahme aus ihren Landschaften zu verbannen. Ich kann nicht glauben, daß Ew. Durchlaucht den Verlust der Kirchengüter, die Bestätigung der teuflischen Sekte Luthers und der noch schlimmeren Kalvins, die doch nie im Reiche öffentliche Duldung genossen, durch dies neue Zugeständnis genehmigen werde. — Der fromme Fürst hörte mich an. Was ist aber zu machen? sprach er. — Ich bitte Ew. Durchlaucht, sagte ich, diese Sache Seiner Heiligkeit dem Papste vorzulegen und keinen Schritt zu tun, ehe wir dessen Antwort haben. So tat der Erzherzog; er achtete mehr auf die Gebote Gottes als auf die Beschlüsse der Menschen."

Ist alledem wirklich so, so sieht man wohl, welch eine wichtige Stelle dieser namenlose Augustinerbruder in unserer Reichsgeschichte einnimmt. In dem entscheidenden Momente hintertrieb er die Bekanntmachung einer Konzession, welche die Protestanten wahrscheinlich befriedigt haben würde. An deren Stelle trat Ferdinand mit einer Interpositionsschrift hervor, welche die Möglichkeit jener Klausel nach wie vor einschloß. In einer Versammlung vom 5. April 1608 vereinigten sich die Protestanten, sich nicht zu fügen, sie nicht anzunehmen. Da jedoch auch der andere Teil nicht nachgab, von dem Kaiser oder seinem Stellvertreter nichts zu erlangen war, was ihre Furcht hätte beschwichtigen können, so griffen sie zu dem äußersten Mittel: sie verließen den Reichstag. Zum ersten Male kam es zu keinem Abschied, geschweige denn zu Bewilligungen; es war der Augenblick, in welchem die Einheit des Reiches sich faktisch auflöste.

Und unmöglich konnten sie hiebei stehen bleiben. Die eingenommene Stellung zu behaupten, wäre jeder allein zu schwach gewesen: eine Vereinigung, wie sie schon lange beabsichtigt, beraten und entworfen hatten, führten sie jetzt im Drange des Momentes aus. Unmittelbar nach dem Reichstage kamen zwei pfälzische Fürsten, Kurfürst Friedrich und der Pfalzgraf von Neuburg, zwei brandenburgische, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst, der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden zu

Ahausen zusammen und schlossen ein Bündnis, das unter dem Namen der Union bekannt ist. Sie verpflichteten sich, einander auf jede andere Weise und auch mit den Waffen beizustehen, besonders in Hinsicht der auf dem letzten Reichstage vorgetragenen Beschwerden. Sie setzten sich sogleich in eine Kriegsverfassung; jedes Mitglied nahm es über sich, einen oder den andern seiner Nachbarn in den Bund zu ziehen. Ihr Sinn war, da die Lage der Dinge, wie sie im Reiche bestand, ihnen keine Sicherheit gewährte, sich diese selbst zu verschaffen, sich selbst zu helfen.

Eine Neuerung von der umfassendsten Bedeutung, um so mehr, da in den kaiserlichen Erblanden ein Ereignis eintrat, das ihr sehr wohl entsprach.

Aus mancherlei Gründen nämlich war der Kaiser mit seinem Bruder Matthias zerfallen; die in ihrer Freiheit und ihrer Religion bedrängten österreichischen Stände sahen in diesem Zwiespalt eine Gelegenheit, beides zu behaupten, und traten auf die Seite des Erzherzogs.

Schon im Jahre 1606 schloß der Erzherzog im Einverständnisse mit ihnen einen Frieden mit den Ungarn, ohne den Kaiser darum gefragt zu haben. Sie entschuldigten sich damit, daß der Kaiser die Geschäfte vernachlässige, daß die Lage der Dinge sie gezwungen habe. Da nun aber Rudolf sich weigerte, diesen Frieden anzuerkennen, so erhoben sie sich und zwar sogleich kraft ihres Vertrages zur Empörung.

Zuerst schlossen die ungarischen und die österreichischen Stände einen Bund zu Schutz und Trutz miteinander; dann zogen sie auch die Mähren, besonders durch den Einfluß eines Lichtenstein, an sich: sie vereinten sich alle, Gut und Blut für den Erzherzog zu wagen. So rückten sie, in denselben Tagen, in welchen der Regensburger Reichstag sich auflöste, im Mai 1608, mit ihrem selbstgewählten Oberhaupt ins Feld wider den Kaiser. Rudolf mußte sich bequemen, seinem Bruder Ungarn, Österreich und Mähren abzutreten.

Natürlich mußte aber Matthias den Ständen die Dienste, die sie ihm geleistet, mit Konzessionen erwiedern. Seit achtundvierzig Jahren hatten die Kaiser vermieden, einen Palatinus in Ungarn zu ernennen; jetzt ward ein Protestant zu dieser Würde befördert. Die Freiheit der Religion ward nicht allein den Magnaten, sondern auch den Städten, allen Ständen, ja selbst den Soldaten an den Grenzen auf das feierlichste zugesichert. Nicht eher leisteten die Österreicher die Huldigung, als bis auch ihnen das Exerzitium Religionis in Schlössern und Dörfern, sowie in den Privathäusern der Städte freigegeben worden.

Was den Österreichern und Ungarn der Angriff, das verschaffte den Böhmen die Verteidigung. Gleich anfangs hatte sich Rudolf zu großen Zugeständnissen bequemen müssen, nur um seinem Bruder noch einigermaßen zu widerstehen; nachdem Ungarn und Österreicher durch diesen zu so großen Freiheiten ge-

langt waren, konnte auch er, was auch immer der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte dazu sagen mochten, den Böhmen ihre Forderungen nicht verweigern. Er gewährte ihnen den Majestätsbrief, der nicht allein die alten Konzessionen wiederholte, die Maximilian II. gegeben, sondern ihnen auch eine eigene Behörde zu deren Verteidigung zu gründen gestattete.

Wie so ganz anders standen nun plötzlich die deutschen, die erbländischen Angelegenheiten! Die Union breitete sich in Deutschland aus und wachte über jeden Angriff des Katholizismus, den sie gewaltig zurücktrieb. Ihre alten Ansprüche hatten die Stände der österreichischen Provinzen zu einer wohlgegründeten verfassungsmäßigen Gewalt ausgebildet. Es war dabei ein nicht unbedeutender Unterschied. Im Reiche hatte der Katholizismus die Territorien der katholischen Fürsten wieder erfüllt; erst als er weiter ging, in die Reichssachen gewaltiger eingriff, die Existenz freier Stände gefährdete, da fand er Widerspruch. In den Erblanden stellte sich ihm dagegen noch innerhalb der Territorialbefugnisse die Macht protestantischer Landsassen unüberwindlich entgegen. Im ganzen war es aber der nämliche Sinn. In Österreich sagte man sehr bezeichnend: man müsse ein Schwert mit dem anderen in der Scheide halten.

Denn auch die andere Partei setzte sich sogleich in kriegerische Verfassung. Am 11. Juli 1609 ward ein Bund zwischen Maximilian von Bayern und sieben

geistlichen Herren, den Bischöfen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Passau, Regensburg, dem Propst von Ellwangen, dem Abt von Kempten, geschlossen, zu gemeinschaftlicher Verteidigung, in dem nach dem Muster jenes alten Bundes zu Landsberg der Herzog von Bayern eine außerordentliche Gewalt bekam. Bald gesellten sich, doch mit einer gewissen Unabhängigkeit, die drei geistlichen Kurfürsten hinzu. Erzherzog Ferdinand wünschte aufgenommen zu werden; Spanien erklärte seinen Beifall; der Papst versprach, nichts zu unterlassen, was er für den Bund leisten könne. Man darf nicht zweifeln, daß sich der Papst besonders durch spanischen Einfluß nach und nach immer stärker in die Interessen dieser Liga verwickeln ließ.

Und so stellten sich zwei feindselige Parteien einander gegenüber, beide gerüstet, jede immer voll Furcht, überrascht, angegriffen zu werden, keine vermögend, die Sache zu einer großen Entscheidung zu bringen.

Es folgt, daß man in Deutschland keine Schwierigkeit mehr beseitigen, keine gemeinschaftliche Sache abtun kann.

Im Jahre 1611 soll zur Wahl eines römischen Königs geschritten werden; vergebens versammeln sich die Kurfürsten: sie können sie nicht zustande bringen.

Im Jahre 1612 kann es doch selbst nach dem Tode Rudolfs lange zu keiner Wahl kommen. Die drei weltlichen Kurfürsten fordern die Einführung eines paritätischen Reichshofrates durch die Wahlkapitulation;

die drei geistlichen setzen sich dieser Forderung entgegen. Nur dadurch, daß Sachsen, welches in allen diesen Dingen eine große Ergebenheit gegen das Haus Österreich zeigt, auf die katholische Seite tritt, kann die Wahl vollzogen werden.

Was aber im Kurfürstenrate nicht durchgegangen, fordert die Union der Fürsten an dem Reichstage von 1613 desto ungestümer; ebenso entschieden stellen sich ihr die Katholiken entgegen; es kommt zu keiner Beratung mehr: die Protestanten wollen sich dem Joche der Stimmenmehrheit nicht mehr unterwerfen.

In Jülich und Kleve, wo trotz der wechselnden Stimmungen der schwachen Regierung des letzten eingeborenen Fürsten zuletzt doch durch den Einfluß der lothringischen Gemahlin desselben starke Maßregeln für die Restauration des Katholizismus ergriffen worden, schien es jetzt eine Zeitlang, als müsse der Protestantismus die Oberhand bekommen: die nächsten Erben waren beide protestantisch. Allein auch hier war das Prinzip der religiösen Spaltung das stärkere. Von den protestantischen Prätendenten tritt der eine zum Katholizismus über; auch hier setzen sich die Parteien auseinander. Da sie keinen höchsten Richter anerkennen, so schreiten sie 1614 zu Tätlichkeiten. Der eine greift mit spanischer, der andere mit niederländischer Hilfe so weit um sich, als er vermag, und reformiert ohne weiteres den ihm zugefallenen Anteil auf seine Weise.

Wohl macht man Versuche der Aussöhnung. Es wird

auf einen Kurfürstentag angetragen; aber Kurpfalz will davon nichts hören, da es seinem Kollegen von Sachsen nicht traut, — oder auf einen allgemeinen Kompositionstag; die katholischen Stände haben unzählige Gründe, ihm zu widersprechen. Andere blicken auf den Kaiser; sie raten ihm, durch die Aufstellung einer ansehnlichen Truppenmasse sein Ansehen herzustellen. Doch was wäre von Matthias zu erwarten gewesen, der schon durch den Ursprung seiner Gewalt beiden Parteien angehörte, aber von den Fesseln erdrückt, die er sich angelegt hatte, sich zu keiner freien Tätigkeit erheben konnte? Laut beschwerte sich der Papst über ihn; er erklärte ihn für untauglich, eine so große Würde in diesen Zeiten zu bekleiden; er ließ ihm in den stärksten Ausdrücken Vorstellungen machen und wunderte sich nur, daß der Kaiser das so hinnahm. Später waren die Katholiken nicht so unzufrieden mit ihm. Selbst die Eiferer gestanden zu, er sei ihrer Kirche nützlicher geworden, als man hätte glauben können. Aber in Sachen des Reiches vermochte er nichts. Im Jahre 1617 machte er einen Versuch, die beiden Bündnisse aufzulösen. Allein unmittelbar hierauf verjüngte sich die Union, und die Liga ward so gut wie neu gegründet.

Nuntiatur in der Schweiz.

Ein Zustand des Gleichgewichtes, wie er sich schon seit geraumer Zeit, nur friedlicher, in der Schweiz entwickelt hatte.

Die Autonomie der Territorien war in der Schweiz schon längst ausgesprochen; auf den Tagsatzungen durfte nicht einmal von Religionssachen gehandelt werden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hegte man auf der katholischen Seite gar nicht einmal mehr die Hoffnung, die Protestanten zu überwältigen; sie waren nicht allein mächtiger und reicher, sie hatten auch geschicktere, in den Geschäften geübtere Männer.

Die Nuntien, die in Luzern ihren Sitz aufgeschlagen, täuschten sich hierüber nicht: sie selbst sind es, die diesen Zustand der Dinge bezeichnen. Jedoch auch bei dieser Beschränkung ihres Wirkungskreises in der Mitte der Katholiken nahmen sie noch immer eine recht bedeutende Stellung ein.

Ihre vornehmste Absicht war, die Bischöfe zu ihrer Pflicht anzuhalten. Die Bischöfe deutscher Nation betrachteten sich gern als Fürsten; unaufhörlich stellten ihnen die Nuntien vor, daß sie das doch bloß um ihres geistlichen Berufes willen seien, und schärften ihnen diesen ein. In der Tat finden wir viel Leben in der schweizerischen Kirche. Visitationen werden ausgeführt, Synoden veranstaltet, Klöster reformiert, Seminare gestiftet. Die Nuntien suchen das gute Vernehmen zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt zu erhalten: durch Milde und Überredung kommen sie darin ziemlich zum Ziele. Es gelingt ihnen, das Eindringen protestantischer Schriften zu verhindern, wenn sie sich auch bescheiden müssen, den

Leuten ihre Bibeln und ihre deutschen Gebetbücher zu lassen. Mit großem Erfolge arbeiten Jesuiten und Kapuziner. Marianische Sodalitäten werden gestiftet, sie umfassen alt und jung; Predigt und Beichte werden eifrig besucht; die Wallfahrten zu den wundertätigen Bildern nehmen wieder überhand, und man muß zuweilen die Strenge mildern, die sich der eine oder der andere auflegt. Die Nuntien wissen die Dienste, die ihnen besonders die italienischen Kapuziner leisten, nicht genug zu rühmen.

Und so kommen denn auch Bekehrungen vor. Die Nuntien nehmen die Konvertiten bei sich auf, unterstützen, empfehlen sie; sie suchen aus den Beiträgen der Gläubigen unter der Aufsicht von Prälaten Kassen zugunsten der Neubekehrten zu gründen. Zuweilen gelingt es, verloren gegebene Jurisdiktionen wiederzugewinnen; dann eilt man, die Messe daselbst wiederherzustellen. Der Bischof von Basel, der Abt zu St. Gallen zeigen sich hierin besonders eifrig.

In alledem kommt es nun den Nuntien sehr zustatten, daß der König von Spanien sich eine Partei in der katholischen Schweiz gemacht hat. Die Anhänger von Spanien, z. B. die Lusi in Unterwalden, die Amli in Luzern, die Bühler in Schwyz und wie sie alle heißen, sind in der Regel auch dem römischen Stuhl am ergebensten. Die Nuntien verfehlen nicht, diese Neigungen nach Kräften zu pflegen: sie beobachten jede denkbare Rücksicht; die längsten und langweiligsten Reden hören sie geduldig an; sie sparen

nicht mit Titeln; sie zeigen sich als große Bewunderer der alten Taten der Nation und der Weisheit ihrer republikanischen Einrichtungen. Besonders finden sie es notwendig, ihre Freunde durch regelmäßig wiederkehrende Gastgebote zusammenzuhalten; sie selbst erwidern jede Einladung, jede Ehre, die man ihnen erweist, mit einem Geschenk; Geschenke vor allem sind hier wirksam: wer zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt worden und dazu eine goldene Kette, eine Medaille erhalten, fühlt sich ihnen auf ewig verpflichtet. Nur müssen sie sich hüten, etwas zu versprechen, was sie nicht gewiß wären zu halten; können sie mehr leisten, als sie zugesagt, so wird ihnen das desto höher angerechnet. Ihr Haushalt muß immer wohlgeordnet sein und keinem Tadel Raum geben.

So geschah es nun, daß die katholischen Interessen auch in der Schweiz im allgemeinen in gute Aufnahme und ruhigen Fortschritt gelangten.

Es gab nur einen Punkt, wo der Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken innerhalb eines Gebietes, zusammentreffend mit schwankenden politischen Verhältnissen, Gefahr und Kampf veranlassen konnte.

In Graubünden war die Regierung wesentlich protestantisch; unter ihren Landschaften waren dagegen die italienischen, vor allen Valtellina, unerschütterlich katholisch.

Daher kam es hier zu unaufhörlichen Reibungen. die Regierung litt keine fremden Priester im Tal;

sie hatte selbst verboten, eine auswärtige Jesuitenschule zu besuchen; sie gestattete nicht einmal dem Bischof von Como, zu dessen Diözese Valtellina gehörte, sein bischöfliches Amt daselbst auszuüben. Dagegen sahen auch die Eingeborenen mit großem Mißvergnügen Protestanten in ihrem Lande, und zwar als die Herren und Meister desselben; sie hielten sich innerlich doch zu den Italienern, zu dem rechtgläubigen Mailand; aus dem Kollegium Helvetikum daselbst, wo allein sechs Stellen für das Tal bestimmt waren, gingen immer aufs neue junge Theologen hervor, welche ihren Eifer entzündeten.

Es war das aber darum so gefährlich, weil Frankreich Spanien und Venedig jedes nach Kräften wetteiferte, sich in Graubünden eine Partei zu machen: Parteien, die sich nicht selten mit offener Gewalt bekämpften und eine die andere aus der Stelle trieben. Im Jahre 1607 nahm zuerst die spanische, gleich darauf die venezianische Faktion Chur ein. Jene zerriß die Bündnisse; diese stellte dieselben wieder her. Die spanische hatte katholische, die venezianische protestantische Sympathien, wonach sich dann die ganze Politik des Landes bestimmte. Hauptsächlich kam es darauf an, für welche Seite Frankreich war. Die Franzosen hatten in der ganzen Schweiz, nicht allein in der katholischen, sondern auch in der protestantischen, ihre Pensionäre; in Graubünden genossen sie alten Einfluß. Um das Jahr 1612 waren sie für das katholische Interesse; dem Nuntius gelang es,

ihre Freunde für Rom zu gewinnen; das venezianische Bündnis ward sogar förmlich aufgekündigt.

Parteikämpfe, die an sich wenig Aufmerksamkeit verdienen würden, die aber dadurch eine höhere Bedeutung bekamen, daß die Öffnung oder Schließung der bündnerischen Pässe für die eine oder die andere Macht davon abhing. Wir werden sehen, daß sie ein Gewicht in die Wagschale der allgemeinen Verhältnisse der Politik und der Religion warfen.

Regeneration des Katholizismus in Frankreich.

Da ist nun die vornehmste Frage, welche Stellung Frankreich überhaupt in religiöser Hinsicht annahm.

Der erste Blick zeigt, daß sich die Protestanten noch immer überaus mächtig daselbst hielten.

Heinrich IV. hatte ihnen das Edikt von Nantes gewährt, durch das ihnen nicht allein der Besitz der Kirchen, die sie innehatten, bestätigt, sondern Anteil an den öffentlichen Lehranstalten, paritätische Kammern in den Parlamenten, Sicherheitsplätze in großer Anzahl überlassen wurden und überhaupt eine Unabhängigkeit eingeräumt ward, von der man fragen konnte, ob sie sich mit der Idee des Staates vertrage. Um das Jahr 1600 zählte man 760 Kirchensprengel der französischen Protestanten, alle wohlgeordnet; 4000 Edelleute hielten sich zu diesem Bekenntnis; man rechnete, daß es ohne Mühe 25000 Streiter ins Feld stellen könne; es besaß bei 200 befestigte Plätze. Eine

ehrfurchtgebietende Macht, die man nicht ungestraft beleidigen durfte.

Neben ihnen aber und im Gegensatz mit ihnen erhob sich zugleich eine zweite Macht, die Korporation des katholischen Klerus in Frankreich.

Die großen Besitztümer der französischen Geistlichkeit gaben ihr an und für sich eine gewisse Unabhängigkeit; dadurch aber, daß sie zur Teilnahme an den Staatsschulden herbeigezogen worden, kam dies auch zur Darstellung und zum Bewußtsein.

Denn nicht so ganz erzwungen war diese Teilnahme, daß die Verpflichtung zu derselben nicht von Zeit zu Zeit mit den Formen einer freiwilligen Entschließung hätte wiederholt werden müssen.

Unter Heinrich IV. bekamen die Zusammenkünfte, die zu dem Ende gehalten wurden, eine regelmäßigere Gestalt. Sie sollten von zehn zu zehn Jahren wiederholt werden, allemal im Mai, wo die Tage lang sind und sich viel tun läßt, niemals zu Paris, um keine Zerstreuung zu veranlassen; alle zwei Jahre sollten kleinere Versammlungen stattfinden, um die Rechnung abzunehmen.

Es läßt sich an sich nicht erwarten, daß diese Versammlungen, namentlich die größeren, bei ihren finanziellen Verbindlichkeiten hätten stehen bleiben sollen. Schon die Erfüllung derselben gab ihnen Mut zu umfassenderen Beschlüssen. In den Jahren 1595 und 1596 beschlossen sie, die Provinzialkonzilien zu erneuern, sich den Eingriffen der weltlichen Ge-

richtsbarkeit in die geistliche Amtsführung zu widersetzen, keine Simonie zu dulden und was dem mehr ist; der König gab nach einigem Schwanken seine Zustimmung hiezu. Es war die Regel, daß der Klerus allgemeine Vorstellungen in bezug auf Kirchen und Kirchenzucht machte. Der König konnte sich denselben unmöglich entziehen; es ging nie ohne neue Bewilligungen ab. Bei der nächsten Zusammenkunft begann dann der Klerus mit der Untersuchung, ob sie auch ausgeführt worden seien.

Sehr eigentümlich ward hiedurch die Stellung Heinrichs IV. zwischen zwei Korporationen, die beide eine gewisse Selbständigkeit hatten, beide ihre Versammlungen in den bestimmten Zeiten hielten und ihn dann mit entgegengesetzten Vorstellungen bestürmten, denen er sich in der Tat weder auf der einen noch auf der anderen Seite so leicht entgegensetzen konnte.

Die Protestanten hatten sich, nachdem sie durch den Übertritt des Königs zugleich ihres Oberhauptes beraubt worden waren, eine Organisation gegeben, die zuweilen in Gegensatz mit ihm trat. Der König sah ihre starke Aufstellung nicht ungern, insofern seine eifrig katholischen Räte und die Parlamente dadurch bewogen werden konnten, die Konzessionen, die für die Sicherheit seiner alten Glaubensgenossen notwendig waren, zu genehmigen. Er hat es sich ungemeine Mühe kosten lassen, ihnen das Edikt von Nantes zu verschaffen; noch war der Friede mit Spanien nicht geschlossen und von den mächtigen Liguisten

einer noch in den Waffen, als es ihnen bewilligt wurde; es war ganz sein eigenes Werk.

Papst Klemens VIII. zeigte sich darüber ungehalten und ließ sogar eine Drohung verlauten; der König wußte, daß er sie nicht zu fürchten habe.

Wenn man fragt, welchen von beiden Teilen Heinrich IV. durch die Tat den größten Vorschub leistete, so ist das doch offenbar der katholische, obwohl sein eigenes Emporkommen sich von dem protestantischen herschrieb.

Schon im Jahre 1598 erklärte der König dem Klerus, seine Absicht sei, die katholische Kirche wieder so blühend zu machen, wie sie vor hundert Jahren gewesen; er bat ihn nur um Geduld und Vertrauen: Paris sei nicht an einem Tage gebaut worden.

Ganz auf eine andere Weise wurden nun die Rechte des Konkordats ausgeübt als früher; die Pfründen gelangten nicht mehr an Kinder und Frauen; der König sah bei der Besetzung geistlicher Stellen sehr ernstlich auf Gelehrsamkeit, Gesinnung und erbauliches Leben.

„In allen äußerlichen Dingen," sagt ein Venezianer, „zeigt er sich persönlich der römisch-katholischen Religion zugetan und der entgegengesetzten abgeneigt."

In diesem Sinne war es, daß er die Jesuiten zurückberief. Er glaubte, daß ihr Eifer zur Herstellung des Katholizismus und dadurch auch zur Erweiterung

der königlichen Gewalt, wie er sie jetzt verstand, beitragen müßte.

Doch würde dies alles wenig geholfen haben, wäre nicht die bereits begonnene innere Regeneration der katholischen Kirche in Frankreich in dieser Zeit mächtig fortgeschritten. In den beiden ersten Dezennien dieses Jahrhunderts nahm sie in der Tat eine neue Gestalt an. Werfen wir noch einen Blick auf diese Umwandlung, besonders auf die Verjüngung der Klosterzucht, in der sie sich darstellt.

Mit großem Eifer wurden die alten Orden reformiert, Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner. Die Frauenkongregationen wetteiferten mit ihnen. Die Feuillantines nahmen so übertriebene Büßungen vor, daß einst in einer Woche vierzehn dadurch umgekommen sein sollen; der Papst selbst mußte sie zur Milderung ihrer Strenge ermahnen. Im Portroyal ward Gemeinschaft der Güter, Stillschweigen, Nachtwachen wieder eingeführt; Tag und Nacht ohne Aufhören ward hier das Mysterium der Eucharistie angebetet. Ungemildert beobachteten die Nonnen von der Schädelstätte die Regel des heiligen Benedikt; durch unausgesetztes Gebet am Fuße des Kreuzes suchten sie eine Art Buße für die Beleidigungen zu üben, die dem Baume des Lebens von den Protestanten zugefügt würden.

In einem etwas anderen Sinne hatte damals die heilige Therese den Orden der Karmeliterinnen in Spanien reformiert. Auch sie verordnete die strengste

Klausur; selbst die Besuche der Verwandten an dem Sprachgitter suchte sie zu beschränken; nicht ohne Aufsicht blieb der Beichtvater. Jedoch sah sie in der Strenge nicht schon den Zweck. Sie suchte eine Stimmung der Seele hervorzurufen, welche sie dem Göttlichen nähere. Da fand sie nun, daß keine Entfernung von der Welt, kein Entsagen, keine Kasteiung das Gemüt in den Schranken halte, deren es bedürfe, wenn nicht etwas anderes hinzukomme: Arbeit, geradezu häusliche Beschäftigung, weibliche Handarbeit, das Salz, das die weibliche Seele vor Verderben bewahre, durch welche den unnützen umherschweifenden Gedanken die Tür geschlossen werde. Doch sollte diese Arbeit, wie sie ferner anordnete, nicht kostbar, kunstreich oder auf eine gewisse Zeit bestellt sein; sie sollte doch das Gemüt nicht selbst beschäftigen. Ihre Absicht war, die Ruhe einer in Gott sich selbst bewußten Seele zu befördern, einer Seele, wie sie sagt, „die immer lebt, als stünde sie vor Gottes Angesicht, die keinen Schmerz hat, als seiner Gegenwart nicht zu genießen;“ sie wollte hervorbringen, was sie das Gebet der Liebe nennt, „wo die Seele sich selbst vergißt und die Stimme des himmlischen Meisters vernimmt.“ Ein Enthusiasmus, der wenigstens von ihr auf eine reine, großartige und naive Weise gefaßt ward und in der ganzen katholischen Welt den größten Eindruck machte. Gar bald wurde man auch in Frankreich inne, daß man noch etwas anderes bedürfe als die bloße Bußübung. Es ward ein eigener Abgeordneter

nach Spanien geschickt, Pierre Berulle, der auch endlich, obwohl nicht ohne Schwierigkeiten, den Orden nach Frankreich überpflanzte, wo er dann sehr bald Wurzel faßte und die schönsten Früchte trug.

Auch die Stiftungen des Franz von Sales waren in diesem milderen Sinne. Franz von Sales pflegte in allen seinen Beschäftigungen mit heiterer Gemütsruhe, ohne Anstrengung noch Eile zu Werke zu gehen. Mit seiner Gehilfin, Mère Chantal, stiftete er den Orden von der Heimsuchung ausdrücklich für solche, deren zartere Leibesbeschaffenheit sie abhalte, in die strengeren Vereinigungen einzutreten. Er vermied in seiner Regel nicht allein die eigentliche Büßung und dispensierte von den schwereren Pflichten; er warnte auch vor allen innerlichen Zumutungen; ohne viel Nachgrübeln müsse man sich vor Gottes Angesicht stellen und nicht verlangen, ihn mehr zu genießen, als er sich selbst gewähre; unter der Gestalt von Entzückungen verführe uns der Hochmut; nur den gewöhnlichen Weg der Tugenden müsse man wandeln. Deshalb machte er vor allem seinen Nonnen die Krankenpflege zur Pflicht. Immer zwei und zwei, eine die Oberin, die andere die Beigesellte, sollten die Schwestern ausgehen und die bedürftigen Kranken in ihren Häusern aufsuchen. Mit den Werken, durch die Arbeit müsse man beten, meinte Franz von Sales. Über ganz Frankreich breitete sein Orden eine wohltätige Wirksamkeit aus.

Es ist in diesem Gange der Dinge, wie man leicht

sieht, ein Fortschritt, von der Strenge zur Mäßigung, von der Entzückung zur Ruhe, von abgeschiedener Bußübung zur Erfüllung einer sozialen Pflicht.

Schon waren auch die Ursulinerinnen in Frankreich aufgenommen, deren viertes Gelübde es ist, sich dem Unterrichte junger Mädchen zu widmen, und die dies mit bewundernswürdigem Eifer erfüllten.

Wie es sich von selbst versteht, waren nun ähnliche Tendenzen auch in den Kongregationen für Männer lebendig.

Jean Baptiste Romillon, der bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre die Waffen wider den Katholizismus getragen, aber sich dann zu demselben bekehrt hatte, stiftete mit einem gleichgesinnten Freunde die „Väter der christlichen Lehre," welche den Elementarunterricht in Frankreich neu begründet haben.

Wir gedachten schon Berulles, eines der ausgezeichnetsten Geistlichen des damaligen Frankreichs. Von erster Jugend an hatte er einen recht ernsten Eifer bewiesen, sich zum Dienste der Kirche auszubilden: er hatte sich dazu täglich, wie er sagt, „den wahrsten und innerlichsten Sinn seines Herzens" vorgehalten, welcher sei „nach der größten Vollkommenheit zu trachten." Vielleicht hängt es mit den Schwierigkeiten, die er hiebei fand, zusammen, daß ihm nichts so notwendig schien wie ein Institut zur Bildung von Geistlichen unmittelbar zum Kirchendienst zu errichten. Er nahm sich hiebei Philipp Neri zum Muster; auch er stiftete Priester des Oratoriums.

Er duldete keine Gelübde, er ließ nur einfache Verpflichtungen zu; er war großgesinnt genug, um zu wünschen, daß sich ein jeder wieder entferne, der den Geist dazu nicht in sich spüre. In der Tat hatte nun auch sein Institut ungemeinen Fortgang; durch seine Milde zog es auch vornehmere Zöglinge an: bald sah sich Berulle an der Spitze einer glänzenden, kräftigen, gelehrigen Jugend; bischöfliche Seminare, gelehrte Schulen wurden ihm übertragen; in der Geistlichkeit, die aus dem Institut hervorging, regte sich ein neuer, frischer Geist. Eine ganze Anzahl bedeutender Prediger hat es gebildet; von dieser Zeit an setzte sich der Charakter der französischen Predigt fest.

Und könnten wir an dieser Stelle der Kongregation von St. Maur vergessen? Indem die französischen Benediktiner sich der in Lothringen vollzogenen Reformation dieses Ordens anschlossen, fügten sie den übrigen Obliegenheiten die Verpflichtung hinzu, sich der Erziehung des jungen Adels und der Gelehrsamkeit zu widmen. Bald im Anfang erschien dann der ruhmwürdige Mann unter ihnen, Nikolaus Hugo Menard, der ihren Studien die Richtung auf die kirchlichen Altertümer gab, der wir so viele großartige Werke verdanken.

Schon waren auch die barmherzigen Brüder, eine Stiftung jenes unermüdlichen Krankenpflegers Johannes a Deo, eines Portugiesen, dem ein spanischer Bischof in einem Augenblick der Bewunderung diesen Beinamen gegeben, durch Maria Medici in Frank-

reich eingeführt worden; sie nahmen hier eine noch strengere Regel an; aber nur um so mehr Nachfolge fanden sie: in kurzem sehen wir dreißig Spitäler von ihnen gegründet.

Welch ein Vorhaben ist es aber, ein ganzes Reich religiös umzugestalten, in eine Richtung des Glaubens und der Lehre hinzureißen! In den tieferen Regionen, in dem Landvolke, bei den Landpfarrern selbst, gingen an vielen Orten noch immer die alten Mißbräuche im Schwange. Mitten in der allgemeinen Regung erschien endlich auch der große Missionar der gemeinen Leute, Vinzenz von Paula, der die Kongregation der Mission stiftete, deren Mitglieder, von Ort zu Ort ziehend, die religiösen Anregungen bis in die entferntesten Winkel des Landes ausbreiten sollten. Vinzenz war selbst ein Bauernsohn, demütig, voll von Eifer und praktischem Sinne. Auch der Orden der barmherzigen Schwestern, in welchem sich das zartere Geschlecht noch in dem Alter, worin es alle Ansprüche auf häusliches Glück oder weltlichen Glanz zu machen hätte, dem Dienste der Kranken, oft der Verworfenen weiht, ohne auch nur die religiöse Gesinnung, von der diese ganze Tätigkeit ausgeht, anders als flüchtig äußern zu dürfen, verdankt ihm seine Entstehung.

Bestrebungen, wie sie in christlichen Ländern glücklicherweise immer aufs neue hervorgetreten sind: der Erziehung, des Unterrichts, der Predigt, gelehrter Studien, der Wohltätigkeit. Nirgends werden sie

ohne Vereinigung mannigfaltiger Kräfte und religiöser Begeisterung gedeihen. Anderwärts überläßt man sie dem sich immer verjüngenden Geschlechte, dem jedesmaligen Bedürfnis. Hier sucht man den Vereinigungen eine unerschütterliche Grundlage, dem religiösen Antrieb eine feste Form zu geben, um alles dem unmittelbaren Dienste der Kirche zu weihen und die künftigen Geschlechter unvermerkt zu demselben Sinne heranzuziehen.

In Frankreich zeigten sich nun in kurzem die größten Erfolge. Schon unter Heinrich IV. sahen sich die Protestanten durch eine so tiefgreifende wie ausgebreitete Tätigkeit einer entgegengesetzten Gesinnung beschränkt und gefährdet; eine Zeitlang hatten sie keinen Fortgang mehr; aber gar bald erlitten sie Verluste. Bereits unter Heinrich IV. klagen sie, daß der Abfall in ihren Reihen beginne.

Und doch war Heinrich schon durch seine Politik genötigt, ihnen Begünstigungen widerfahren zu lassen und sich den Zumutungen des Papstes, der sie z. B. von allen öffentlichen Stellen ausgeschlossen wissen wollte, zu widersetzen.

Unter Maria Medici aber verließ man die bisherige Politik: man schloß sich um vieles enger an Spanien an; eine entschieden katholische Gesinnung bekam in allen inneren und äußeren Geschäften die Oberhand. Wie am Hofe, so hatte sie selbst in der Ständeversammlung das Übergewicht. Von den beiden ersten Ständen ward im Jahre 1614 nicht allein die Pu-

blikation des Tridentinums, sondern sogar die Herstellung der Kirchengüter in Béarn ausdrücklich gefordert.

Da war es nun für die Protestanten, in denen doch auch ein lebendiges kirchliches Leben waltete, um dies nicht unterdrückt zu sehen, ein großes Glück, daß sie politisch noch immer so stark, daß sie so gut gerüstet waren. Wie sich die Regierung mit ihren Gegnern vereinigt hatte, so fanden sie an mächtigen Mißvergnügten, an denen es dort niemals gefehlt hat, noch fehlen wird, Rückhalt und Hilfe. Es dauerte noch eine Weile, ehe man sie geradezu angreifen konnte.

Zweites Kapitel.

Allgemeiner Krieg. Siege des Katholizismus.

1617—1623.

Ausbruch des Krieges.

So verschieden auch die Zustände sein mögen, welche sich hiedurch entwickelt haben, so treffen sie doch in einem großen Resultat zusammen. Allenthalben ist der Katholizismus gewaltig vorgedrungen; allenthalben ist er auch auf einen mächtigen Widerstand gestoßen. In Polen vermag er seine Widersacher schon darum nicht zu erdrücken, weil sie an den benachbarten Reichen einen unüberwindlichen Rückhalt finden. In Deutschland hat sich eine eng geschlossene Opposition dem vordringenden Dogma, der zurückkehrenden Priesterschaft entgegengeworfen. Der König von Spanien hat sich entschließen müssen, den vereinigten Niederlanden einen Stillstand zu gewähren, der nicht viel weniger als eine förmliche Anerkennung enthält. Die französischen Hugenotten sind durch feste Plätze, kriegsbereite Mannschaften und zweckdienliche finanzielle Einrichtungen gegen jeden Angriff gerüstet. In der Schweiz ist das Gleichgewicht der Parteien schon lange ausgebildet, und auch

der regenerierte Katholizismus vermag es nicht zu erschüttern.

Europa ist in zwei Welten geschieden, die sich auf jedem Punkt umfassen, beschränken, ausstoßen, bekämpfen.

Vergleichen wir sie im allgemeinen, so stellt die katholische Seite zunächst eine bei weitem größere Einheit dar. Zwar wissen wir wohl, daß es ihr nicht an inneren Feindseligkeiten fehlt; aber diese sind doch fürs erste beschwichtigt. Vor allem, zwischen Frankreich und Spanien besteht ein gutes und sogar vertrauliches Vernehmen; dann will es nicht viel sagen, daß sich der alte Widerwille von Venedig oder Savoyen zuweilen regt; selbst so gefährliche Attentate wie jene Verschwörung gegen Venedig gehen ohne Erschütterung vorüber. Papst Paul V. zeigte sich, nachdem ihm seine ersten Erfahrungen eine so nachdrückliche Lehre erteilt, ruhig und gemäßigt; er verstand es, den Frieden zwischen den katholischen Mächten aufrecht zu erhalten, und dann und wann gab er einen Moment der gemeinschaftlichen Politik an. Die Protestanten dagegen hatten nicht allein überhaupt keinen Mittelpunkt, sondern seit dem Tode der englischen Elisabeth und der Thronbesteigung Jakobs I., der von Anfang an eine etwas zweideutige Politik beobachtete, nicht einmal eine vorwaltende Macht. Lutheraner und Reformierte standen einander mit einem Widerwillen gegenüber, der notwendig zu entgegengesetzten, politischen Maßregeln führte. Aber auch die Reformierten

selbst waren untereinander entzweit: Episkopalen und Puritaner, Arminianer und Gomaristen bekämpften sich mit wildem Haß; in der Assemblee der Hugenotten zu Saumur 1611 brach ein Zwiespalt aus, der niemals wieder gründlich beigelegt werden konnte.

Gewiß, man dürfte diesen Unterschied nicht von einer geringeren Lebendigkeit der religiösen Bewegung innerhalb des Katholizismus herleiten: wir nahmen eben das Gegenteil wahr. Eher ließe sich folgender Grund angeben. In dem Katholizismus war nicht jene Energie der ausschließenden Dogmatik, die den Protestantismus beherrschte; es gab wichtige Streitfragen, welche man unausgemacht ließ: Enthusiasmus, Mystik und die tiefere, nicht bis zur Klarheit des Gedankens durchzubildende Sinnesweise, die sich aus religiösen Tendenzen von Zeit zu Zeit immer wieder erheben muß, ward von dem Katholizismus in sich aufgenommen, geregelt, in den Formen klösterlicher Aszetik dienstbar gemacht, von dem Protestantismus dagegen zurückgewiesen, verdammt und ausgestoßen. Eben darum brach dann unter den Protestanten eine solche Gesinnung, sich selbst überlassen, in mancherlei Sekten hervor und suchte sich einseitig, aber frei ihre eigenen Bahnen.

Dem entspricht es, daß die Literatur überhaupt auf der katholischen Seite um vieles mehr Gestalt und Regel gewonnen hatte. Wir können sagen, unter den Auspizien der Kirche setzten sich in Italien zuerst die modern-klassischen Formen durch; in Spanien näherte

man sich ihnen, soweit es der Geist der Nation immer zuließ; schon begann eine ähnliche Entwickelung in Frankreich, wo sie sich später so vollkommen ins Werk gesetzt, so glänzende Resultate hervorgebracht hat. Malherbe trat auf, der sich zuerst der Regel willig unterwarf und alle Lizenz selbstbewußt fahren ließ, und der nun der monarchisch-katholischen Gesinnung, die er hegte, durch die epigrammatische Präzision, die etwas prosaische, aber dem Sinne der Franzosen entsprechende Popularität und Eleganz, mit welcher er sie aussprach, einen neuen Nachdruck verlieh. In den germanischen Nationen konnte diese Richtung damals selbst auf der katholischen Seite noch nicht zur Herrschaft gelangen; sie ergriff nur erst die lateinische Poesie, wo sie aber doch wirklich zuweilen, selbst bei unserem Balde, der sonst ein ausgezeichnetes Talent hat, wie eine Parodie herauskommt; in der Muttersprache blieb noch alles der Ausdruck der Natur. Noch viel weniger aber konnte sich die Nachahmung der Antike in diesen Völkern auf der protestantischen Seite durchsetzen. Shakespeare stellte den Inhalt und Geist der Romantik in unvergänglichen, frei hervorgebrachten Formen vor Augen; Altertum und Historie mußten seinem Sinne dienen. Aus einer deutschen Schuhmacherwerkstatt gingen, dunkel, formlos und unergründlich, aber mit unwiderstehlicher Kraft der Anziehung, Werke deutschen Tiefsinnes und religiöser Weltanschauung hervor, die ihresgleichen nicht haben, freie Geburten der Natur.

Jedoch ich will nicht versuchen, den Gegensatz dieser beiden einander gegenüberstehenden geistigen Welten darzustellen; um ihn ganz zu fassen, müßten wir der protestantischen Seite eine größere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Nur noch ein für die Begebenheit selbst unmittelbar wirksames Moment sei mir verstattet hervorzuheben.

In dem Katholizismus herrschten jetzt die monarchischen Tendenzen vor. Ideen von populären Berechtigungen, von gesetzlichem Widerstande gegen die Fürsten, von Volkssouveränität und Königsmord, wie sie dreißig Jahre früher selbst von den eifrigsten Katholiken verfochten worden, waren nicht mehr an der Zeit. Es gab jetzt keinen bedeutenden Gegensatz einer katholischen Bevölkerung gegen einen protestantischen Fürsten; selbst mit Jakob I. von England vertrug man sich; jene Theorien fanden keine Anwendung mehr. Schon daraus folgte, daß das religiöse Prinzip sich dem dynastischen immer enger anschloß; es kam, wenn ich nicht irre, hinzu, daß die fürstlichen Persönlichkeiten auf der katholischen Seite ein gewisses Übergewicht entwickelten. Wenigstens darf man das von Deutschland sagen. Da lebte noch der alte Bischof Julius von Würzburg, der bei uns den ersten durchgreifenden Versuch einer Gegenreformation gemacht hatte; Kurfürst Schweikhard von Mainz verwaltete sein Erzkanzleramt mit einem durch warmen innerlichen Anteil erhöhten Talente und verschaffte demselben wieder einmal großen Einfluß; die beiden

anderen rheinischen Kurfürsten waren entschlossene, tätige Männer; an ihrer Seite erhoben sich der männliche, scharfsinnige, unermüdliche Maximilian von Bayern, ein geschickter Administrator, von großartigen politischen Entwürfen erfüllt, und Erzherzog Ferdinand, unerschütterlich durch seinen Glauben, den er mit der Inbrunst einer starken Seele umfaßte: — fast alles Schüler der Jesuiten, welche es noch verstanden, in den Gemütern ihrer Zöglinge große Antriebe hervorzurufen, auch ihrerseits Reformatoren, die den Zustand der Dinge, in welchem man sich befand, mit Anstrengung und geistigem Schwunge zustande gebracht hatten.

Die protestantischen Fürsten dagegen waren mehr Erben als Stifter; sie waren bereits die zweite oder dritte Generation. Nur in einem und dem anderen zeigten sich, ich weiß nicht, ob Kraft und innerliche Stärke, aber doch Ehrgeiz und Liebe zur Bewegung.

Andrerseits traten jetzt unter den Protestanten offenbar Hinneigungen zur Republik, wenigstens zu einer aristokratischen Freiheit hervor. An vielen Orten in Frankreich, in Polen, in allen österreichischen Gebieten war ein mächtiger Adel von protestantischer Überzeugung mit der katholischen Regierungsgewalt in offenem Kampfe. Was sich durch einen solchen erreichen lasse, davon gab die Republik der Niederlande, die sich täglich zu höherer Blüte erhob, ein glänzendes Beispiel. Es ist allerdings in dieser Zeit in Österreich die Rede davon gewesen, daß man sich

von dem herrschenden Geschlechte lossagen und eine Verfassung wie die Schweiz oder wie die Niederlande annehmen müsse. In dem Gelingen dieser Bestrebungen lag für die deutschen Reichsstädte die einzige Möglichkeit, wieder zu größerer Bedeutung zu gelangen, und lebhaft nahmen sie daran teil. Die innere Verfassung der Hugenotten war schon republikanisch, und zwar selbst nicht ohne demokratische Elemente. In den englischen Puritanern traten diese bereits einem protestantischen König entgegen. Es existiert eine kleine Schrift von einem kaiserlichen Botschafter in Paris aus dieser Zeit, in welcher die europäischen Fürsten mit vieler Lebhaftigkeit auf die gemeinschaftliche Gefahr aufmerksam gemacht werden, die ihnen aus dem Emporkommen eines solchen Geistes entspringe.

Die katholische Welt war in diesem Augenblick einmütig, klassisch, monarchisch; die protestantische entzweit, romantisch, republikanisch.

In dem Jahre 1617 ließ sich bereits alles zu einem entscheidenden Kampfe zwischen ihnen an: auf der katholischen Seite fühlte man sich, wie es scheint, überlegen; es ist nicht zu leugnen, daß sie sich zuerst erhob.

In Frankreich erging am 15. Juni 1617 ein Edikt, das der katholische Klerus schon längst gefordert, aber der Hof aus Rücksicht auf die Macht und die Oberhäupter der Hugenotten noch immer verweigert hatte, kraft dessen die Kirchengüter in Béarn wieder

herausgegeben werden sollten. Dahin ließ sich Luines bringen, der sich, obwohl die Protestanten anfangs auf ihn rechneten, doch allmählich der jesuitisch-päpstlichen Partei angeschlossen hatte; schon erhoben sich, im Vertrauen auf diese Gesinnung der höchsten Gewalt, hie und da, zuweilen unter dem Läuten der Sturmglocke, Angriffe des Pöbels auf die Protestanten; die Parlamente nahmen gegen sie Partei.

Noch einmal machte der polnische Prinz Wladislaw sich auf, der sicheren Erwartung, daß er jetzt den Thron von Moskau einnehmen werde. Man hielt dafür, daß hiemit Absichten gegen Schweden verbunden seien, und unverzüglich ging der Krieg zwischen Polen und Schweden wieder an.

Allein bei weitem das Wichtigste bereitete sich in den Erblanden des Hauses Österreich vor. Die Erzherzoge hatten sich versöhnt und verstanden: mit dem großen Sinne, den dies Haus in gefährlichen Augenblicken öfter bewiesen, gaben die übrigen die Ansprüche, die ihnen nach dem Tode des Kaisers Matthias, dem es an Nachkommenschaft gebrach, zuwachsen mußten, an Erzherzog Ferdinand auf; und in kurzem ward derselbe in der Tat als Thronfolger in Ungarn und Böhmen anerkannt. Es war dies am Ende nur eine Ausgleichung persönlicher Ansprüche, die aber eine allgemeine Bedeutung in sich schloß.

Von einem so entschlossenen Eiferer wie Ferdinand ließ sich nichts anderes erwarten, als daß er unverzüglich auch hier seinem Glauben die Alleinherrschaft

zu verschaffen und darnach die gesamte Kraft dieser Länder zur Fortpflanzung des Katholizismus zu verwenden suchen werde.

Eine gemeinschaftliche Gefahr für alle Protestanten in den Erblanden, in Deutschland und in Europa.

Eben deshalb erhob sich zunächst an diesem Punkte der Gegensatz. Die Protestanten, die sich dem Vordringen des Katholizismus entgegengeworfen, waren nicht allein zur Gegenwehr gerüstet, sie hatten Mut genug, die Verteidigung sogleich in einen Angriff zu verwandeln.

In Kurfürst Friedrich von der Pfalz konzentrierten sich die Elemente des europäischen Protestantismus. Seine Gemahlin war die Tochter des Königs von England, die Nichte des Königs von Dänemark; sein Oheim Prinz Moritz von Oranien; nahe mit ihm verwandt das Oberhaupt der französischen Hugenotten von der minder friedlichen Partei, der Herzog von Bouillon. Er selbst stand an der Spitze der deutschen Union. Ein ernster Fürst, der Selbstbeherrschung genug besaß, um sich von den schlechten Gewohnheiten frei zu halten, die damals an den deutschen Höfen herrschten, und sich vielmehr angelegen sein ließ, seine landesherrlichen Pflichten zu erfüllen, den Sitzungen seines geheimen Rates fleißig beizuwohnen, — etwas melancholisch, stolz, voll hoher Gedanken. Zu seines Vaters Zeit standen im Speisesaal auch Tische für Räte und Edelleute; er ließ sie

alle wegschaffen: er speiste nur mit Fürsten und höchsten Personen. Man nährte an diesem Hofe ein lebhaftes Gefühl einer großen politischen Bestimmung: geflissentlich warf man sich in tausend weitaussehende Verbindungen; da so lange nicht ernstlich geschlagen worden, hatte man keinen deutlichen Begriff, was sich erreichen lasse, was die Zukunft bringen könne: den verwegensten Entwürfen gab man Raum.

In dieser Stimmung war der Hof zu Heidelberg, als die Böhmen, die, besonders im Gefühle jener religiösen Gefahr, mit dem Hause Österreich in eine immer heftiger aufbrausende Entzweiung geraten waren, sich entschlossen, Ferdinand zu verwerfen, obwohl er ihr Wort bereits besaß, und dem Kurfürsten von der Pfalz ihre Krone anzutragen.

Einen Augenblick bedachte sich Kurfürst Friedrich. Es war doch unerhört, daß ein deutscher Fürst einem anderen eine demselben rechtmäßig zufallende Krone entreißen wolle! Aber alle seine Freunde, Moritz, der den Stillstand mit den Spaniern nie gemocht, der Herzog von Bouillon, Christian von Anhalt, welcher das ganze Getriebe der europäischen Politik übersah und sich überzeugt hielt, es werde niemand den Mut und die Macht haben, sich dem vollzogenen Ereignisse zu widersetzen, seine vertrautesten Räte feuerten ihn an; die unermeßliche Aussicht, Ehrgeiz und Religionseifer zugleich rissen ihn hin: er nahm die Krone an (August 1619). Welch einen Erfolg mußte es haben, wenn er sich behauptete! Die Macht des

Hauses Österreich im östlichen Europa wäre gebrochen, der Fortgang des Katholizismus auf immer gehemmt gewesen.

Und schon regten sich ihm allenthalben mächtige Sympathien. In Frankreich erhob sich eine allgemeine Bewegung unter den Hugenotten; die Béarner widersetzten sich jenem königlichen Befehle; die Assemblee zu London nahm sich ihrer an; nichts wäre der Königinmutter erwünschter gewesen, als diese kriegsbereite Opposition für sich zu gewinnen; schon war Rohan auf ihrer Seite und hatte ihr den Beitritt der übrigen versprochen.

Da war auch in dem unaufhörlich wogenden Graubünden die katholisch-spanische Partei wieder einmal unterdrückt, die protestantische zur Herrschaft emporgestiegen; mit Vergnügen empfing das Gericht zu Davos die Botschafter des neuen Königs von Böhmen und versprach ihm, die Pässe des Landes den Spaniern auf ewig verschlossen zu halten.

Bemerken wir wohl, daß sich hiemit auch zugleich die republikanischen Tendenzen erhoben. Nicht allein behaupteten die böhmischen Stände ihrem gewählten Könige gegenüber eine natürliche Unabhängigkeit; in allen österreichischen Erblanden suchte man sie nachzuahmen; die deutschen Reichsstädte faßten neue Hoffnungen, und in der Tat ist die beste Geldhilfe, die Friedrich bei seinem Unternehmen empfing, von dieser Seite gekommen.

Allein eben darum, aus dem doppelten Gesichtspunkte der Religion und der Politik, nahmen sich nun auch die katholischen Fürsten mehr als je zusammen. Maximilian von Bayern und Ferdinand, der das Glück gehabt hatte, in diesem Augenblicke zum Kaiser ernannt zu werden, schlossen den engsten Bund; der König von Spanien rüstete sich zu nachdrücklicher Hilfeleistung; Papst Paul V. ließ sich zu sehr ansehnlichen und willkommenen Subsidienzahlungen bewegen.

Wie die Winde in der stürmischen Jahreszeit zuweilen plötzlich umschlagen, so trat der Strom des Glückes, des Vollbringens mit einem Mal auf die andere Seite.

Den Katholischen gelang es, einen der mächtigsten protestantischen Fürsten, aber einen Lutheraner, dem jene von dem Kalvinismus ausgegangene Bewegung von Herzen verhaßt war, den Kurfürsten von Sachsen, für sich zu gewinnen.

Schon hierauf erhoben sie sich mit der gewissen Hoffnung des Sieges. Eine einzige Schlacht, am Weißen Berge, 8. November 1620, machte der Gewalt des pfälzischen Friedrich und allen seinen Entwürfen ein Ende.

Denn auch die Union verteidigte ihr Oberhaupt nicht mit dem nötigen Nachdruck. Es mag wohl sein, daß jenes republikanische Element den vereinten Fürsten selbst gefährlich vorkam: sie wollten den Holländern den Rhein nicht einräumen; sie fürch-

teten die Analogien, welche ihre Verfassung in Deutschland erwecken möchte. Auf der Stelle erfochten die Katholiken auch in Oberdeutschland das Übergewicht. Die Oberpfalz wurde von den Bayern, die Unterpfalz von den Spaniern besetzt; schon im April 1621 löste die Union sich auf. Alles, was sich zugunsten Friedrichs regte und erhob, ward verjagt oder zerschmettert. In einem Moment, unmittelbar nach der größten Gefahr, war das katholische Prinzip in dem oberen Deutschland und in den österreichischen Provinzen allmächtig.

Indem erkämpfte es sich auch in Frankreich eine große Entscheidung. Nach einem glücklichen Schlage, den die königliche Gewalt gegen die ihr entgegengesetzten Faktionen des Hofes, die Partei der Königinmutter, geführt, mit denen allerdings die Hugenotten in naher Berührung gestanden, drang der päpstliche Nuntius darauf, daß man den günstigen Augenblick zu einer Unternehmung gegen den Protestantismus überhaupt benutzen müsse: er wollte von keinem Aufschub hören; er meinte, was in Frankreich erst einmal verschoben werde, geschehe dann niemals; er riß Luines und den König mit sich fort. In Béarn bestanden noch die alten Faktionen, Beaumont und Gramont, die sich seit Jahrhunderten bekämpft; ihr Zwist verursachte, daß der König unaufgehalten in das Land einzog, die bewaffnete Macht, die Verfassung desselben auflöste und die Herrschaft der katholischen Kirche wiederherstellte. Zwar trafen die Protestanten

im eigentlichen Frankreich nunmehr Anstalt, sich ihrer Glaubensbrüder anzunehmen; aber sie wurden im Jahre 1621 allenthalben geschlagen.

Da hatte sich auch ein veltlinisches Oberhaupt, Jakob Robustelli, mit katholischen Verbannten aus dem Lande, einigen Banditen aus dem Mailändischen und Venezianischen umgeben und den Entschluß gefaßt, der Herrschaft der Graubündner, deren protestantische Tendenz auf diesen Landesteil so besonders drückte, ein Ende zu machen. Ein Kapuzinerpater entflammte die an sich blutdürstige Schar zu religiös-fanatischem Eifer: in der Nacht zum 19. Juli 1620 drang sie in Tirano ein; in der Morgendämmerung läuteten sie die Glocken; indem die Protestanten hierüber aus ihren Häusern stürzten, wurden sie angefallen, überwältigt und sämtlich ermordet. Wie in Tirano, so gleich darauf im ganzen Tale. Vergebens kamen die Graubündner aus dem hohen Gebirge mehr als einmal herab, um die verlorene Herrschaft wiederzuerobern: so oft sie kamen, wurden sie auch geschlagen. Im Jahre 1621 drangen die Österreicher aus Tirol, die Spanier sogar aus Mailand in das eigentliche Graubünden ein. „Das rauhe Gebirge erfüllte sich mit Mordgeheul; von den Feuersbrünsten der einsamen Häuser ward es furchtbar beleuchtet.“ Die Pässe und das ganze Land wurden in Besitz genommen.

In diesem gewaltigen Fortgange wachten alle Hoffnungen der Katholiken auf.

Der päpstliche Hof stellte dem spanischen vor, die Niederländer seien entzweit und jetzt ohne Verbündete; eine gelegenere Zeit könne es nicht geben, um den Krieg gegen die alten Rebellen zu erneuern; es gelang ihm, die Spanier zu überreden. Der Kanzler von Brabant, Peter Peckius, erschien am 25. März 1621 im Haag; aber statt auf die Erneuerung des Stillstandes, welcher eben ablief, trug er auf die Anerkennung der rechtmäßigen Fürsten an. Die Generalstaaten erklärten diese Zumutung für ungerecht, unerwartet, ja unmenschlich; — die Feindseligkeiten brachen wieder aus. Auch hier waren die Spanier anfangs im Vorteil. Sie entrissen den Niederländern Jülich, was ihren Unternehmungen am Rhein einen großen Abschluß gab. Von Emmerich bis Straßburg hatten sie das linke Rheinufer inne.

So viele zusammentreffende Siege auf einmal, auf so verschiedenen Seiten, von so mannigfaltiger Vorbereitung, die aber, im Lichte der Weltentwickelung überschaut, doch in der Tat einen einzigen bilden! Betrachten wir nun, was für uns das Wichtigste ist, wie man sie benutzte.

Gregor XV.

Bei der Prozession, die man zur Feier der Schlacht am Weißen Berge veranstaltete, erlitt Paul V. den Anfall eines Schlages; kurz darauf folgte ein zweiter, an dessen Folgen er starb — 28. Januar 1621.

Die neue Wahl vollzog sich im allgemeinen wie die

früheren. Paul V. hatte so lange regiert, daß unter ihm das gesamte Kollegium erneuert worden war; bei weitem der größte Teil der Kardinäle hing deshalb von seinem Nepoten, dem Kardinal Borghese, ab. Nach einigem Schwanken fand derselbe den Mann, über den sich alle seine Anhänger vereinigten, Alexander Ludovisio von Bologna, der dann auch sofort gewählt ward, 9. Februar 1621, und den Namen Gregor XV. annahm.

Ein kleiner, phlegmatischer Mann, der sich in früheren Zeiten den Ruf erworben, geschickt zu unterhandeln, es zu verstehen, ohne Aufsehen im stillen zu seinem Ziele zu gelangen, jetzt aber schon vom Alter gebeugt, schwach und krank.

Was sollte man für den Moment des welthistorischen Kampfes, in welchem man sich befand, von einem Papste erwarten, dem man sich oft nicht getraute, schwierige Geschäfte mitzuteilen, aus Furcht, seiner Gebrechlichkeit den letzten Stoß zu geben?

Allein zur Seite dieses hinsterbenden Greises trat ein junger Mann von 25 Jahren auf, sein Nepote Ludovico Ludovisio, der sich sogleich in Besitz der päpstlichen Allgewalt setzte und so viel Geist und Kühnheit zeigte, wie die Lage der Dinge nur immer erforderte.

Ludovico Ludovisio war prächtig, glänzend, versäumte nicht, Reichtümer an sich zu bringen, vorteilhafte Familienverbindungen zu schließen, seine Freunde zu begünstigen, zu befördern; er lebte und

ließ leben; aber dabei hatte er doch auch die großen Interessen der Kirche im Auge; selbst seine Feinde gestehen ihm wahrhaftes Talent für die Leitung der Geschäfte zu, einen richtig fühlenden Geist, der in den schwierigsten Verwickelungen eine befriedigende Auskunft entdeckte, und alle den unbesorgten Mut, der dazu gehört, ein mögliches Ergebnis in dem Dunkel der Zukunft wahrzunehmen und darauf hinzusteuern. Hätte ihn nicht die Schwächlichkeit des Oheims, die ihm keine lange Dauer seiner Gewalt verhieß, in Schranken gehalten, so würde keine Rücksicht auf der Welt Einfluß auf ihn gehabt haben.

Da ist nun sehr wichtig, daß der Nepote wie der Papst von der Idee, in der Ausbreitung des Katholizismus das Heil der Welt zu erblicken, erfüllt war. Kardinal Ludovisio war von den Jesuiten erzogen und ihr großer Gönner; die Kirche St. Ignatius zu Rom ist großenteils auf seine Kosten erbaut worden; er gab etwas darauf, daß er Protektor der Kapuziner wurde, und meinte, das sei die wichtigste Protektion, die er habe; mit Vorliebe und Hingebung widmete er sich der devotesten Abstufung römischer Meinungen.

Will man sich den Geist der neuen Verwaltung im allgemeinen vergegenwärtigen, so braucht man sich nur zu erinnern, daß Gregor XV. es ist, unter dem die Propaganda gestiftet und die Begründer der Jesuiten, Ignatius und Xaver, heilig gesprochen worden sind.

Der Ursprung der Propaganda liegt eigentlich schon in einer Anordnung Gregors XIII., durch welche eine Anzahl Kardinäle mit der Leitung der Missionen im Orient beauftragt und der Druck von Katechismen in den minder bekannten Sprachen angeordnet wurde. Jedoch war das Institut weder fest begründet, noch mit den nötigen Mitteln versehen, noch auch umfassend. Nun blühte damals ein großer Prediger zu Rom, Girolamo da Narni, der sich durch ein Leben, das ihm den Ruf eines Heiligen verschaffte, die allgemeine Verehrung erwarb und auf der Kanzel eine Gedankenfülle, Gediegenheit des Ausdrucks, Majestät des Vortrags entwickelte, welche jedermann hinrissen. Als Bellarmin einst aus einer Predigt desselben kam, sagte er, er glaube, daß ihm soeben von den drei Wünschen des heiligen Augustin einer gewährt worden sei, nämlich der Wunsch, St. Paulum zu hören. Auch Kardinal Ludovisio stand ihm nahe; er hatte die Kosten zum Druck seiner Predigten hergegeben. Dieser Kapuziner nun zunächst faßte den Gedanken einer Erweiterung jenes Institutes. Auf seinen Rat ward eine Kongregation in aller Form gegründet, um in regelmäßigen Sitzungen die Leitung der Missionen in allen Teilen der Welt zu besorgen; wenigstens jeden Monat einmal sollte sie sich vor dem Papste versammeln. Gregor XV. wies die ersten Gelder an; der Nepot steuerte aus seinem Privatvermögen bei, und da dies Institut einem in der Tat vorhandenen Bedürfnisse entgegenkam, das sich eben fühlbar

machte, so nahm es sich von Tag zu Tag glänzender auf. Wer weiß nicht, was die Propaganda schon für allgemeine Sprachkunde getan hat? Sie hat aber überhaupt, und vielleicht in den ersten Zeiten am erfolgreichsten, ihren Beruf auf eine großartige Weise zu erfüllen gesucht.

An diese Gesichtspunkte schloß sich die Kanonisation jener beiden Jesuiten an. „Zu der Zeit," sagt die Bulle, „als man neue Welten gefunden und als in der alten sich Luther zur Bekämpfung der katholischen Kirche erhoben habe, sei der Geist Ignatio Loyolas zur Stiftung einer Gesellschaft erweckt worden, die sich vorzugsweise der Bekehrung der Heiden und der Herbeibringung der Ketzer widme. Vor allen anderen Mitgliedern derselben habe sich aber Franz Xaver würdig gemacht, der Apostel der neugefundenen Nationen zu heißen. Deshalb seien sie jetzt beide in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen: Kirchen und Altäre, wo man Gott sein Opfer darbringe, sollen ihnen geweiht werden."

Und in dem Geiste, der sich in diesen Akten darstellt, traf die neue Regierung auch unverweilt Anstalt, den Siegen, welche die Katholiken erfochten, Bekehrungen folgen zu lassen, die Eroberungen, die sie gemacht, durch Wiederherstellung der Religion zu rechtfertigen und zu befestigen. „Alle unsere Gedanken," sagt eine der ersten Instruktionen Gregors XV., „müssen wir dahin richten, von dem glücklichen Umschwung, von der sieghaften Lage der Dinge so viel

Vorteil zu ziehen wie möglich." Ein Vorhaben, das auf das glänzendste gelang.

Allgemeine Ausbreitung des Katholizismus.

1. Böhmen. Die österreichischen Erblande.

Zuerst fiel das Augenmerk der päpstlichen Gewalt auf das aufgehende Glück der katholischen Meinung in den österreichischen Provinzen.

Indem Gregor XV. dem Kaiser die Subsidien verdoppelte, die ihm bisher gezahlt worden, und ihm zugleich ein nicht unbeträchtliches außerordentliches Geschenk versprach — obwohl er, wie er sagt, kaum selbst zu leben übrig behalte —, schärft er ihm ein, daß er keinen Augenblick zögern, seinen Sieg auf das rascheste verfolgen und zugleich die Herstellung der katholischen Religion ins Werk setzen möge. Nur durch diese Herstellung könne er dem Gott des Sieges danken. Er geht von dem Grundsatze aus, durch die Rebellion seien die Lande der Notwendigkeit eines strengeren Zwanges verfallen; man müsse sie mit Gewalt nötigen, ihre Gottlosigkeiten fahren zu lassen.

Der Nuntius, welchen Gregor XV. an den Kaiser schickte, war der in deutschen Geschichten wohlbekannte Carl Caraffa. Aus den beiden Relationen, die von ihm übrig sind, die eine gedruckt, die andere handschriftlich, können wir mit Sicherheit entnehmen, welche Maßregeln er zur Errichtung jener Absichten ergriffen hat.

In Böhmen, wo seine Tätigkeit begann, war seine erste Sorge, die protestantischen Prediger und Schullehrer zu entfernen, „welche der Beleidigung göttlicher und menschlicher Majestät schuldig seien."

Nicht so ganz leicht ward ihm dies: die Mitglieder der kaiserlichen Regierung zu Prag fanden es noch zu gefährlich. Erst als Mansfeld aus der Oberpfalz vertrieben, alle auswärtige Gefahr entfernt und ein paar auf das Verlangen des Nuntius angeworbene Regimenter in Prag eingerückt waren, am 13. Dezember 1621, wagte man, dazu zu schreiten. Aber auch dann schonte man noch die beiden lutherischen Prediger aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen. Der Nuntius, Repräsentant eines Prinzips, das keine Rücksicht kennt, wollte davon nichts hören; er klagte, das ganze Volk hänge sich an die Leute: ein katholischer Priester bekomme nichts zu tun, er finde sein Auskommen nicht. Im Oktober 1622 drang er endlich durch, und auch die lutherischen Prediger wurden verwiesen. Einen Augenblick schien es, als würden sich die Befürchtungen der Regierungsräte bewähren: der Kurfürst von Sachsen erließ ein drohendes Schreiben und nahm in den wichtigsten Fragen eine feindliche Stellung an; selbst der Kaiser sagte dem Nuntius einmal, man habe wohl allzuviel Eile gehabt, und es wäre besser gewesen, eine gelegenere Zeit zu erwarten. Jedoch man kannte die Mittel, Ferdinand festzuhalten. Der alte Bischof von Würzburg stellte ihm vor: „vor Gefahren werde ein glor-

reicher Kaiser nicht erschrecken; es stehe ihm auch allemal besser an, in die Gewalt der Menschen zu fallen, als in die Hände des lebendigen Gottes." Der Kaiser gab nach. Der Nuntius erlebte den Triumph, daß Sachsen sich die Entfernung der Prediger zuletzt doch gefallen ließ und von seiner Opposition zurücktrat.

Hiedurch war der Weg geebnet. An die Stelle der protestantischen Prediger traten — denn an Weltgeistlichen hatte man noch einen empfindlichen Mangel — Dominikaner, Augustiner, Karmeliter; aus Gnesen langte eine ganze Kolonie Franziskaner an; die Jesuiten ließen es nicht an sich fehlen; als ein Schreiben der Propaganda einlief, worin sie ersucht wurden, die Stellen von Pfarrern zu übernehmen, hatten sie das schon getan.

Und nun hätte nur noch die Frage sein können, ob man nicht wenigstens zum Teil den nationalen utraquistischen Ritus nach den Bestimmungen des Baseler Konziliums bestehen lassen dürfe. Die Regierungsräte, der Gouverneur selbst, Fürst Lichtenstein, waren dafür; sie gestatteten, daß der Gründonnerstag 1622 noch einmal mit dem Genuß beider Gestalten gefeiert wurde; und schon erhob sich eine Stimme in dem Volke, daß man sich diesen altherkömmlichen vaterländischen Gebrauch nicht entreißen lassen dürfe. Aber durch keine Vorstellung war der Nuntius dafür zu stimmen: unerschütterlich hielt er die Gesichtspunkte der Kurie fest; er wußte wohl, daß

der Kaiser sie zuletzt billigen werde; und in der Tat gelang es ihm, eine Erklärung desselben auszubringen, daß sich seine weltliche Regierung in die religiösen Geschäfte nicht zu mischen habe. Hierauf ward die Messe allenthalben nur noch nach römischem Ritus gehalten: lateinisch, mit Aussprengung von Weihwasser und Anrufung der Heiligen; an den Genuß beider Gestalten war nicht mehr zu denken; der keckste Verteidiger dieses Gebrauches wurde gefangen gesetzt; endlich ward auch das Symbol des Utraquismus, der große Kelch mit dem Schwert an der Theinkirche, dessen Anblick die alten Erinnerungen wach erhalten hätte, heruntergenommen. Den sechsten Juli, wo man sonst das Andenken an Johann Huß gefeiert, wurden die Kirchen sorgfältig verschlossen gehalten.

Dieser strengsten Einwirkung römischer Dogmen und Gebräuche kam nun die Regierung mit politischen Mitteln zu Hilfe. Die Konfiskationen brachten einen beträchtlichen Teil des Landeigentums in katholische Hände; die Erwerbung liegender Gründe ward den Protestanten so gut wie unmöglich gemacht; in allen königlichen Städten ward der Rat geändert; man hätte kein Mitglied darin geduldet, dessen Katholizismus verdächtig gewesen wäre. Die Rebellen wurden begnadigt, sobald sie sich bekehrten; den Widerspenstigen dagegen, den Unüberzeugbaren, die sich den geistlichen Ermahnungen nicht fügen wollten, wurde Einquartierung in die Häuser gelegt, „damit,“

wie der Nuntius wörtlich sagt, „ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen möchten."

Die Wirkung, die aus dieser vereinigten Anwendung von Gewalt und Lehre entsprang, war selbst dem Nuntius unerwartet. Er war erstaunt, wie zahlreich die Kirchen in Prag besucht wurden, manchen Sonntag morgen von zwei- bis dreitausend Menschen, und wie bescheiden, andächtig und äußerlich katholisch sich diese betrugen. Er leitet das daher, daß die katholischen Erinnerungen hier doch niemals ganz verloschen gewesen, — wie man z. B. das große Kruzifix auf der Brücke selbst von der Gemahlin König Friedrichs nicht habe wegnehmen lassen; — der Grund wird sein, daß die protestantischen Überzeugungen die Massen hier in der Tat noch nicht durchdrungen hatten. Unaufhaltsam schritt die Bekehrung vorwärts; im Jahre 1624 wollen die Jesuiten allein 16000 Seelen zur katholischen Kirche zurückgebracht haben. In Tabor, wo der Protestantismus ausschließend zu herrschen geschienen, traten bereits Ostern 1622 fünfzig, Ostern 1623 alle anderen Familien über. Wie so vollkommen ist Böhmen mit der Zeit katholisch geworden!

Wie in Böhmen, ging es auch in Mähren, und hier kam man sogar noch rascher zum Ziele, da der Kardinal Dietrichstein, zugleich Gouverneur des Landes und Bischof von Olmütz, geistliche und weltliche Gewalt in diesem Sinne vereinigte. Nur fand sich hier eine besondere Schwierigkeit. Der Adel

wollte sich die mährischen Brüder nicht entreißen lassen, deren Dienste in Haus und Feld unschätzbar, deren Ortschaften die blühendsten im Lande waren; in dem geheimen Rate des Kaisers selbst fanden sie Fürsprache. Jedoch der Nuntius und das Prinzip siegten auch hier. Bei 15000 wurden entfernt.

Im Glatzischen hatte der junge Graf Thurn die protestantischen Fahnen noch einmal zum Siege geführt; aber den Kaiserlichen kamen die Polen zu Hilfe; hierauf ward das Land überwältigt, auch die Stadt erobert und der katholische Dienst mit gewohnter Strenge hergestellt. Einige sechzig Prediger wurden des Landes verwiesen; eine nicht geringe Anzahl von Gläubigen folgte ihnen; ihre Güter wurden dafür eingezogen; die Menge kehrte zum Katholizismus zurück.

Unter diesen Umständen wurden die so oft wiederholten, so oft mißlungenen Versuche, den Katholizismus in dem eigentlichen Österreich herzustellen, endlich mit entscheidendem Erfolge erneuert. Erst wurden die der Rebellion angeklagten, dann alle anderen Prediger verjagt; mit einem Zehrpfennig versehen, fuhren die armen Leute langsam die Donau hinauf; man lief ihnen nach: wo ist nun euere feste Burg? Der Kaiser erklärte den Landständen gerade heraus: „er habe sich und seinen Nachkommen die Disposition über die Religion gänzlich und allerdings vorbehalten.“ Im Oktober 1624 erschien eine Kommission, die den Einwohnern eine Frist setzte, binnen

welcher sie sich zum katholischen Ritus bekennen oder das Land geräumt haben müßten. Nur dem Adel ward noch für den Augenblick und persönlich einige Nachsicht gewährt.

Nun konnte man in Ungarn, obschon es auch besiegt war, wohl nicht so gewaltsam verfahren; doch brachten der Zug der Dinge, die Gunst der Regierung und vor allem die Bemühungen des Erzbischofs Pazmany auch hier eine Veränderung hervor. Pazmany besaß ein großes Talent, seine Muttersprache gut zu schreiben. Sein Buch: Kalauz, geistreich und gelehrt, war für seine Landsleute unwiderstehlich. Auch die Gabe der Rede war ihm verliehen: er soll bei fünfzig Familien persönlich zum Übertritt bewogen haben. Namen wie Zrinyi, Forgacz, Erdödy, Balassa, Jakusith, Homonay, Adam Thurzo finden wir darunter. Der Graf Adam Zrinyi hatte allein zwanzig protestantische Pfarrer verjagt und katholische an ihre Stelle gesetzt. Unter diesen Einflüssen nahmen auch die ungarischen Reichsangelegenheiten eine andere Wendung. Auf dem Reichstage von 1625 hatte die katholisch-österreichische Partei die Majorität. Ein Konvertit, den der Hof wünschte, ein Esterhazy, ward zum Palatin ernannt.

Bemerken wir aber hier gleich den Unterschied. In Ungarn war der Übertritt bei weitem freiwilliger als in den übrigen Provinzen; die Magnaten gaben mit demselben kein einziges ihrer Rechte auf; es könnte eher sein, daß sie neue erworben hätten. In

den österreichisch-böhmischen Landschaften dagegen hatte sich die ganze Selbständigkeit der Stände, ihre Kraft und Macht in die Formen des Protestantismus geworfen; ihr Übertritt war, wenn nicht in jedem einzelnen Falle, doch im ganzen erzwungen; mit der Wiederherstellung des Katholizismus trat hier zugleich die vollkommene Gewalt der Regierung ein.

2. Das Reich. Übertragung der Kur.

Wir wissen, wie so viel weiter man in dem deutschen Reiche schon war als in den Erblanden; dessenungeachtet hatten die neuen Ereignisse auch hier eine unbeschreibliche Wirkung.

Einmal bekam die Gegenreformation wieder frischen Antrieb und ein neues Feld.

Nachdem Maximilian die Oberpfalz in Besitz genommen, zögerte er nicht lange, die Religion daselbst zu ändern: — er teilte die Landschaft in zwanzig Stationen, in denen fünfzig Jesuiten arbeiteten; die Kirchen wurden ihnen mit Gewalt übergeben, die Übung des protestantischen Gottesdienstes überhaupt verboten; je mehr die Wahrscheinlichkeit zunahm, daß das Land bayerisch bleiben würde, um so mehr fügten sich die Einwohner.

Auch die Unterpfalz betrachteten die Eroberer gleich als ihr Eigentum. Schenkte doch Maximilian sogar die Heidelberger Bibliothek dem Papste!

Schon vor der Eroberung nämlich — um hievon ein Wort hinzuzufügen — hatte der Papst durch den Nun-

tius Montorio in Köln den Herzog um diese Gunst ersuchen lassen; der Herzog hatte sie mit gewohnter Bereitwilligkeit versprochen; bei der ersten Nachricht von der Einnahme Heidelbergs machte dann Montorio sein Recht geltend. Man hatte ihm gesagt, daß vornehmlich die Handschriften von unschätzbarem Werte seien, und er ließ Tilly nur bitten, sie zunächst vor der Plünderung zu schützen. Dann schickte der Papst den Doktor Leone Allacci, Skriptor der Vatikana, nach Deutschland, die Bücher in Empfang zu nehmen. Gregor XV. nahm die Sache sehr hoch auf. Er erklärte es für eines der glücklichsten Ereignisse seines Pontifikates, welches dem Heiligen Stuhle, der Kirche, den Wissenschaften zu Ehre und Nutzen gereichen werde; auch dem bayerischen Namen sei es rühmlich, daß eine so kostbare Beute zu ewigem Gedächtnis in der Weltschaubühne Rom aufbewahrt werde.

Übrigens zeigte der Herzog auch hier einen unermüdlichen reformatorischen Eifer; er übertraf darin die Spanier, die doch auch gut katholisch waren. Mit Entzücken sah der Nuntius in Heidelberg, „von wo die Norm der Kalvinisten, der berufene Katechismus, ausgegangen sei,“ die Messe zelebrieren und Bekehrungen geschehen.

Indessen reformierte Kurfürst Schweikhard die Bergstraße, die er in Besitz genommen, Markgraf Wilhelm Oberbaden, das ihm nach langem Prozeß zuerkannt worden, obwohl sein Herkommen kaum ehelich, geschweige denn ebenbürtig war; er hatte es dem

Nuntius Caraffa schon vorher ausdrücklich versprochen. Auch in Landschaften, welche von den politischen Ereignissen nicht unmittelbar berührt worden, setzte man die alten Bestrebungen mit verjüngtem Eifer fort: in Bamberg, Fulda, auf dem Eichsfelde, in Paderborn, wo zweimal nacheinander katholische Bischöfe in Besitz gelangten; vorzüglich im Münsterischen, wo Meppen, Vechta, Haltern und viele andere Bezirke im Jahre 1624 katholisch gemacht wurden. Erzbischof Ferdinand errichtete beinahe in allen Städten Missionen, in Koesfeld „zur Wiederbringung der uralten, bei vielen erkalteten katholischen Religion" ein Kollegium der Jesuiten; bis nach Halberstadt und Magdeburg finden wir jesuitische Missionare; in Altona siedeln sie sich an, um die Sprache zu erlernen und alsdann nach Dänemark und Norwegen vorzudringen.

Mit Gewalt, sehen wir, ergießen sich die katholischen Bestrebungen von dem oberen Deutschland nach dem niederen, von dem Süden nach dem Norden. Indes wird auch der Versuch gemacht, in den allgemeinen Reichsangelegenheiten einen neuen Standpunkt zu erobern.

Unmittelbar bei dem Bundesabschluß hatte Ferdinand II. dem Herzog Maximilian das Versprechen gegeben, im Falle eines glücklichen Erfolges die pfälzische Kurwürde auf ihn zu übertragen.

Es kann keine Frage sein, welchen Gesichtspunkt man katholischerseits hiebei vorzüglich faßte. Der

Stimmenmehrheit, welche diese Partei im Fürstenrate besaß, hatte sich bisher die gleiche Stimmenanzahl entgegengesetzt, welche die protestantische im kurfürstlichen Kollegium behauptete; geschah die Übertragung, so war man einer solchen Fessel auf immer entledigt.

Von jeher stand der päpstliche Hof mit Bayern in engem Vernehmen; auch Gregor XV. machte diese Sache recht eigentlich zu der seinigen.

Gleich durch den ersten Nuntius, den er nach Spanien schickte, ließ er den König ermahnen, zur Vernichtung des Pfalzgrafen, zur Übertragung der Kur beizutragen, was die kaiserliche Krone auf ewig den Katholiken sichern werde. Nicht so ganz leicht waren die Spanier dazu zu stimmen. Sie standen mit dem Könige von England in den wichtigsten Unterhandlungen und trugen Bedenken, ihn in seinem Schwiegersohne, jenem Pfalzgrafen Friedrich, dem ja die Kur gehörte, zu beleidigen. Um so eifriger ward Papst Gregor. An dem Nuntius war es ihm nicht genug; im Jahre 1622 finden wir auch den geschickten Kapuzinerbruder Hyacinth, der das besondere Vertrauen Maximilians genoß, im päpstlichen Auftrag an dem spanischen Hofe. Höchst ungern ging man dort näher heraus. Nur so viel erklärte endlich der König, er wolle die Kur lieber in dem bayerischen Hause sehen als in seinem eigenen. Dem Bruder Hyacinth genügte dies. Mit dieser Erklärung eilte er nach Wien, um dem Kaiser die Zweifel zu benehmen, die er aus

Rücksicht auf Spanien hegen möchte. Hier kam ihm dann der gewohnte Einfluß des Nuntius Caraffa, der Papst selbst kam ihm mit einem neuen Schreiben zu Hilfe. „Siehe da," ruft der Papst darin dem Kaiser zu, „die Pforten des Himmels sind geöffnet; die himmlischen Heerscharen treiben dich an, eine so große Ehre zu erwerben; sie werden in deinem Lager für dich streiten." Eine besondere Betrachtung wirkte hiebei auf den Kaiser, die ihn recht eigen bezeichnet. Schon lange dachte er auf die Übertragung und hatte diese Absicht in einem Briefe ausgesprochen, der den Protestanten in die Hände fiel und von denselben bekannt gemacht ward. Der Kaiser fand sich hiedurch gleichsam gebunden. Er glaubte, es gehöre zur Behauptung seines kaiserlichen Ansehens, einen einmal gehegten Willen um so strenger festzuhalten, je mehr man davon erfahren habe. Genug, er faßte die Resolution, bei dem nächsten Kurfürstentage zur Übertragung zu schreiten.

Es fragte sich nur, ob das auch die Reichsfürsten billigen würden. Das meiste kam hiebei auf Schweikhard von Mainz an, und der Nuntius Montorio wenigstens versichert, anfangs sei dieser bedächtige Fürst dagegen gewesen; er habe erklärt, der Krieg werde sich nur noch furchbarer erneuern, als er schon gewütet; übrigens stehe, wenn man ja zu einer Veränderung schreiten wolle, dem Pfalzgrafen von Neuburg das nähere Recht zu: man könne ihn unmöglich übergehen. Der Nuntius sagt nicht, wodurch er den

Fürsten endlich überredete. „In den vier oder fünf Tagen," sind seine Worte, „die ich mit ihm in Aschaffenburg zubrachte, erlangte ich den erwünschten Beschluß." Nur so viel sehen wir: auf den Fall, daß es aufs neue zum Kriege komme, ward die ernstliche Hilfe des Papstes zugesagt.

Der Entschluß des Kurfürsten von Mainz war aber für die Sache entscheidend. Seine beiden rheinischen Kollegen folgten seiner Meinung. Obwohl Brandenburg und Sachsen noch immer widersprachen — erst später ward der sächsische Widerspruch ebenfalls durch den Erzbischof von Mainz beseitigt —, obwohl auch der spanische Gesandte sich jetzt geradezu dagegen erklärte, so schritt doch der Kaiser standhaft vorwärts. Am 25. Februar 1623 übertrug er die Kur auf seinen siegreichen Verbündeten; doch sollte sie anfangs bloß ein persönlicher Besitz sein; den pfälzischen Erben und Agnaten sollten ihre Rechte für die Zukunft vorbehalten bleiben.

Indessen war auch unter dieser Bedingung unendlich viel gewonnen, vor allem das Übergewicht in dem höchsten Rate des Reiches, dessen Beifall nunmehr jedem neuen Beschlusse zum Vorteil des Katholizismus eine rechtliche Sanktion gab.

Maximilian sah wohl, wieviel er hiebei Papst Gregor XV. zu verdanken hatte. „Eure Heiligkeit," schreibt er ihm, „hat diese Sache nicht allein befördert, sondern durch Ihre Erinnerungen, Ihr Ansehen, Ihre eifrigen Bemühungen geradezu bewirkt. Ganz

und gar muß sie der Gunst und Wachsamkeit Euerer Heiligkeit zugeschrieben werden."

„Dein Schreiben, o Sohn," antwortete Gregor XV., „hat unsere Brust mit einem Strome von Wonne wie mit himmlischem Manna erfüllt; endlich darf die Tochter Zion die Asche der Trauer von ihrem Haupte schütteln und sich in festliche Gewande kleiden."

3. Frankreich.

In dem nämlichen Momente trat nun auch die große Wendung der Dinge in Frankreich ein.

Fragen wir, woher im Jahre 1621 die Verluste des Protestantismus hauptsächlich kamen, so war es die Entzweiung innerhalb desselben, der Abfall des Adels. Es möchte wohl sein, daß dies mit jenen republikanischen Bestrebungen zusammenhing, die eine munizipale, eine theologische Grundlage hatten und dem Einfluß des Adels ungünstig waren. Die Edelleute mochten es nützlicher finden, sich an König und Hof anzuschließen, als sich von Predigern und Bürgermeistern regieren zu lassen. Genug, schon im Jahre 1621 wurden die Sicherheitsplätze von ihren Gouverneuren wetteifernd überliefert; ein jeder suchte nur sich selbst eine günstige Stellung auszubedingen; im Jahre 1622 wiederholte sich dies: la Force und Chatillon erhielten Marschallstäbe, als sie von ihren Glaubensgenossen abfielen; der alte Lesdiguières ward katholisch und führte selbst eine Heeresabteilung gegen die Protestanten an; ihr Beispiel riß viele

andere zum Übertritt fort. Unter diesen Umständen konnte 1622 nur ein höchst ungünstiger Friede geschlossen werden; ja, man durfte sich nicht einmal schmeicheln, daß er gehalten werden würde. Früher, als die Protestanten mächtig waren, hatte der König die Verträge so oft übertreten und gebrochen: sollte er sie beobachten, nachdem diese ihre Macht verloren hatten? Es geschah alles, was der Friede untersagte: das protestantische Exerzitium ward an vielen Orten geradezu verhindert; man verbot den Reformierten, auf der Straße, in den Läden ihre Psalmen zu singen; ihre Rechte auf den Universitäten wurden beschränkt; Fort Louis, das man zu schleifen versprochen, ward beibehalten; es folgte ein Versuch, die Wahl der Magistrate in den protestantischen Städten in königliche Hände zu bringen: gleich durch ein Edikt vom 17. April 1622 ward ein Kommissar für die Versammlungen der Reformierten aufgestellt. Nachdem diese sich einmal einen so großen Eingriff in ihre althergebrachten Freiheiten hatten gefallen lassen, mischte sich die Regierung in die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten: die Hugenotten wurden durch die Kommissare verhindert, die Beschlüsse der Dordrechter Synode anzunehmen.

Es war keine Selbständigkeit mehr in ihnen; sie konnten keinen nachhaltigen Widerstand mehr leisten. In ihrem ganzen Gebiete griffen die Bekehrungen um sich.

Die Kapuziner erfüllten Poitou und Languedoc mit

Missionen; die Jesuiten, welche in Aix, Lyon, Pau und vielen anderen Orten neue Institute erhielten, machten in den Städten und auf dem Lande die größten Fortschritte; ihre marianischen Sodalitäten wußten durch die Bemühung, die sie den im letzten Kriege Verwundeten widmeten, die allgemeine Aufmerksamkeit und Billigung zu erwerben.

Auch Franziskaner zeichneten sich aus, wie jener Pater Villèle von Bordeaux, von dem man fast mythisch erzählt: nachdem er die ganze Stadt Foix auf seine Seite gebracht, habe sich auch ein mehr als hundertjähriger Alter bequemt, eben derselbe, der einst aus der Hand Kalvins den ersten protestantischen Prediger empfangen und nach Foix geführt hatte. Die protestantische Kirche ward niedergerissen; den verjagten Prediger ließen die triumphierenden Patres durch einen Trompeter von Stadt zu Stadt begleiten.

Genug, die Bekehrung schritt mächtig fort: Vornehme, Geringe, selbst Gelehrte traten über; auf diese letzteren wirkte besonders der Beweis, daß schon die alte Kirche vor dem Konzilium von Nizäa die Heiligen angerufen, für die Verstorbenen gebetet, eine Hierarchie und viele katholische Gebräuche gehabt habe.

Wir haben Relationen einiger Bischöfe übrig, aus denen sich das numerische Verhältnis der Bekenntnisse ergibt, wie es sich unter diesen Umständen festsetzte. In dem Sprengel von Poitiers war in einigen Städten die Hälfte der Einwohner protestantisch, z. B. in Lu-

signan, St. Maixant; in anderen, wie Chauvigny, Niort, ein Drittel; ein Viertel in Loudun; in Poitiers selbst nur der zwanzigste Teil, bei weitem noch ein geringerer auf dem Lande. Auch zum Behuf der Bekehrung standen die Bischöfe in unmittelbarem Verkehr mit dem römischen Stuhle; sie machten ihm ihre Berichte und trugen ihm ihre Wünsche vor; der Nuntius war angewiesen, was sie ihm angeben würden, an den König zu bringen und zu bevorworten. Sie gehen hiebei oft sehr ins einzelne. Der Bischof von Vienne z. B. findet die Missionare besonders von einem Prediger in St. Marcellin gehemmt, der sich unüberwindlich zeigt; der Nuntius wird beauftragt, die Entfernung desselben bei Hofe zu betreiben. Er soll den Bischof von St. Malo unterstützen, der sich beklagt hat, daß man in einem Schlosse seiner Diözese keinen katholischen Gottesdienst dulde. Dem Bischof von Xaintes soll er einen geschickten Bekehrer, der ihm namhaft gemacht wird, zufertigen. Zuweilen werden die Bischöfe aufgefordert, wenn sie auf Hindernisse stoßen, näher anzugeben, was sich tun lasse, damit es der Nuntius dem Könige vortragen könne.

Es ist eine enge Vereinigung aller geistlichen Gewalten mit der Propaganda, die sich, wie gesagt, in den ersten Jahren vielleicht am wirksamsten zeigte, und dem Papste; Eifer, lebendige Tätigkeit im Gefolge einer glücklichen Entscheidung der Waffen; Teilnahme des Hofes, der hierin ein großes politisches Interesse sieht, — ein Zeitraum deshalb, in welchem sich die

Verluste des Protestantismus in Frankreich auf immer entscheiden.

4. Vereinigte Niederlande.

Es beschränkten sich aber diese Fortschritte nicht auf Länder, wo die Regierung katholisch war; in dem nämlichen Moment zeigten sie sich auch unter protestantischen Herrschaften.

Man erstaunt schon, wenn man bei Bentivoglio liest, daß in jenen niederländischen Städten, die dem Könige von Spanien doch hauptsächlich um der Religion willen so heldenmütig und so lange Widerstand geleistet hatten, vielleicht der größere Teil der angesehenen Häuser sich zum Katholizismus bekannt habe; allein noch bei weitem auffallender ist es, wenn eine sehr ins einzelne gehende Relation vom Jahre 1622 sogar von Zunahme und Fortschritten des Katholizismus unter so ungünstigen Umständen berichtet. Die Priester wurden verfolgt, verjagt; dessenungeachtet nahm ihre Anzahl zu. Im Jahre 1592 war der erste Jesuit nach den Niederlanden gekommen; im Jahre 1622 zählte man 22 Mitglieder dieses Ordens daselbst. Aus den Kollegien von Köln und Löwen gingen immer neue Arbeiter hervor: im Jahre 1622 waren 220 Weltpriester in den Provinzen beschäftigt, — aber sie reichten für das Bedürfnis bei weitem nicht hin. Jener Relation zufolge stieg die Anzahl der Katholiken in der Erzdiözese Utrecht auf 150 000, in der Diözese Haarlem, zu welcher Amsterdam gehörte, auf 100 000

Seelen; Leeuwarden hatte 15 000, Groningen 20 000, Deventer 60 000 Katholiken; — der apostolische Vikar, welcher damals vom römischen Stuhle nach Deventer geschickt ward, hat dort in drei Städten und einigen Dörfern 12 000 Personen die Firmelung erteilt. Die Zahlen dieser Relation werden sehr übertrieben sein; aber man sieht doch, daß auch dies so vorzugsweise protestantische Land noch ungemein starke katholische Elemente hatte. Wurden doch selbst jene Bistümer, die Philipp II. hier einzuführen gesucht, von den Katholischen fortwährend anerkannt. Eine Lage der Dinge, die es eben sein mochte, was in den Spaniern den Mut erweckte, ihren Krieg zu erneuern.

5. Verhältnis zu England.

Friedlichere Aussichten hatten sich indes in England eröffnet. Der Sohn der Maria Stuart vereinigte die großbritannischen Kronen; und entschlossener als je näherte er sich jetzt den katholischen Mächten.

Schon ehe Jakob I. den englischen Thron bestieg, ließ ihn Klemens VIII. wissen, „er bete für ihn als den Sohn einer so tugendreichen Mutter; er wünsche ihm alles weltliche und geistliche Heil; er hoffe, ihn selbst noch katholisch zu sehen." In Rom beging man diese Thronbesteigung mit feierlichen Gebeten und Prozessionen.

Eine Annäherung, die Jakob auf eine entsprechende Weise zu erwidern nicht hätte wagen dürfen, wenn er auch dazu geneigt gewesen wäre; aber er gestattete

doch, daß sein Gesandter Parry in Paris mit dem dortigen Nuntius Bubalis in vertrauliches Vernehmen trat. Der Nuntius kam mit einem Schreiben des Kardinalnepoten Aldobrandino hervor, worin dieser die englischen Katholiken ermahnte, dem König Jakob als ihrem König und natürlichen Herrn zu gehorchen, ja für ihn zu beten; Parry antwortete mit einer Instruktion Jakobs I., worin dieser versprach, die friedfertigen Katholiken ohne alle Beschwerde leben zu lassen.

In der Tat fing man in dem nördlichen England wieder an, die Messe öffentlich zu halten: die Puritaner beklagten sich, es seien seit kurzem 50 000 Engländer zum Katholizismus übergetreten; Jakob soll ihnen die Antwort gegeben haben: „sie möchten ihrerseits ebensoviel Spanier und Italiener bekehren."

Diese Erfolge mögen die Katholiken veranlaßt haben, ihre Hoffnungen zu hoch zu spannen. Als sich der König dabei doch immer auf der anderen Seite hielt, die alten Parlamentsakten doch wieder ausgeführt wurden, neue Verfolgungen eintraten, gerieten sie in eine desto erbittertere Aufregung: in der Pulververschwörung brach sie auf eine furchtbare Weise hervor.

Hierauf konnte nun auch der König keinerlei Toleranz weiter stattfinden lassen. Die strengsten Gesetze wurden gegeben und gehandhabt, Haussuchungen, Gefängnis, Geldstrafen verhängt, die Priester, vor allem die Jesuiten, verbannt und verfolgt; mit

äußerster Strenge glaubte man so unternehmende Feinde in Zaum halten zu müssen.

Fragte man aber den König privatim, so waren seine Äußerungen sehr gemäßigt. Einem lothringischen Prinzen, der ihn einst nicht ohne Wissen Pauls V. besuchte, sagte er geradezu, zwischen den verschiedenen Bekenntnissen sei doch am Ende nur ein kleiner Unterschied. Zwar halte er das seine für das beste; er nehme es an aus Überzeugung, nicht aus Staatsgründen; aber gern höre er auch andere; da es allzuschwer halte, ein Konzilium zu berufen, so würde er es gern sehen, wenn man eine Zusammenkunft gelehrter Männer veranstalten wollte, um eine Aussöhnung zu versuchen. Komme ihm der Papst nur einen Schritt entgegen, so werde er von seiner Seite deren vier tun. Auch er erkenne die Autorität der Väter an: Augustin gelte ihm mehr als Luther, St. Bernhard mehr als Kalvin; ja, er sehe in der römischen Kirche, selbst der gegenwärtigen, die wahre Kirche, die Mutter aller anderen; nur habe sie eine Reinigung nötig; — er gestehe ein, was er freilich einem Nuntius nicht sagen würde, aber wohl einem Freunde und Vetter anvertrauen könne, der Papst sei das Haupt der Kirche, der oberste Bischof. Ihm tue man deshalb großes Unrecht, wenn man ihn als Ketzer oder Schismatiker bezeichne: ein Ketzer sei er nicht, denn er glaube eben das, was der Papst glaube, nur daß dieser einiges mehr annehme; auch kein Schismatiker, denn er halte den Papst für das Oberhaupt der Kirche.

Bei solchen Gesinnungen und einer damit zusammenhängenden Abneigung gegen die puritanische Seite des Protestantismus wäre es dem König allerdings lieber gewesen, sich mit den Katholiken friedlich zu verständigen, als sie mit Gewalt und unaufhörlicher Gefahr in Zaum zu halten.

Noch immer waren sie in England mächtig und zahlreich. Trotz großer Niederlagen und Verluste oder vielmehr gerade infolge derselben war Irland in unaufhörlicher Gärung; es hatte ein großes Interesse für den König, sich dieses Widerstandes zu entledigen.

Nun muß man wissen, daß sich englische und irische Katholiken an Spanien anschlossen. Die spanischen Botschafter in London, gewandt, klug, prächtig, hatten sich einen ungemeinen Anhang verschafft; ihre Kapelle war immer voll; die heilige Woche war daselbst mit großer Zelebrität gefeiert; auch nahmen sich die Gesandten ihrer Glaubensgenossen häufig an; sie wurden, wie ein Venezianer sagt, gleichsam als die Legaten des apostolischen Stuhles betrachtet.

Ich fürchte nicht zu irren, wenn ich annehme, daß es vor allem dies Verhältnis war, was König Jakob auf den Gedanken brachte, seinen Erben mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen. Er hoffte, daß er sich hiedurch der Katholiken versichern, daß er die Gunst, welche diese dem spanischen Hause widmeten, für das seine gewinnen werde. Die auswärtigen Verhältnisse fügten einen neuen Beweggrund hinzu. Es

ließ sich erwarten, daß das Haus Österreich, so nahe mit ihm verwandt, sich seinem Schwiegersohne von der Pfalz günstiger zeigen würde.

Es fragte sich nur, ob die Sache ausgeführt werden könne. In der Verschiedenheit der Religion lag ein Hindernis, das für jene Zeit wahrhaft schwer zu beseitigen war.

Immer wird die Welt, die Ordnung der Dinge, von einem phantastischen Element umgeben sein, das sich in Poesie und romantischen Erzählungen ausspricht und dann in der Jugend leicht auf das Leben zurückwirkt. Indem die Unterhandlungen, die man angeknüpft, sich von Tag zu Tage, von Monat zu Monat verzogen, faßte der Prinz von Wales mit seinem vertrauten Freunde und Altersgenossen Buckingham den romanhaften Gedanken, sich selbst aufzumachen und sich seine Braut zu holen. Nicht ganz ohne Anteil an diesem Unternehmen scheint der spanische Botschafter Gondomar gewesen zu sein. Er hatte dem Prinzen gesagt, seine Gegenwart werde allen Schwierigkeiten ein Ende machen.

Wie erstaunte der englische Gesandte in Madrid, Lord Digby, der bis jetzt diese Unterhandlungen geführt hatte, als er eines Tages aus seinem Zimmer gerufen ward, weil ein paar Kavaliere ihn zu sprechen verlangten, und als er dann in diesen Kavalieren den Sohn und den Günstling seines Königs erkannte!

Und allerdings schritt man nun auf das ernstlichste an die Beseitigung jener religiösen Schwierigkeit.

Man bedurfte dabei der päpstlichen Beistimmung, und König Jakob hatte sich nicht gescheut, mit Paul V. unmittelbare Unterhandlungen darüber anzuknüpfen. Doch hatte dieser Papst nur unter der Bedingung einwilligen wollen, daß der König den Katholiken seines Landes vollkommene Religionsfreiheit gewähre. Auf Gregor XV. machte dagegen die Demonstration, die in der Reise des Prinzen lag, einen solchen Eindruck, daß er auch schon geringere Zugeständnisse für annehmlich hielt. In einem Schreiben an den Prinzen drückte er demselben seine Hoffnung aus, „daß sich der alte Same christlicher Frömmigkeit, wie er ehedem in englischen Königen Blüten getragen, jetzt in ihm wieder beleben werde: auf keinen Fall könne er, da er sich mit einem katholischen Fräulein zu vermählen denke, die katholische Kirche unterdrücken wollen.“ Der Prinz antwortete: niemals werde er eine Feindseligkeit gegen die römische Kirche ausüben; er werde es dahin zu bringen suchen, „so wie wir alle,“ sagte er, „einen dreieinigen Gott und einen gekreuzigten Christus bekennen, daß wir uns auch alle zu einem Glauben und einer Kirche vereinigen.“ Man sieht, wie sehr man sich von beiden Seiten einander näherte. Olivarez behauptete, den Papst auf das dringendste um die Dispensation ersucht, ihm erklärt zu haben, der König könne dem Prinzen nichts versagen, was in seinem Königreiche sei. Auch die englischen Katholiken drangen in den Papst; sie stellten vor, daß die Verweigerung der Dispen=

sation eine neue Verfolgung über sie herbeiziehen werde.

Hierauf kam man über die Punkte überein, welche der König zu versprechen habe.

Nicht allein sollte die Infantin mit ihrem Gefolge ihre Religion in einer Kapelle am Hoflager ausüben dürfen, auch die erste Erziehung der Prinzen aus dieser Ehe sollte von ihr abhängen; kein Pönalgesetz sollte auf dieselben Anwendung finden oder ihr Thronfolgerecht zweifelhaft machen können, wenn sie auch katholisch blieben. Überhaupt gelobte der König, „die Privatübung der katholischen Religion nicht zu stören, die Katholischen zu keinem Eide zu nötigen, der ihrem Glauben widerspreche, und dafür zu sorgen, daß die Gesetze gegen die Katholiken von dem Parlament abgeschafft würden.“

Im August 1623 beschwor König Jakob diese Artikel, und es schien kein Zweifel an der Vollziehung der Vermählung übrig zu bleiben.

In Spanien stellte man Festlichkeiten an; der Hof empfing die Glückwünsche; die Gesandten wurden förmlich benachrichtigt; die Hofdamen der Infantin und ihr Beichtvater wurden angewiesen, sich kein Wort entfallen zu lassen, das dieser Heirat zuwiderlaufe.

König Jakob erinnerte seinen Sohn, in der Freude dieser glücklichen Verhältnisse auch seiner Neffen nicht zu vergessen, die ihres Erbteils beraubt seien, seiner Schwester, die in Tränen schwimme. Eifrig

nahm man die pfälzische Sache auf. Es ward der Entwurf gemacht, auch die kaiserliche Linie und das pfälzische Haus in die neue Verwandtschaft zu ziehen: der Sohn des geächteten Kurfürsten sollte mit einer Tochter des Kaisers vermählt werden; um Bayern nicht zu beleidigen, ward die Errichtung einer achten Kur in Vorschlag gebracht. Der Kaiser eröffnete hierüber sogleich die Unterhandlung mit Maximilian von Bayern, der denn auch nicht dawider war und nur die Forderung machte, daß die übertragene pfälzische Kur ihm verbleibe und die neu zu errichtende achte an die Pfalz komme. Für die katholischen Interessen trug das nicht viel aus. In der wiederhergestellten Pfalz sollten die Katholiken Religionsfreiheit genießen; in dem Kurfürstenkollegium würden sie doch immer die Stimmenmehrheit behauptet haben.

So trat die Macht, die unter der vorigen Regierung das Hauptbollwerk des Protestantismus gebildet, in die freundschaftlichste Beziehung zu jenen alten Feinden, denen sie einen unversöhnlichen Haß geschworen zu haben schien, dem Papste und Spanien. Schon fing man in England an, die Katholiken ganz anders zu behandeln. Die Haussuchungen und Verfolgungen hörten auf; gewisse Eidesleistungen wurden nicht mehr gefordert; die katholische Kapelle erhob sich, den Protestanten zum Verdruß; die puritanischen Eiferer, welche die Vermählung verdammten, wurden bestraft. König Jakob zweifelte nicht, daß er noch vor Winter seinen Sohn und dessen junge Gemahlin,

sowie seinen Günstling umarmen werde; alle seine Briefe drücken ein herzliches Verlangen danach aus.

Es leuchtet ein, welche Vorteile sich schon aus der Ausführung jener Artikel ergeben mußten; die Verbindung selbst aber ließ noch ganz andere, unabsehbare Folgen erwarten. — Was der Gewalt nicht gelungen, einen Einfluß des Katholizismus auf die Staatsverwaltung zu erwerben, schien jetzt auf dem friedlichsten, natürlichsten Wege erreicht zu sein.

6. Missionen.

An dieser Stelle, in der Betrachtung dieses glänzenden Fortganges in Europa, mögen wir wohl auch unsere Augen nach den entfernteren Weltgegenden richten, in welchen der Katholizismus vermöge verwandter Antriebe gewaltig vorgedrungen war.

Gleich in der ersten Idee, welche die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier und Portugiesen hervorrief, lag ein religiöses Moment; es hatte sie immer begleitet, belebt, und in den entwickelten Reichen, sowohl im Osten als im Westen, trat es mächtig hervor.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir das stolze Gebäude der katholischen Kirche in Südamerika völlig aufgerichtet. Es sind 5 Erzbistümer, 27 Bistümer, 400 Klöster, unzählige Pfarren und Doktrinas daselbst. Prächtige Kathedralen erheben sich, die glänzendste vielleicht in los Angeles. Die Jesuiten lehren Grammatik und freie Künste; mit

ihrem Kollegium San Ildefonso zu Mexiko ist ein theologisches Seminar verbunden. Auf den Universitäten zu Mexiko und Lima werden alle theologischen Disziplinen gelehrt. Man findet, daß die Amerikaner von europäischer Abstammung sich durch besonderen Scharfsinn auszeichnen; sie selbst bedauern nur, von dem Anblick der königlichen Gnade zu weit entfernt zu sein, um auch nach Verdienst belohnt werden zu können. In regelmäßigem Fortschritt haben indes vorzüglich die Bettelorden das Christentum über den südamerikanischen Kontinent auszubreiten angefangen. Die Eroberung hat sich in Mission verwandelt, die Mission ist Zivilisation geworden; die Ordensbrüder lehren zugleich säen und ernten, Bäume pflanzen und Häuser bauen, lesen und singen. Dafür werden sie dann auch mit tiefer Ergebenheit verehrt. Wenn der Pfarrer in seine Gemeinde kommt, wird er mit Glockengeläut und Musik empfangen; Blumen sind auf den Weg gestreut, die Frauen halten ihm ihre Kinder entgegen und bitten um seinen Segen. Die Indianer zeigen ein großes Wohlgefallen an den Äußerlichkeiten des Gottesdienstes. Sie werden nicht müde, bei der Messe zu dienen, die Vesper zu singen, das Offizium im Chor abzuwarten. Sie haben musikalisches Talent; eine Kirche auszuschmücken, macht ihnen eine harmlose Freude. Denn das Einfache, Unschuldig-phantastische scheint auf sie den größten Eindruck gemacht zu haben. In ihren Träumen sehen sie die Freuden des Para-

dieses. Den Kranken erscheint die Königin des Himmels in aller ihrer Pracht; junge Gefährtinnen umgeben sie und bringen den Darbenden Erquickung; oder sie zeigt sich auch allein und lehrt ihren Verehrer ein Lied von ihrem gekreuzigtem Sohne, „dessen Haupt gesenkt ist, wie der gelbe Halm sich neigt.“

Diese Momente des Katholizismus sind es, welche hier wirken. Die Mönche beklagen nur, daß das schlechte Beispiel der Spanier und ihre Gewaltsamkeit die Eingeborenen verderbe, dem Fortgange der Bekehrung in den Weg trete.

In Ostindien ging es, soweit die Herrschaft der Portugiesen reichte, ungefähr ebenso. Der Katholizismus bekam in Goa einen großartigen Mittelpunkt; Jahr bei Jahr wurden Tausende bekehrt: schon 1565 zählte man bei 300 000 neue Christen um Goa, in den Bergen von Kochin und am Kap Komorin. Aber das allgemeine Verhältnis war doch durchaus anders. Den Waffen wie der Lehre stellten sich hier eine große, eigentümliche, unbezwungene Welt entgegen, uralte Religionen, deren Dienst Sinn und Gemüt fesselte, mit der Sitte und der Denkweise der Völker innig vereinigt.

Es war die natürliche Tendenz des Katholizismus, auch diese Welt zu überwinden.

Dem ganzen Tun und Treiben Franz Xavers, der bereits 1542 in Ostindien anlangte, liegt diese Idee zugrunde. Weit und breit durchzog er Indien. Er betete am Grabe des Apostels Thomas zu Meliapur;

er predigte von einem Baume herab dem Volke von Travankor; auf den Molukken lehrte er geistliche Gesänge, die dann von den Knaben auf dem Markte, von den Fischern auf der See wiederholt wurden. Doch war er nicht geboren, um zu vollenden; sein Wahlspruch war: Amplius! amplius! — Sein Bekehrungseifer war zugleich eine Art Reiselust: schon er gelangte nach Japan; er war im Begriff, den Herd und Ursprung der Sinnesweise, die ihm dort entgegengetreten war, in China aufzusuchen, als er starb.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß sein Beispiel, die Schwierigkeit der Unternehmung zur Nachahmung mehr aufforderten, als davon abschreckten. Auf die mannigfaltigste Weise war man in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts im Orient beschäftigt.

In Madaura finden wir seit 1606 den Pater Nobili. Er ist erstaunt, wie wenig Fortschritte das Christentum in der langen Zeit gemacht, und glaubt sich dies nur dadurch erklären zu können, daß die Portugiesen sich an die Parias gewandt hatten. Christus ward als ein Gott der Parias betrachtet. Ganz anders griff er es an: er hielt dafür, eine wirksame Bekehrung müsse von den Vornehmen anfangen. Er erklärte bei seiner Ankunft, daß er vom besten Adel sei — er hatte Zeugnisse dafür bei sich —, und schloß sich an die Brahmanen. Er kleidete sich und wohnte wie sie, unterzog sich ihren Büßungen, lernte Sanskrit und ging auf ihre Ideen ein. Sie hegten die Meinung,

es habe früher in Indien vier Wege der Wahrheit gegeben, von denen einer verloren gegangen. Er behauptete, er sei gekommen, ihnen diesen verlorenen, aber geradesten, geistigen Weg zur Unsterblichkeit zu weisen. Im Jahre 1609 hatte er schon 70 Brahmanen gewonnen. Er hütete sich wohl, ihre Vorurteile zu verletzen; selbst ihre Unterscheidungszeichen duldete er und gab denselben nur eine andere Bedeutung; in den Kirchen sonderte er die Stände voneinander ab; die Ausdrücke, mit denen man früher die christlichen Lehren bezeichnet hatte, vertauschte er mit eleganteren, literarisch vornehmeren. Er verfuhr in allen Dingen so geschickt, daß er bald Scharen von Bekehrten um sich her sah. Obwohl seine Methode viel Anstoß erregte, schien sie doch auch allein geeignet, vorwärts zu bringen. Gregor XV. sprach im Jahre 1621 seine Billigung derselben aus.

Nicht minder merkwürdig sind die Versuche, die man um dieselbe Zeit am Hofe des Kaisers Akbar machte.

Man erinnerte sich, daß die alten mongolischen Khane, die Eroberer von Asien, lange eine eigentümliche, unentschiedene Stellung zwischen den verschiedenen Religionen, welche die Welt teilten, einnahmen. Es scheint fast, als habe Kaiser Akbar eine ähnliche Gesinnung gehegt. Indem er die Jesuiten zu sich rief, erklärte er ihnen, „er habe alle Religionen der Erde kennen zu lernen gesucht; jetzt wünsche er auch die christliche kennen zu lernen, mit Hilfe der

Väter, die er ehre und schätze." Den ersten festen Sitz nahm Hieronymus Xaver, Neffe des Franz, im Jahre 1595 an seinem Hofe, die Empörungen der Mohammedaner trugen dazu bei, den Kaiser günstig für die Christen zu stimmen. Im Jahre 1599 ward zu Lahore Weihnachten auf das feierlichste begangen, die Krippe war zwanzig Tage lang ausgestellt; mit Palmen in der Hand zogen zahlreiche Katechumenen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiser las ein Leben Christi, das man persisch verfaßt hatte, mit vielem Vergnügen; ein Muttergottesbild, nach dem Muster der Madonna del Popolo in Rom entworfen, ließ er sich in den Palast bringen, um es auch seinen Frauen zu zeigen. Die Christen schlossen nun wohl hieraus mehr, als zu schließen war; aber sie brachten es doch immer sehr weit: nach dem Tode Akbars im Jahre 1610 empfingen drei Prinzen aus königlichem Geblüte feierlich die Taufe. Auf weißen Elefanten ritten sie nach der Kirche; mit Trompeten- und Paukenschall empfing sie Pater Hieronymus. Allmählich — obwohl auch hier wechselnde Stimmungen eintraten, je nachdem man politisch mit den Portugiesen mehr oder minder gut stand — schien es mit dem Christentume zu einer gewissen Festigkeit kommen zu wollen. Im Jahre 1621 ward ein Kollegium in Agra gegründet, eine Station in Patna. Noch 1624 machte der Kaiser Dschehangir Hoffnung, selbst überzutreten.

Zu derselben Zeit waren die Jesuiten auch schon

in China vorgedrungen. Der kunstfertigen, wissenschaftlichen, lesenden Bevölkerung dieses Reiches suchten sie durch die Erfindungen des Okzidents, durch Wissenschaften beizukommen. Den ersten Eingang fand Ricci dadurch, daß er Mathematik lehrte, daß er sich geistig bedeutendere Stellen aus den Schriften des Konfuzius aneignete und sie rezitierte; Zutritt in Peking verschaffte ihm das Geschenk einer Schlaguhr, welches er dem Kaiser machte; in dessen Gunst und Gnade hob ihn dann nichts so sehr, als daß er ihm eine Landkarte entwarf, durch welche alle Versuche der Chinesen in diesem Fache bei weitem übertroffen wurden. Es bezeichnet Ricci, daß er, als der Kaiser zehn solcher Tafeln auf Seide zu malen und in seinen Zimmern aufzuhängen befahl, die Gelegenheit ergriff, dabei auch etwas für das Christentum zu tun und in den Zwischenräumen der Karte christliche Symbole und Sprüche anbrachte. So war sein Unterricht überhaupt: er fing gewöhnlich mit Mathematik an und hörte mit Religion auf; seine wissenschaftlichen Talente verschafften seinen Religionslehren Ansehen. Nicht allein wurden seine unmittelbaren Schüler gewonnen, auch viele Mandarinen, deren Tracht er angenommen, gingen zu ihm über; schon im Jahre 1605 ward eine marianische Sozietät in Peking gegründet. Ricci starb schon 1610, nicht allein von überhäufter Arbeit, sondern hauptsächlich von den vielen Besuchen, den langen Mittagessen und alle den übrigen gesellschaftlichen Pflichten Chinas aufgerieben;

aber auch nach seinem Tode folgte man dem Rate, den er gegeben, „ohne Aufsehen und Lärm zu Werke zu gehen, sich bei diesem stürmischen Meere nahe an die Küsten zu halten,“ und seinem wissenschaftlichen Beispiele. Im Jahre 1610 trat eine Mondfinsternis ein, die Vorangaben der einheimischen Astronomen und der Jesuiten waren um eine volle Stunde verschieden; daß die Jesuiten aufs neue recht hatten, brachte ihnen großes Ansehen zu Wege. Sie wurden nicht allein nebst einigen Mandarinen, ihren Schülern, mit der Verbesserung der astronomischen Tafeln beauftragt; auch das Christentum kam vorwärts: 1611 ward die erste Kirche in Nanking eingeweiht; 1616 gibt es in fünf Provinzen des Reiches christliche Kirchen. Bei dem Widerstande, den sie nicht selten erfahren, ist es ihnen dann vor allem nützlich, daß ihre Schüler Werke geschrieben, welche die Billigung der Gelehrten genießen; den drohenden Stürmen wissen sie auszuweichen; auch sie schließen sich so eng wie möglich an die Gebräuche des Landes an; in dem Jahre 1619 werden sie in einem oder dem anderen Stücke dazu von dem Papst ermächtigt. Und so vergeht kein Jahr, wo sie nicht Tausende bekehren; allmählich sterben ihre Gegner ab; 1624 erscheint bereits Adam Schall; die genaue Beschreibung von Mondfinsternissen, die in diesem Jahre eintraten, eine Schrift Lombardos über das Erdbeben verjüngen ihr Ansehen.

Einen anderen Weg hatten die Jesuiten in dem kriegerischen, durch unaufhörliche Parteiung ent=

zweiten Japan eingeschlagen. Von allem Anfang ergriffen auch sie Partei. Im Jahre 1554 hatten sie das Glück, sich für den erklärt zu haben, der den Sieg behielt: seine Gunst war ihnen gewiß, und sie machten durch dieselbe ungemeine Fortschritte. Schon 1579 hatte man dort 300 000 Christen gezählt; der Pater Valignano, welcher 1606 starb, ein Mann, dessen Rat Philipp II. in ostindischen Angelegenheiten gern einholte, hat 300 Kirchen, 30 Häuser der Jesuiten in Japan gegründet.

Jedoch eben diese Verbindung der Jesuiten mit Mexiko und Spanien erregte zuletzt die Eifersucht der einheimischen Gewalten; in neuen Bürgerkriegen hatten sie nicht mehr das frühere Glück; die Partei, der sie sich angeschlossen, unterlag; seit dem Jahre 1612 waren furchtbare Verfolgungen über sie verhängt.

Aber sie hielten sehr gut stand. Ihre Bekehrten forderten den Märtyrertod heraus; sie hatten eine Märtyrersodalität gestiftet, in welcher man sich gegenseitig zur Erduldung aller Leiden ermutigte; sie bezeichnen diese Jahre als die Ära Martyrum: — wie sehr auch die Verfolgung zunahm, sagen ihre Geschichtschreiber, so gab es doch in jedem Jahre Neubekehrte. Sie wollen von 1603 bis 1622 genau 239 339 Japaner zählen, welche zum Christentume übergegangen.

In allen diesen Ländern bewähren die Jesuiten ein ebenso gefügiges als beharrliches und hartnäckiges

Naturell; sie machen Fortschritte in einer Ausdehnung, wie man sie nie hätte erwarten sollen; es ist ihnen gelungen, den Widerstand jener gebildeten nationalen Religionen, die den Orient beherrschen, wenigstens zum Teil zu besiegen.

Dabei haben sie auch nicht versäumt, auf die Vereinigung der orientalischen Christen mit der römischen Kirche zu denken.

In Indien selbst hatte man jene uralte nestorianische Gemeinde gefunden, die unter dem Namen der Thomaschristen bekannt ist, und da sie nicht den Papst zu Rom, von dem sie nichts wußte, sondern den Patriarchen von Babylon (zu Mosul) für ihr Oberhaupt und den Hirten der allgemeinen Kirche hielt, hatte man gar bald Anstalt gemacht, sie in die Gemeinschaft der römischen Kirche zu ziehen. Es ward weder Gewalt noch Überredung gespart. Im Jahre 1601 schienen die Vornehmsten gewonnen zu sein; ein Jesuit wurde zum Bischof eingesetzt. Man druckte das römische Ritual chaldäisch; auf einem Diözesankonzilium wurden die Irrtümer des Nestorius verflucht; in Kranganor erhob sich ein Jesuitenkollegium; die neue Besetzung des bischöflichen Stuhles im Jahre 1624 geschah mit Einwilligung der hartnäckigsten unter den bisherigen Gegnern.

Es versteht sich, daß hiebei das politische Übergewicht der spanisch-portugiesischen Macht das Beste tat. Auch in Abessinien war es zur nämlichen Zeit von größtem Einfluß.

Die früheren Versuche waren alle vergeblich gewesen. Erst als im Jahre 1603 die Portugiesen von Fremona den Abessiniern in einer Schlacht mit den Kaffern wesentliche Dienste geleistet, gelangten sie und ihre Religion in größeres Ansehen. Eben traf der Pater Paez ein, ein geschickter Jesuit, der in der Landessprache predigte und sich an dem Hofe Eingang verschaffte. Der siegreiche Fürst wünschte mit dem Könige von Spanien in ein näheres Verhältnis zu treten, hauptsächlich um einen Anhalt gegen seine Feinde im Innern zu haben; Paez stellte ihm als das einzige Mittel hiezu vor, daß er von seiner schismatischen Doktrin ablasse und zur römischen Kirche übertrete. Er machte um so mehr Eindruck, da die Portugiesen in der Tat in den inneren Bewegungen des Landes Treue und Tapferkeit bewiesen. Disputationen wurden angestellt; leicht waren die unwissenden Mönche zu besiegen; der tapferste Mann des Reiches, Sela-Christos, ein Bruder des Kaisers Seltan-Segued (Socinius), ward bekehrt; unzählige andere folgten seinem Beispiele, und man trat bereits mit Paul V. und Philipp III. in Verbindung. Natürlich regten sich hiewider die Repräsentanten der eingeführten Religion; auch in Abessinien nahmen, wie in Europa, die bürgerlichen Kriege eine religiöse Farbe an; der Abuna und seine Mönche standen immer auf seiten der Rebellen, Sela-Christos, die Portugiesen und die Bekehrten auf seiten des Kaisers. Jahr für Jahr wird geschlagen; Glück und Gefahr wechseln; zuletzt behält der

Kaiser und seine Partei den Sieg. Es ist ein Sieg zugleich des Katholizismus und der Jesuiten. Im Jahre 1621 entscheidet Seltan-Segued jene alten Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo nach dem Sinne der römischen Kirche; er verbietet, für den alexandrinischen Patriarchen zu beten; in seinen Städten, seinen Gärten werden katholische Kirchen und Kapellen erbaut. Im Jahre 1622 empfängt er, nachdem er bei Paez gebeichtet, das Abendmahl nach katholischem Ritus. Lange schon war der römische Hof ersucht worden, einen lateinischen Patriarchen herüberzusenden; doch trug man dort Bedenken, solange die Gesinnung oder die Macht des Kaisers zweifelhaft waren; jetzt hatte dieser alle seine Gegner besiegt, ergebener konnte er sich nie bezeigen; am 19. Dezember 1622 ernannte Gregor XV. einen Portugiesen, welchen König Philipp vorgeschlagen, Doktor Alfonso Mendez, von der Gesellschaft Jesu, zum Patriarchen von Äthiopien. Nachdem Mendez endlich angelangt, leistete der Kaiser dem römischen Papste seine feierliche Obedienz.

Indessen faßte man auch alle griechischen Christen im türkischen Reiche ins Auge: die Päpste schickten Mission auf Mission aus. Unter den Maroniten war durch einige Jesuiten die römische Professio fidei eingeführt worden; einen nestorianischen Archimandriten finden wir 1614 zu Rom, der den Lehren des Nestorius im Namen einer großen Menge von Anhängern entsagt; in Konstantinopel ist eine jesuitische Mission eingerichtet, die daselbst durch den Einfluß des fran-

zösischen Gesandten eine gewisse Festigkeit und Haltung bekommt, der es unter anderem gelingt, den Patriarchen Cyrillus Lukaris, der sich zu protestantischen Meinungen neigte, im Jahre 1621 wenigstens auf einige Zeit zu entfernen.

Eine unermeßliche, weltumfassende Tätigkeit, welche zugleich in den Anden und in den Alpen vordringt, nach Tibet und nach Skandinavien ihre Späher, ihre Vorkämpfer aussendet, in England und in China sich der Staatsgewalt nähert, — auf diesem unbegrenzten Schauplatz jedoch allenthalben frisch und ganz unermüdlich: der Antrieb, der in dem Mittelpunkte tätig ist, begeistert, und zwar vielleicht noch lebhafter und inniger, jeden Arbeiter an den äußersten Grenzen.

Drittes Kapitel.

Gegensatz politischer Verhältnisse. Neue Siege des Katholizismus.

1623—1628.

Was einer vordringenden Macht Grenzen setzt, ist nicht immer und wohl niemals allein Widerstand von außen; in der Regel wird dieser durch innere Entzweiungen wohl nicht gerade hervorgerufen, doch sehr begünstigt.

Wäre der Katholizismus einmütig geblieben, mit vereinigten Kräften auf sein Ziel losgegangen, so sieht man nicht recht, wie das germanische nördliche Europa, welches schon großenteils in seine Interessen verflochten, von seiner Politik umsponnen war, ihm auf die Länge hätte widerstehen wollen.

Sollten aber nicht auf dieser Stufe der Gewalt die früheren Gegensätze in dem Katholizismus, die doch nun auf der Oberfläche beseitigt und im Innern unaufhörlich wirksam geblieben, wieder zum Vorschein kommen?

Das Eigentümliche an dem Fortschritt der Religion war in diesem Zeitraume, daß er allenthalben auf politisch-militärischem Übergewicht beruhte. In-

folge der Kriege drang die Mission vorwärts. Daraus folgte, daß mit demselben die größten politischen Veränderungen verbunden waren, die doch auch als solche etwas bedeuten und Rückwirkungen, die man nicht berechnen konnte, hervorrufen mußten.

Von allen diesen Veränderungen war ohne Zweifel die wichtigste, daß die deutsche Linie des Hauses Österreich, die bisher, durch die erbländischen Unruhen gefesselt, in die allgemeinen Angelegenheiten weniger eingegriffen, auf einmal zu der Selbständigkeit, Bedeutung und Kraft einer großen europäischen Macht gedieh. Durch die Erhebung des deutschen Österreich geschah, daß auch Spanien, welches sich seit Philipp II. friedlich gehalten, mit neuer Kriegslust zu seinen früheren Hoffnungen und Ansprüchen wiedererwachte. Schon waren beide infolge der Graubündner Händel unmittelbar in Verbindung getreten: die Alpenpässe waren auf der italienischen Seite von Spanien, auf der deutschen von Österreich in Besitz genommen; hier in dem hohen Gebirge schienen sie sich zu gemeinschaftlichen Unternehmungen nach allen Seiten der Welt hin die Hand zu bieten.

Gewiß lag in dieser Stellung auf der einen Seite eine große Aussicht für den Katholizismus selbst, dem sich beide Linien mit unverbrüchlicher Ergebenheit gewidmet hatten, aber auf der anderen doch auch eine große Gefahr innerer Entzweiung. Wie viel Eifersucht hatte die spanische Monarchie unter Philipp II. erweckt! Aber bei weitem gewaltiger und kernhafter

erhob sich jetzt die Gesamtheit des Hauses durch das Anwachsen ihrer deutschen Kräfte. Notwendig mußte sie die alten Antipathien in noch höherem Grade erregen.

Zuerst zeigte sich das in Italien.

Die kleinen italienischen Staaten, an und für sich nicht selbständig, hatten das Bedürfnis und auch das Gefühl des Gleichgewichtes in jener Zeit am lebhaftesten. Daß sie jetzt von zwei Seiten in die Mitte genommen, durch die Besetzung der Alpenpässe von aller fremden Hilfe abgeschnitten werden sollten, empfanden sie als eine unmittelbare Bedrohung. Ohne viel Rücksicht, welcher Vorteil ihrem Glaubensbekenntnis aus jener Kombination erwachsen könne, wandten sie sich an Frankreich, das ihnen ja allein helfen konnte, um dieselbe zu zerstören. Auch Ludwig XIII. fürchtete, seinen Einfluß auf Italien zu verlieren. Unmittelbar nach dem Frieden von 1622, noch ehe er in seine Hauptstadt zurückgekommen, schloß er mit Savoyen und Venedig einen Vertrag ab, kraft dessen das Haus Österreich mit gemeinschaftlichen Kräften genötigt werden sollte, jene bündnerischen Pässe und Plätze herauszugeben.

Eine Absicht, die freilich nur einen einzelnen Punkt ins Auge faßte, aber leicht die allgemeine Entwickelung gefährden konnte.

Sehr wohl erkannte das Gregor XV., die Gefahr, die dem Frieden der katholischen Welt, dem Fortgange der religiösen Interessen und hiedurch auch der Er=

neuerung des päpstlichen Ansehens von diesem Punkte aus drohe; mit demselben Eifer, mit welchem er Mission und Bekehrung beförderte, suchte er nun auch — denn ihm vor allem stellte sich der Zusammenhang dar — den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern.

Noch war das Ansehen des päpstlichen Stuhles oder vielmehr das Gefühl der Einheit der katholischen Welt so lebendig, daß sowohl Spanien als Frankreich erklärten, die Entscheidung dieser Sache dem Papste überlassen zu wollen. Ja, ihn selbst ging man an, bis zu völliger Ausgleichung die festen Plätze, die so viel eifersüchtige Besorgnis rege machten, als ein Depositum in seine Hand zu nehmen und mit seinen Truppen zu besetzen.

Einen Augenblick bedachte sich Papst Gregor, ob er auf diese tätige und ohne Zweifel auch kostspielige Teilnahme an entfernten Händeln eingehen solle; da es aber am Tage lag, wieviel davon für den Frieden der katholischen Welt abhing, so ließ er endlich ein paar Kompagnien werben und schickte sie unter seinem Bruder, Herzog von Fiano, nach Graubünden. Die Spanier hatten wenigstens Riva und Chiavenna zu behalten gewünscht; auch diese überlieferten sie jetzt den päpstlichen Truppen. Erzherzog Leopold von Tirol ließ sich endlich auch bereit finden, ihnen die Landschaften und Plätze zu übergeben, auf welche er nicht etwa Ansprüche eigenen Besitzes erhob.

Und hiedurch schien nun in der Tat die Gefahr

beseitigt, welche die italienischen Staaten zunächst in Bewegung gesetzt hatte. Hauptsächlich kam es noch darauf an, bei den weiteren Anordnungen die katholischen Interessen wahrzunehmen. Man faßte den Plan, Veltlin, wie es den Spaniern nicht in die Hände fallen dürfe, so auch nicht wieder unter Graubünden geraten zu lassen; denn wie leicht hätte dann die katholische Restauration daselbst unterbrochen werden können; selbständig sollte es den drei alten rätischen Bünden als ein vierter gleichberechtigter hinzugefügt werden. Aus derselben Rücksicht wollte man selbst die Verbindung der beiden österreichischen Linien, die zum Fortgange des Katholizismus in Deutschland notwendig schien, nicht völlig unterbrechen. Die Pässe durch Worms und Veltlin sollten den Spaniern offen bleiben, wohlverstanden, um Truppen nach Deutschland gehen, nicht um deren nach Italien kommen zu lassen.

So weit war es: zwar noch nichts abgeschlossen, aber alles zum Abschluß reif, als Gregor XV. starb — 8. Juli 1623. Er hatte noch die Genugtuung, diese Zwistigkeiten beseitigt, den Fortschritt seiner Kirche unaufgehalten zu sehen. War doch bei den Unterhandlungen sogar von einer neuen Verbindung der Spanier und Franzosen zu einem Angriff auf Rochelle und Holland die Rede gewesen.

Es fehlte jedoch viel, daß es nach dem Tode Gregors nun auch dahin gekommen wäre.

Einmal genoß der neue Papst, Urban VIII., noch nicht jenes Vertrauen, das auf der erprobten Voraussetzung einer vollkommenen Unparteilichkeit beruht; sodann waren die Italiener durch den Vertrag lange nicht zufrieden gestellt; aber, was das Wichtigste ist, in Frankreich kamen Männer an das Ruder, welche die Opposition gegen Spanien nicht mehr auf fremde Bitten als Hilfsmacht, sondern aus eigenem, freiem Antrieb als den Hauptgesichtspunkt der französischen Politik wieder aufnahmen, Vieuville und Richelieu.

Vielleicht liegt hierin weniger Willkür, als man anzunehmen geneigt ist. Auch Frankreich war wie Österreich-Spanien in einer Zunahme aller seiner Kräfte begriffen: durch die Siege über die Hugenotten war die königliche Macht, die Einheit und das Selbstgefühl der Nation unendlich gestiegen; und wie nun mit der Kraft auch die Ansprüche wachsen, so trieb alles dahin, eine kühnere Politik zu ergreifen als die bisher befolgte; diese natürliche Tendenz rief sich ihre Organe hervor, Männer, welche sie durchzusetzen geneigt und befähigt waren. Von Anfang an war Richelieu entschlossen, der Autorität, welche das Haus Österreich noch immer behauptet und damals verjüngt und erhöht hatte, entgegenzutreten und den Kampf um das oberste Ansehen in Europa mit demselben einzugehen. Ein Entschluß, der nun eine noch viel gefährlichere Spaltung in die katholische Welt brachte, als die frühere gewesen war. Die beiden Hauptmächte mußten in offenen Krieg geraten. An die Ausführung

jenes römischen Traktates war nicht mehr zu denken, und vergeblich bemühte sich Urban VIII., die Franzosen bei ihren Zugeständnissen festzuhalten. Aber eine Verbindung mit der katholischen Opposition genügte den Franzosen noch nicht. Obwohl Kardinal der römischen Kirche, trug Richelieu kein Bedenken, mit den Protestanten selbst unverhohlen in Bund zu treten.

Zuerst näherte er sich den Engländern, um jene spanische Vermählung zu hintertreiben, die dem Hause Österreich so viel neuen Einfluß hätte verschaffen müssen. Es kamen ihm hiebei persönliche Verhältnisse zu Hilfe: die Ungeduld Jakobs I., der mit der Zärtlichkeit eines alten Mannes, der sich dem Tode nahe glaubt, nach der Rückkehr seines Sohnes und seines Lieblings verlangte; ein Mißverständnis zwischen den beiden leitenden Ministern Olivarez und Buckingham; aber das meiste tat doch auch hier die Sache selbst. Die pfälzische Angelegenheit entwickelte in der Unterhandlung mit Österreich, Spanien, Bayern und Pfalz unüberwindliche Schwierigkeiten; — eine Verbindung mit Frankreich dagegen ließ, bei der neuen Richtung, welche diese Macht nahm, eine baldige Entscheidung derselben durch die Waffen erwarten. Da nun diese Verbindung dem König von England nicht allein eine ebenso bedeutende Mitgift verschaffte, sondern auch die Aussicht, die englischen Katholiken mit dem Throne zu versöhnen, so zog er es vor, seinen Sohn mit einer französischen Prinzessin zu vermählen;

er gewährte ihr dieselben religiösen Zugeständnisse, die er den Spaniern gemacht.

Und sogleich rüstete man zu dem Angriff. Richelieu entwarf einen jener weltumfassenden Pläne, wie sie vor ihm noch nicht in der europäischen Politik erschienen, ihm aber so besonders eigen sind. Durch einen allgemeinen Anfall auf allen Seiten dachte er die spanisch-österreichische Macht mit einem Male zu verderben.

Er selbst wollte im Bunde mit Savoyen und Venedig in Italien angreifen; ohne alle Rücksicht auf den Papst ließ er unerwartet französische Truppen in Graubünden einrücken und die päpstlichen Garnisonen aus den festen Plätzen verjagen. — Mit der englischen hatte er zugleich die holländische Allianz erneuert. Die Holländer sollten Südamerika, die Engländer die Küsten von Spanien angreifen. Durch König Jakobs Vermittelung bewegten sich die Türken und drohten einen Einfall in Ungarn. — Der Hauptschlag aber sollte in Deutschland geschehen. Der König von Dänemark, der schon lange gerüstet, war endlich entschlossen, die Kräfte von Dänemark und Niederdeutschland für seine pfälzischen Verwandten in Kampf zu führen. Nicht allein England versprach ihm Hilfe, Richelieu sagte einen Beitrag von einer Million Livres zu den Kriegskosten zu. Von beiden unterstützt, sollte Mansfeld neben dem König auftreten und den Weg in die österreichischen Erblande suchen.

Zu einem universalen Angriff rüstet sich demnach

von den beiden vorwaltenden katholischen Mächten die eine wider die andere.

Es ist keine Frage, unmittelbar muß dies den Fortschritt der katholischen Interessen einhalten. Obwohl das französische Bündnis politischer Natur ist, so muß doch, eben wegen jener engen Verbindung der kirchlichen und politischen Verhältnisse, der Protestantismus darin eine große Förderung sehen. Aufs neue schöpft er Atem. Ein neuer Vorkämpfer, der König von Dänemark, erscheint für ihn in Deutschland mit unverbrauchten, frischen Kräften, von der großen Kombination der europäischen Politik unterstützt. Ein Sieg desselben würde alle Erfolge des Erzhauses und der katholischen Restauration rückgängig gemacht haben.

Jedoch erst der Versuch pflegt die Schwierigkeit zu entwickeln, die ein Unternehmen enthält. So glänzend die Talente Richelieus sein mochten, so war er doch zu rasch an das Werk gegangen, dem seine Neigungen galten, das er als ein Ziel des Lebens, sei es in vollem Bewußtsein oder in dunklerem Vorgefühl, vor sich sah: aus seinem Unternehmen erhoben sich Gefahren für ihn selbst.

Nicht allein die deutschen Protestanten, die Gegner des Hauses Österreich, ermannten sich, sondern auch die französischen, die Gegner Richelieus selbst, faßten unter der neuen politischen Kombination wieder Mut.

Sie selbst sagen, sie hätten gehofft, im schlimmsten Falle durch die jetzigen Verbündeten des Königs wieder mit ihm ausgesöhnt zu werden. Rohan erhob sich zu Lande, Soubise zur See. Im Mai 1625 waren die Hugenotten weit und breit in den Waffen.

Und in demselben Momente traten dem Kardinal auf der anderen Seite vielleicht noch gefährlichere Feinde hervor. Bei aller seiner Neigung zu Frankreich besaß Urban VII. doch zu viel Selbstgefühl, als daß er die Verjagung seiner Garnisonen aus Graubünden so leicht hätte verschmerzen sollen. Er ließ Truppen werben und nach dem Mailändischen vorrücken, in der ausgesprochenen Absicht, mit den Spaniern im Bunde die verlorenen Plätze wieder einzunehmen. Wohl mag es sein, daß auf diese Kriegsbedrohungen wenig zu geben war. Allein um so mehr hatte die kirchliche Einwirkung zu bedeuten, die sich damit verknüpfte. Die Klagen des päpstlichen Nuntius, daß der allerchristlichste König der Gehilfe ketzerischer Fürsten sein wolle, fanden Anklang in Frankreich; die Jesuiten traten mit ihren ultramontanen Doktrinen hervor; von den strenger kirchlich Gesinnten erfuhr Richelieu lebhafte Angriffe. Zwar fand er dagegen eine Stütze in den gallikanischen Grundsätzen, Verteidigung bei den Parlamenten; — jedoch er durfte es nicht wagen, den Papst lange zum Feinde zu haben. Das katholische Prinzip war zu genau mit dem wiederhergestellten Königtum verbunden; wer konnte dem Kardinal für den Eindruck stehen,

welchen die geistlichen Ermahnungen auf seinen Fürsten hervorbringen mochten?

In Frankreich selbst demnach sah sich Richelieu angegriffen, und zwar durch die beiden entgegengesetzten Parteien zugleich. Was er auch immer gegen Spanien ausrichten mochte, so war dies doch eine Stellung, die sich nicht halten ließ; er mußte eilen, aus ihr herauszukommen.

Und wie bei dem Angriffe das Genie der Weltumfassung, des kühn vordringenden Entwurfes, so zeigte er in diesem Augenblick die an Treulosigkeit grenzende diplomatische Gewandtheit, Verbündete zu seinem Werkzeuge zu machen, aber dieselben zu verlassen, wenn es aus anderen Rücksichten notwendig schien.

Er brachte zunächst seine neuen Bundesgenossen dahin, ihm wider Soubise beizustehen. Er selbst gebot über keine Seemacht; mit protestantischen Streitkräften aus fremden Ländern, mit holländischen und englischen Schiffen überwältigte er im September 1625 seine protestantischen Gegner in der Heimat. Er benutzte sodann ihre Vermittelung dazu, die Hugenotten zu einer unvorteilhaften Abkunft zu nötigen. Sie zweifelten nicht, daß er, sobald er sich dieser Feinde entledigt habe, den allgemeinen Angriff auf Spanien erneuern werde.

Allein wie erstaunten sie, als statt dessen plötzlich die Kunde von dem Frieden von Monzon erscholl, der im März 1626 zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen worden! Ein päpstlicher Legat war des-

halb an beide Höfe gereist. Einen wesentlichen Einfluß auf die Abkunft scheint er nicht ausgeübt zu haben; immer brachte jedoch seine Anwesenheit das kirchliche Prinzip in lebendige Erinnerung. Während Richelieu die Protestanten unter dem Anschein des engsten Vertrauens zu seinen Zwecken benutzte, wurden mit noch größerem Eifer Unterhandlungen zu ihrem Verderben mit Spanien gepflogen. Über Veltlin einigten sich die Franzosen mit den Spaniern dahin, daß es zwar unter die Herrschaft von Graubünden zurückkehren solle, aber mit selbsttätigem Anteil an der Besetzung der Ämter und der ungeschmälerten Freiheit katholischer Gottesverehrung. Richelieu hatte an diesen Unterhandlungen keinen unmittelbaren Anteil genommen; sie gingen vielmehr von einer extremen kirchlichen Partei aus, der er nicht angehörte. Aber er war doch nicht der Meinung, sich offen ihnen zu widersetzen; er ließ sie sich gefallen. Die katholischen Mächte, welche soeben einen Kampf auf Leben und Tod beginnen zu wollen geschienen, standen in einem Moment wieder vereinigt da.

Es kam hinzu, daß sich über die Ausführung der in dem Vermählungsvertrag eingegangenen Verpflichtungen Mißhelligkeiten zwischen Franzosen und Engländern erhoben.

Mit Notwendigkeit erfolgte dann ein Stillstand aller jener antispanischen Unternehmungen.

Die italienischen Fürsten mußten sich, so ungern sie es auch taten, in das Unabänderliche fügen; — Sa=

vohen schloß einen Stillstand mit Genua; Venedig pries sich glücklich, daß es nicht bereits in Mailand eingefallen war und entließ seine Milizen. Wenigstens hat man behauptet, das schwankende Benehmen der Franzosen habe noch im Jahre 1625 den Entsatz von Breda gehindert, so daß ihnen der Verlust dieser wichtigen Festung an die Spanier zuzuschreiben sei. Jedoch das große und entscheidende Mißgeschick trat in Deutschland ein.

Die Kräfte von Niederdeutschland hatten sich um den König von Dänemark gesammelt, unter dem Schirm, wie man glaubte, jener allgemeinen Verbindung wider Spanien; Mansfeld rückte gegen die Elbe. Ihnen gegenüber hatte sich auch der Kaiser mit doppelter Anstrengung gerüstet: er wußte wohl, wieviel davon abhing.

Als es zum Schlagen kam, bestand schon die Verbindung nicht mehr: die französischen Subsidien wurden nicht gezahlt; allzu langsam lief die englische Unterstützung ein; die kaiserlichen Truppen waren krieggeübter; es erfolgte, daß der König von Dänemark die Schlacht bei Lutter verlor und auf sein Land zurückgeworfen, daß auch Mansfeld als ein Flüchtling in die österreichischen Provinzen getrieben ward, die er als Sieger und Wiederhersteller zu beschreiten gehofft hatte.

Ein Erfolg, der notwendig ebenso universale Wirkungen haben mußte, wie seine Ursachen es waren.

Zunächst für die kaiserlichen Länder. Wir können sie mit einem Worte bezeichnen. Die letzte Bewegung, welche hier für den Protestantismus unternommen worden — in der Hoffnung auf jene allgemeine Kombination, — ward gedämpft; nunmehr ward auch der Adel, der bisher persönlich noch unbelästigt geblieben, zum Übertritt genötigt. Der Kaiser erklärte am Ignatiustage 1627, daß er nach Ablauf von sechs Monaten niemanden mehr, auch nicht vom Herren= und Ritterstande in seinem Erbreich Böhmen dulden werde, der nicht ihm und der apostolischen Kirche in dem allein seligmachenden katholischen Glauben beistimme; ähnliche Edikte ergingen in Oberösterreich, im Jahre 1628 in Kärnten, Krain und Steiermark, nach einiger Zeit auch in Niederösterreich. Vergebens war es, auch nur um Aufschub zu bitten: der Nuntius Caraffa stellte vor, nur von der Hoffnung auf einen allgemeinen Glückswechsel schreibe sich diese Bitte her. Seitdem erst wurden diese Landschaften wieder vollkommen katholisch. Welche Opposition hatte achtzig Jahre daher der Adel von Österreich dem Erzhause gemacht! Jetzt erhob sich die landesfürstliche Macht, rechtgläubig, siegreich und unumschränkt, über jeden Widerstand.

Und noch weitaussehender waren die Wirkungen des neuen Sieges in dem übrigen Deutschland. Niedersachsen war eingenommen; bis an das Kattegatt standen die kaiserlichen Völker; Brandenburg und Pommern hielten sie besetzt; Mecklenburg war in den

Händen des kaiserlichen Feldherrn. So viele Hauptsitze des Protestantismus waren von einem katholischen Kriegsheere überwältigt.

Es zeigte sich sogleich, wie man diese Lage der Dinge zu benutzen denke. Ein kaiserlicher Prinz ward zum Bischof von Halberstadt postuliert; aus apostolischer Macht ernannte dann der Papst denselben zum Erzbischof von Magdeburg. Es ist keine Frage, daß, wenn eine katholische, erzherzogliche Regierung sich hier festsetzte, sie mit der Strenge der übrigen geistlichen Fürsten auf die Herstellung des Katholizismus in dem gesamten Sprengel dringen mußte.

Indessen setzten sich die Antireformationen in Oberdeutschland mit neuem Eifer fort. Man muß einmal das Verzeichnis der Erlasse der Reichskanzlei aus diesen Jahren bei Caraffa ansehen: wie viele Anmahnungen, Beschlüsse, Entscheidungen, Empfehlungen, alle zugunsten des Katholizismus! Der junge Graf von Nassau-Siegen, die jüngeren Pfalzgrafen von Neuburg, der Deutschmeister unternahmen neue Reformationen; in der Oberpfalz ward nun auch der Adel zum Katholizismus genötigt,

Jetzt nahmen jene alten Prozesse geistlicher Herren gegen weltliche Stände über eingezogene Kirchengüter einen anderen Gang als früher. Wie ward allein Württemberg geängstigt! Es drangen alle die alten Kläger, die Bischöfe von Konstanz und Augsburg, die Äbte von Mönchsreit und Kaisersheim, mit ihren Ansprüchen gegen das herzogliche Haus durch; die Exi-

stenz desselben ward gefährdet. Allenthalben bekamen die Bischöfe Recht wider die Städte: der Bischof von Eichstätt wider Nürnberg, das Kapitel von Straßburg wider die Stadt Straßburg; Schwäbisch Hall, Memmingen, Ulm, Lindau, viele andere Städte wurden genötigt, den Katholischen die entrissenen Kirchen zurückzugeben.

Begann man nun hier allenthalben auf den Buchstaben des Religionsfriedens zu dringen, wie nahe lag dann eine allgemeinere Anwendung der Grundsätze desselben, wie man sie jetzt verstand!

„Nach der Schlacht bei Lutter," sagt Caraffa, „schien der Kaiser wie von einem langen Schlafe zu erwachen; von einer großen Furcht befreit, die seine Vorfahren und ihn selbst bisher gefesselt, faßte er den Gedanken, ganz Deutschland zu der Norm des Religionsfriedens zurückzuführen."

Außer Magdeburg und Halberstadt wären dann auch Bremen, Verden, Minden, Kammin, Havelberg, Schwerin, fast alle norddeutschen Stifter dem Katholizismus zurückgegeben worden. Es war immer das entfernte Ziel gewesen, welches der Papst und die Jesuiten in den glänzendsten Augenblicken ihres Glückes ins Auge gefaßt hatten. Eben darum war doch selbst der Kaiser bedenklich. Er zweifelte, sagt Caraffa, nicht an dem Rechte, sondern an der Möglichkeit der Ausführung. Allein der Eifer der Jesuiten, vor allem des Beichtvaters Lamormain, das günstige Gutachten der vier katholischen Kurfürsten, das unermüdliche Anhalten

jenes päpstlichen Nuntius, der ja selbst berichtet, es habe ihm monatelange Arbeit gekostet, um durchzudringen, beseitigten am Ende alle Bedenklichkeiten. Bereits im August 1628 ward das Restitutionsedikt ebenso abgefaßt, wie es nachher erschienen ist. Ehe es erlassen würde, sollte es nur noch einmal den katholischen Kurfürsten in Erwägung gegeben werden.

Es war aber hiemit noch ein weiterer Plan verknüpft: man gab der Hoffnung Raum, die lutherischen Fürsten im guten zu gewinnen. Nicht die Theologen, sondern der Kaiser und einige katholische Reichsfürsten selbst sollten es versuchen. Man beabsichtigte, davon auszugehen, daß die Vorstellung, die man im nördlichen Deutschland vom Katholizismus hege, irrig, daß die Abweichung des ungeänderten Augsburgischen Bekenntnisses von der echt katholischen Lehre nur sehr gering sei; den Kurfürsten von Sachsen hoffte man dadurch zu gewinnen, daß man ihm das Patronat der drei Hochstifter seines Gebietes überlasse. Man verzweifelte nicht, den Haß der Lutheraner gegen den Kalvinismus erwecken und dann zu einer vollkommenen Herstellung des Katholizismus benutzen zu können.

Ein Gedanke, den man in Rom mit Lebhaftigkeit ergriff und zu einem ausführlichen Projekt ausarbeitete. Keineswegs meinte Urban VIII., sich mit den Bestimmungen des Religionsfriedens zu begnügen, den ja niemals ein Papst gutgeheißen hatte. Nur eine völlige Restitution aller Kirchengüter, eine vollkom-

mene Zurückführung aller Protestanten konnte ihn befriedigen.

Hatte sich doch dieser Papst in dem glücklichen Augenblicke zu einem womöglich noch kühneren Gedanken erhoben, in dem Entwurfe, England anzugreifen. Gleichsam mit einer Art von Naturnotwendigkeit tritt dieser Plan von Zeit zu Zeit in den großen katholischen Kombinationen wieder hervor. Jetzt hoffte sich der Papst des wiederhergestellten Einverständnisses der beiden Kronen dazu zu bedienen.

Zuerst stellte er dem französischen Gesandten vor, welche Beleidigung für Frankreich darin liege, daß man sich in England an die bei der Vermählung gemachten Zusagen so ganz und gar nicht binde. Entweder müsse Ludwig XIII. die Engländer nötigen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, oder einem Fürsten die Krone entreißen, der als ein Ketzer vor Gott und als ein Wortbrüchiger vor den Menschen sie unwürdig trage.

Hierauf wandte er sich auch an den spanischen Botschafter Oñate. Der Papst meinte, schon als ein guter Ritter sei Philipp IV. verpflichtet, der Königin von England, einer so nahen Verwandten — sie war seine Schwägerin —, die jetzt um ihres Glaubens willen bedrängt werde, zu Hilfe zu kommen.

Als der Papst sah, daß er Hoffnung hegen dürfe, übertrug er dem Nuntius Spada zu Paris die Unterhandlung.

Unter den einflußreichen Männern in Frankreich ergriff Kardinal Berulle, der die Unterhandlung über die Vermählung geleitet, diesen Gedanken am lebhaftesten. Er berechnete, wie man sich der englischen Fahrzeuge an den französischen Küsten bemächtigen, wie man sogar die Flotte der Engländer in ihren Häfen verbrennen könne. In Spanien ging Olivarez ohne viel Zögern auf diesen Plan ein. Zwar hätten ihn frühere Treulosigkeiten bedenklich machen können, und ein anderer hoher Staatsbeamter, Kardinal Bedmar, stimmte deshalb dagegen; aber der Gedanke war zu großartig, zu umfassend, als daß Olivarez, der in allen Dingen das Glänzende liebte, ihn hätte zurückweisen mögen.

Auf das geheimste ward die Unterhandlung betrieben; selbst jener französische Gesandte in Rom, dem die ersten Eröffnungen geschehen waren, erfuhr nichts von ihrem Fortgange.

Richelieu entwarf die Artikel des Vertrages, Olivarez verbesserte sie; auch so ließ sie sich Richelieu gefallen. Am 20. April 1627 wurden sie ratifiziert. Die Franzosen verpflichteten sich, sogleich die Rüstungen zu beginnen und ihre Häfen instand zu setzen. Die Spanier waren bereit, noch im Jahre 1627 zum Angriff zu schreiten; im nächsten Frühling sollten ihnen dann die Franzosen mit ganzer Macht zu Hilfe kommen.

Es tritt aus unseren Nachrichten nicht deutlich hervor, wie Spanien und Frankreich die Beute zu teilen

gedachten; so viel ergibt sich, daß man dabei auch auf den Papst Rücksicht nahm. In tiefstem Vertrauen eröffnete Berulle dem Nuntius, wenn es gelinge, so solle Irland an den päpstlichen Stuhl fallen; der Papst möge es dann durch einen Vizekönig regieren lassen. Mit außerordentlicher Genugtuung empfing der Nuntius diesen Antrag; nur empfahl er Seiner Heiligkeit, nichts davon verlauten zu lassen, damit es nicht scheine, als habe sie bei ihren Anschlägen weltliche Absichten.

Auch an Deutschland und Italien dachte man aber bei diesem Plane.

Noch schien es möglich, das Übergewicht der englischen und holländischen Seemacht durch eine allgemeine Vereinigung zu bezwingen. Man faßte den Gedanken, eine bewaffnete Kompagnie zu errichten, unter deren Schutze ein unmittelbarer Verkehr zwischen der Ostsee, Flandern, den französischen Küsten, Spanien und Italien ohne allen Anteil der beiden Seemächte eingerichtet werden könne. Schon machte der Kaiser den Hansestädten Anträge in diesem Sinne; die Infantin zu Brüssel wünschte, daß den Spaniern ein Hafen an der Ostsee eingeräumt werden möchte; es ward mit dem Großherzog von Toskana darüber unterhandelt, der den spanisch-portugiesischen Handel hiedurch nach Livorno ziehen könne.

So weit brachte man es nun freilich nicht. Einen sehr abweichenden Gang nahm durch die Verflechtung

der Verhältnisse das Ereignis, aber doch einen solchen, der zuletzt zu einem den katholischen Tendenzen überaus günstigen Resultate führte.

Indem man so umfassende Pläne zu einem Angriffe auf England entwarf, begegnete, daß man selbst einen Angriff von England erfuhr.

Im Juli 1627 erschien Buckingham mit einer stattlichen Flotte an der Küste von Frankreich; er landete auf der Insel Rhé und nahm sie ein, bis auf die Zitadelle von St. Martin, die er sofort belagerte; er rief die Hugenotten zu erneuter Verteidigung ihrer Freiheiten und ihrer religiösen Unabhängigkeit auf, die allerdings von Tag zu Tage immer mehr gefährdet war.

Die englischen Geschichtschreiber pflegen dieses Unternehmen von einer seltsamen Leidenschaft Buckinghams für die Königin Anna von Frankreich herzuleiten. Stehe es mit dieser Neigung, wie es wolle, so liegt doch in dem großen Gange der Angelegenheiten ein ganz anderer und gewiß der wesentlichste Grund desselben. Sollte Buckingham den Angriff, den man beabsichtigte, in England erwarten? Es war doch ohne Zweifel besser, ihm zuvorzukommen und den Krieg nach Frankreich zu tragen. Einen günstigeren Zeitpunkt konnte es nicht geben: Ludwig XIII. war gefährlich krank und Richelieu im Kampfe mit starken Faktionen. Nach einigem Zögern erhoben die Hugenotten in der Tat die Waffen aufs neue: ihre kühnen und kriegskundigen Anführer erschienen noch einmal im Felde.

Nur hätte Buckingham nun auch den Krieg nachdrücklicher führen und besser unterstützt werden müssen. König Karl I. bekennt in allen seinen Briefen, daß dies nicht hinreichend geschehe. Wie man es trieb, war man dem Kardinal Richelieu, dessen Genius in schwierigen Augenblicken seine Mittel mit doppelter Kraft entwickelte, und der sich nie entschlossener, standhafter, unermüdlicher bewiesen, in kurzem nicht mehr gewachsen. Buckingham rettete sich durch einen Rückzug. Sein Unternehmen, das die französische Regierung in außerordentliche Gefahr hätte bringen können, hatte dann keinen anderen Erfolg, als daß sich die gesamte Kraft des Landes mit erneuter Gewalt unter der Leitung des Kardinals auf die Hugenotten stürzte.

Der Mittelpunkt der hugenottischen Macht war ohne Zweifel in Rochelle. Schon in früheren Jahren hatte Richelieu, wenn er sich in seinem Bistume Luçon dort in der Nähe aufhielt, über die Möglichkeit, diesen Platz zu erobern, nachgedacht; jetzt sah er sich selbst berufen, ein solches Unternehmen zu leiten; er beschloß, es auszuführen, es koste, was es wolle.

Sonderbarerweise kam ihm hiebei nichts so sehr zustatten, wie der Fanatismus eines englischen Puritaners.

Endlich hatte Buckingham sich noch einmal gerüstet, um Rochelle zu entsetzen; seine Ehre war dafür verpflichtet, seine Stellung in England und der Welt hing davon ab, und ohne Zweifel hätte er alle seine Kräfte

dazu angestrengt: diesen Augenblick wählte jener Fanatiker, von Rachsucht und mißverstandenem Religionseifer angetrieben, um Buckingham zu ermorden.

In großen Entscheidungen ist es notwendig, daß mächtige Männer eine Unternehmung zu ihrer persönlichen Angelegenheit machen. Die Belagerung von Rochelle war wie ein Zweikampf zwischen den beiden Ministern. Jetzt blieb Richelieu allein übrig. In England fand sich niemand, der Buckinghams Stelle vertreten, seine Ehre sich zu Herzen genommen hätte; die englische Flotte erschien an der Reede, aber ohne etwas Rechtes zu unternehmen. Man sagt, Richelieu habe gewußt, daß sie dies nicht tun würde. Unerschütterlich hielt er aus. Im Oktober 1628 ergab sich ihm Rochelle.

Nachdem die Hauptfeste gefallen, verzweifelten auch die benachbarten Plätze, sich zu halten; ihre Sorge war nur, eine erträgliche Abkunft zu treffen.

Und so entsprangen aus allen diesen politischen Verwickelungen, die den Protestanten anfangs günstig geschienen, am Ende doch wieder dem Katholizismus entscheidende Siege, gewaltige Fortschritte. Das nordöstliche Deutschland, das südwestliche Frankreich, die so lange widerstanden, waren beide besiegt. Es schien nur noch darauf anzukommen, die überwundenen Feinde durch Gesetze und fortwirkende Einrichtungen auf immer zu unterwerfen.

Die Hilfe, welche Dänemark den Deutschen, England den Franzosen angedeihen ließ, war denselben eher ver-

derblich geworden: sie hatte den überlegenen Feind erst herbeigezogen; diese Mächte waren bereits selbst gefährdet oder angegriffen. Die kaiserlichen Truppen drangen nach Jütland vor. Zwischen Spanien und Frankreich ward im Jahre 1628 noch auf das lebhafteste über jenen gemeinschaftlichen Angriff auf England unterhandelt.

Viertes Kapitel.

Mantuanisch-schwedischer Krieg. Umschwung der Dinge.

Auf den ersten Blick bietet der Gang der Welterеignisse, der Fortschritt einer angefangenen Entwickelung den Anschein des Unabänderlichen dar.

Tritt man aber näher, so zeigt sich nicht selten, daß das Grundverhältnis, auf welchem alles beruht, leicht und zart ist, fast persönlich, Hinneigung oder Abneigung, nicht so schwer zu erschüttern.

Fragen wir, was diese neuen großen Vorteile der katholischen Restauration hauptsächlich hervorbrachte, so war es nicht so sehr die Kriegsmacht des Tilly und des Wallenstein oder das militärische Übergewicht Richelieus über die Hugenotten, als das erneute Einverständnis zwischen Frankreich und Spanien, ohne welches weder jene noch auch dieser viel ausgerichtet haben würden.

Der Protestantismus leistete schon 1626 keinen selbständigen Widerstand mehr; nur durch eine Entzweiung der katholischen Mächte ermannte er sich dazu; die Versöhnung derselben führte sein Verderben herbei.

Wer hätte sich aber verbergen können, wie leicht sich jenes Einverständnis erschüttern ließ?

Innerhalb der Grenzen des Katholizismus waren zwei entgegengesetzte Antriebe mit gleicher Notwendigkeit ausgebildet, der eine der Religion, der andere der Politik. Jener forderte Zusammenhalten, Ausbreitung des Glaubens, Hintansetzung aller anderen Rücksichten; dieser rief den Wettstreit der großen Mächte um ein vorwaltendes Ansehen unablässig hervor.

Man dürfte wohl nicht sagen, durch den Gang der Ereignisse sei das Gleichgewicht von Europa bereits umgestürzt gewesen. Das Gleichgewicht beruhte in jenen Zeiten auf dem Gegensatze zwischen Frankreich und Österreich-Spanien, und auch Frankreich war im Laufe dieser Begebenheiten unendlich viel stärker geworden.

Aber nicht minder von der Voraussicht der Zukunft, als von einer gegenwärtigen Bedrängnis hängt die Tätigkeit der Politik ab. Der natürliche Lauf der Dinge schien eine allgemeine Gefahr herbeiführen zu müssen.

Daß die altprotestantischen norddeutschen Länder von den Wallensteinischen Kriegsvölkern überschwemmt worden, eröffnete die Möglichkeit, die kaiserliche Hoheit im Reiche, welche seit Jahrhunderten, einen Moment im Leben Karls V. etwa ausgenommen, nur noch ein Schatten gewesen, zu wahrhafter Macht und wesentlicher Bedeutung herzustellen. Ging es mit der katholischen Restauration auf dem eingeschlagenen Wege fort, so war das unvermeidlich.

Einmal hatte Frankreich dagegen ein Äquivalent nicht zu erwarten; sobald es der Hugenotten Herr geworden war, blieb ihm nichts weiter zu gewinnen übrig. Aber hauptsächlich erhoben sich die Besorgnisse der Italiener. Sie fanden die Erneuerung eines mächtigen Kaisertums, das so viele Ansprüche in Italien hatte und mit der verhaßten Gewalt der Spanier so unmittelbar zusammenstand, gefahrvoll, ja unerträglich.

Aufs neue war die Frage, ob die katholischen Bestrebungen ohne Rücksicht hierauf fortgesetzt werden, noch einmal die Oberhand erkämpfen, oder ob die politischen Gesichtspunkte überwiegen und einen Einhalt derselben veranlassen würden.

Indem der Strom der katholischen Restauration sich noch mit voller Gewalt über Frankreich und Deutschland ergoß, trat in Italien eine Bewegung ein, bei der sich das entscheiden mußte.

Mantuanische Erbfolge.

In den letzten Tagen des Jahres 1627 starb Vinzenz II. Gonzaga, Herzog von Mantua, ohne Leibeserben. Sein nächster Agnat war Karl Gonzaga, Herzog von Nevers.

An und für sich bot nun diese Erbfolge keine Schwierigkeiten dar: an den Rechten des Agnaten konnte kein Zweifel obwalten; allein sie schloß eine politische Veränderung von großer Bedeutung ein.

Karl Nevers war in Frankreich geboren und mußte

als ein Franzose angesehen werden; man glaubte, die Spanier würden es nicht dulden, daß ein Franzose in Oberitalien, welches sie von jeher mit besonderer Eifersucht vor allem französischen Einfluß sicherzustellen gesucht, mächtig würde.

Gehen wir nach so langer Zeit der Sache auf den Grund, so findet sich doch, daß man anfangs weder an dem spanischen noch an dem österreichischen Hofe ihn auszuschließen gedachte. Er war doch auch mit dem Erzhause verwandt: die Kaiserin war eine mantuanische Prinzessin und immer sehr für ihn. „Man mutete ihm," sagt Khevenhiller, der in den mantuanischen Geschäften gebraucht wurde, „anfangs nichts Widriges zu; man beratschlagte vielmehr, ihn zu des Erzhauses Devotion zu bringen." Auch Olivarez hat dies ausdrücklich versichert; er hat erzählt, als man von der schweren Krankheit Don Vinzenzos gehört, sei beschlossen worden, einen Kurier an den Herzog von Nevers abzusenden, um ihm den Schutz von Spanien zu einer friedlichen Besitznahme von Mantua und Montferrat anzutragen. Es ist wohl möglich, daß man ihm Bedingungen gesetzt, Sicherheit von ihm verlangt haben würde; sein Recht dachte man ihm nicht zu entreißen.

Merkwürdig, wie diese natürliche Entwickelung verhindert ward.

In Italien traute man den Spaniern ein so rechtliches Verfahren nicht zu. Man hatte ihnen nie glauben wollen, sooft sie auch früher versicherten,

daß sie es beobachten, daß sie sich der Erbfolge des Nevers nicht widersetzen würden. Die spanischen Machthaber in Italien hatten nun einmal den Verdacht auf sich geladen, auch auf eine ungesetzliche Weise nach dem Besitz einer unumschränkten Macht zu streben. Man ließ sich jetzt nicht ausreden, daß sie ein ihnen ergebeneres Mitglied des Hauses Gonzaga zu dem Herzogtume zu befördern suchen würden.

Gestehen wir aber, daß der Wunsch der Italiener, einen mit Frankreich natürlich verbündeten und von Spanien unabhängigen Fürsten in Mantua zu sehen, an dieser Meinung viel Anteil hatte. Sie wollten nicht glauben, daß Spanien etwas zugeben würde, was ihnen im antispanischen Interesse so erwünscht kam. Sie überredeten die berechtigte Linie selbst hievon, und diese hielt für das beste, sich nur zuerst, auf welche Weise auch immer, in Besitz zu setzen.

Man möchte sagen, es war wie in einem animalischen Organismus. Die innere Krankheit suchte nur einen Anlaß, einen angegriffenen Punkt, um zum Ausbruch zu kommen.

In tiefstem Geheimnis, noch vor dem Ableben Vinzenzos, langte der junge Gonzaga Nevers, Herzog von Rethel, in Mantua an. Ein mantuanischer Minister, der sich zur antispanischen Partei hielt, namens Striggio, hatte hier alles vorbereitet. Der alte Herzog machte keine Schwierigkeit, die Rechte seines Vetters anzuerkennen. Es war noch ein Fräulein aus der einheimischen Linie vorhanden — Urenkelin Phi-

lipps II. von Spanien, von seiner jüngeren Tochter, die sich nach Savoyen verheiratet hatte, — und es schien viel darauf anzukommen, daß der junge Herzog sich mit ihr vermähle. Zufällige Umstände verzögerten die Sache, und Vinzenzo war schon tot, als man das Fräulein einst in der Nacht aus dem Kloster holte, wo sie erzogen ward, in den Palast brachte und hier ohne viel Zögern die Vermählung schloß und vollzog. Dann erst ward der Tod des Herzogs bekannt gemacht; Rethel ward als Prinz von Mantua begrüßt und empfing die Huldigung. Ein mailändischer Abgeordneter wurde so lange entfernt gehalten, bis alles vollbracht war und dann nicht ohne eine Art von Hohn in Kenntnis gesetzt.

Zugleich mit der Anzeige vom Tode des Herzogs trafen diese Nachrichten in Wien und Madrid ein.

Man wird bekennen, daß sie recht geeignet waren, so mächtige Fürsten, die sich in der Haltung einer religiösen Majestät gefielen, zu entrüsten, zu verbittern. Eine so nahe Verwandte ohne ihre Zustimmung, ja ohne ihr Wissen, mit einer Art von Gewaltsamkeit verheiratet, ein bedeutendes Lehen in Besitz genommen, ohne die mindeste Rücksicht auf den Lehensherrn! Jedoch ergriffen nun die beiden Höfe abweichende Maßregeln.

Olivarez, stolz als ein Spanier, doppelt stolz als Minister eines so mächtigen Königs, immer erfüllt von hochfliegendem Selbstgefühl, war jetzt weit entfernt, sich dem Herzog zu nähern; er beschloß, wenn

nichts weiter, doch wenigstens, wie er sich ausdrückt, ihn zu mortifizieren. Und war nicht sein Bezeigen offenbar feindselig? Durfte man ihm nach dieser Probe seiner Gesinnung die wichtigen Städte von Montferrat anvertrauen, die als eine Vormauer von Mailand betrachtet wurden? Der Herzog von Guastalla machte Ansprüche auf Mantua, der Herzog von Savoyen auf Montferrat; jetzt traten die Spanier mit beiden in Verbindung: man griff zu den Waffen; der Herzog von Savoyen rückte von der einen, Don Gonzalez de Cordoba, Governator in Mailand, von der anderen Seite in Montferrat ein. Schon hatten Franzosen in Casale Zutritt gefunden. Don Gonzalez eilte, es zu belagern. Er zweifelte um so weniger, daß er es in kurzem erobern werde, da er auf innere Einverständnisse rechnete.

Nicht so rasch ging der Kaiser zu Werke. Er war überzeugt, daß Gott ihn beschütze, weil er den Weg der Gerechtigkeit wandele. Er mißbilligte das Verfahren der Spanier und ließ Don Gonzalez förmlich abmahnen. Dagegen wollte er seine oberrichterliche Funktion mit voller Freiheit ausüben. Er sprach das Sequester über Mantua aus, bis er entschieden haben werde, welchem von den verschiedenen Prätendenten die Erbschaft zugehöre. Da der neue Herzog von Mantua — er war nun selbst angekommen — sich nicht unterwerfen wollte, so ergingen die schärfsten Mandate wider ihn.

Waren nun aber auch Ursprung und Sinn dieser

Maßregeln verschieden, so trafen sie doch in ihrer Wirkung zusammen. Nevers sah sich durch die Rechtsansprüche der deutschen Linie des Hauses Österreich nicht minder bedroht, als durch die Gewaltsamkeit der spanischen. Indem er der Gefahr zu entgehen dachte, zog er sie sich eben über das Haupt.

Und anfangs hatte er in der Tat nur schlechte Aussichten. Es ist wahr, einige italienische Staaten sahen seine Sache für so gut als die ihrige an: sie unterließen nichts, ihn bei dem Entschlusse des Widerstandes festzuhalten; aber um an sich selbst für ihn etwas auszurichten, fehlte es ihnen doch an hinreichenden Kräften.

Wohl hatte ihm auch Richelieu zugesagt, ihn nicht fallen zu lassen, wenn er sich nur halte, bis ihm Frankreich zu Hilfe kommen könne. Aber die Frage war, wann dies sein dürfte.

Die Verhältnisse von Mantua entwickelten sich noch während der Belagerung von Rochelle auf einen sehr gefährlichen Punkt. Ehe es gefallen, konnte Richelieu keinen Schritt tun. Er durfte nicht wagen, sich aufs neue in Feindseligkeiten in Spanien einzulassen, solange dadurch noch eine gefährliche Erhebung der Hugenotten veranlaßt werden konnte.

Aber auch noch eine andere Rücksicht zu nehmen, nötigten ihn seine früheren Erfahrungen. Um keinen Preis durfte er sich mit der devoten, ernstlich-katholischen Partei in seinem Vaterlande entzweien. Er durfte nicht wagen, mit dem Papste zu brechen, oder

nur eine Politik einzuschlagen, die demselben mißfällig gewesen wäre.

Unendlich viel kam noch einmal auf den Papst an. Seine Stellung, die Natur seines Amtes forderten ihn auf, alles für die Erhaltung des Friedens in der katholischen Welt zu tun. Als ein italienischer Fürst hatte er auf seine Nachbarn einen unzweifelhaften Einfluß. Auch für Frankreich mußte sein Verfahren, wie wir sahen, maßgebend werden. Es lag alles daran, ob er den Ausbruch der Entzweiung verhüten, oder ob er selbst Partei ergreifen würde.

In den früheren Verwickelungen hatte Urban VIII. seine Politik eingeleitet, ihre Bahn vorgezeichnet gefunden. Hier tritt seine Sinnesweise zum erstenmal vollständiger und zugleich für die Weltangelegenheiten bestimmend hervor.

Urban VIII.

Unter anderen Fremden, die durch den Handel von Ankona, der sich im 16. Jahrhundert in ziemlicher Aufnahme befand, zu ansehnlichen Reichtümern gelangten, zeichnete sich das florentinische Haus Barberini durch geschickte Berechnung der Geschäfte und glücklichen Erfolg aus. Ein Sprößling dieses Hauses, Maffeo, im Jahre 1568 zu Florenz geboren, ward nach dem frühen Tode seines Vaters nach Rom gebracht, wo ihm ein Oheim lebte, der sich an der Kurie eine gewisse Stellung gemacht hatte. Auch Maffeo schlug die Laufbahn an der Kurie ein; er ward durch die

Wohlhabenheit seines Hauses befördert, doch entwickelte er auch ein ausnehmendes Talent dazu; auf jeder Stufe, die er betrat, erkannten seine Amtsgenossen eine gewisse Überlegenheit in ihm an. Hauptsächlich durch eine Nuntiatur in Frankreich, bei welcher er die volle Gewogenheit des französischen Hofes erwarb, eröffnete er sich dann ferner hohe Aussichten. Nach dem Tode Gregors XV. dachte ihm die französische Partei von allem Anfang an das Pontifikat zu. Die Gestalt des Konklaves war damals von den früheren dadurch unterschieden, daß der letzte Papst nur eine kurze Zeit gesessen. Obwohl er eine bedeutende Anzahl Kardinäle ernannt hatte, so waren doch die Kreaturen seines Vorgängers noch immer ebenso zahlreich; in dem Konklave standen einander der vorletzte und der letzte Nepot mit ziemlich gleichen Kräften gegenüber. Maffeo Barberino soll jedem von ihnen zu verstehen gegeben haben, er sei ein Gegner des anderen; man behauptet, daß er hierauf von beiden, und zwar von jedem aus Haß wider den anderen, unterstützt worden sei. Noch wirksamer jedoch war es ohne Zweifel, daß er sich immer als einen Verfechter der jurisdiktionellen Ansprüche der römischen Kurie gezeigt und sich dadurch der Mehrzahl der Kardinäle wert gemacht hatte. Genug, von eignem Verdienst und fremder Unterstützung gleich gefördert, drang Maffeo Barberino durch und stieg in dem frischen Alter von 55 Jahren zur Würde des Papsttums auf.

Gar bald nahm der Hof einen starken Unterschied

zwischen ihm und seinen nächsten Vorfahren wahr. Klemens VIII. fand man in der Regel mit den Werken des hl. Bernhard, Paul V. mit den Schriften des sel. Justinian von Venedig beschäftigt; bei dem neuen Papst, Urban VIII., lagen dagegen die neuesten Gedichte oder auch Fortifikationszeichnungen auf dem Arbeitstische.

Es wird sich in der Regel finden, daß die Zeit, in der ein Mensch seine entschiedene Richtung ergreift, in die erste Blüte der männlichen Jahre fällt, in denen er an Staat und Literatur einen selbsttätigen Anteil zu nehmen anfängt. Die Jugend Pauls V., geboren 1552, Gregors XV., geboren 1554, gehörte in eine Epoche, in welcher die Prinzipien der katholischen Restauration in vollem, ungebrochenem Schwunge vorwärts schritten; auch sie wurden von denselben erfüllt. Die ersten Tätigkeiten Urbans VIII. — geboren 1568 — fielen dagegen in die Zeiten der Opposition des päpstlichen Fürstentums gegen Spanien, der Herstellung eines katholischen Frankreichs. Wir finden, daß nun auch seine Neigung sich vorzugsweise diesen Richtungen hingab.

Urban VIII. betrachtete sich vornehmlich als einen weltlichen Fürsten. Er hegte den Gedanken, der Kirchenstaat müsse durch Befestigungen gesichert, durch eigene Waffen furchtbar sein. Man zeigte ihm die marmornen Denkmäler seiner Vorfahren; er sagte, er wolle sich eiserne setzen. An den Grenzen des Bolognesischen baute er Castelfranco, welches man das

Fort Urbano genannt hat, obgleich der militärische Zweck desselben so wenig in die Augen sprang, daß die Bolognesen argwöhnten, es sei mehr gegen als für sie angelegt. In Rom fing er schon 1625 an, Kastell San Angelo mit neuen Brustwehren zu befestigen; unverzüglich versah er es, gleich als sei Krieg vor der Tür, mit Munition und Mundvorrat; auf Monte Cavallo zog er die hohe Mauer, die den päpstlichen Garten einschließt, ohne es zu achten, daß dabei einige großartige Reste des Altertums in den Gärten der Colonnesen zugrunde gingen. In Tivoli richtete er eine Gewehrfabrik ein; die Räume der vatikanischen Bibliothek wurden zum Zeughause bestimmt; Soldaten gab es überflüssig, und die Stätte der obersten geistlichen Macht der Christenheit, der friedliche Bezirk der ewigen Stadt, erfüllte sich mit militärischem Lärmen. Auch einen Freihafen mußte ein wohleingerichteter Staat haben; Civitavecchia ward mit vielen Kosten dazu eingerichtet. Nur entsprach der Erfolg mehr der Lage der Sachen als der Absicht des Papstes. Die Barbaresken verkauften daselbst die den christlichen Seefahrern abgenommene Beute. Dazu mußten die Anstrengungen des Oberhirten der Christenheit dienen.

In allen diesen Dingen verfuhr Papst Urban mit unbedingter Selbstherrschaft; wenigstens in seinen ersten Jahren erweiterte er noch die unumschränkte Regierungsweise seiner Vorfahren.

Schlug man ihm vor, das Kollegium zu Rate zu

ziehen, so entgegnete er wohl, er allein verstehe mehr als alle Kardinäle zusammengenommen. Nur selten ward Konsistorium gehalten, und auch dann hatten nur wenige den Mut, sich freimütig zu äußern. Die Kongregationen versammelten sich in der gewohnten Weise; jedoch wurden ihnen keine wichtigen Fragen vorgelegt, die Beschlüsse, welche sie ja etwa faßten, wenig berücksichtigt. Auch für die Verwaltung des Staates bildete Urban keine eigentliche Konsulta, wie seine Vorfahren. Sein Nepot Franz Barberino hatte in den ersten zehn Jahren des Pontifikats ganz recht, wenn er für keine Maßregel, die man ergriffen hatte, welcher Art sie auch sein mochte, die Verantwortlichkeit übernehmen wollte.

Die fremden Gesandten waren unglücklich, daß sie so wenig mit dem Papste anfangen konnten. In den Audienzen sprach er selbst das meiste, dozierte, setzte mit dem Nachfolgenden das Gespräch fort, welches er mit dem Vorhergehenden begonnen. Man mußte ihn hören, ihn bewundern, ihm mit der größten Ehrerbietung begegnen, selbst wenn er abschlug. Auch bei anderen Päpsten erfolgten viele abschlägige Bescheide, aber aus einem Prinzip, sei es der Religion oder der Politik: bei Urban bemerkte man Laune. Man konnte nie sagen, ob man ein Ja oder ein Nein zu erwarten haben würde. Die gewandten Venezianer lauschten ihm ab, daß er den Widerspruch liebe, daß er durch eine fast unwillkürliche Hinneigung immer auf das Gegenteil von dem Vorgetragenen verfalle; um zu

ihrem Zwecke zu gelangen, brauchten sie das Mittel, sich selbst Einwürfe zu machen. Indem der Papst das Entgegengesetzte aufsuchte, geriet er dann von selbst auf Vorschläge, zu denen ihn sonst keine Überredung der Welt zu bringen vermocht hätte.

Eine Gesinnung, die sich auch in untergeordneten Kreisen auf ihre Weise zeigen kann und damals in Italienern und Spaniern nicht selten vorkam. Sie betrachtet eine öffentliche Stellung gleichsam als einen Tribut, welcher dem Verdienste, der Persönlichkeit gebühre. In der Verwaltung eines Amtes folgt sie dann auch bei weitem mehr diesen persönlichen Antrieben, als den Forderungen der Sache, nicht viel anders als ein Autor, der, von dem Gefühle seines Talentes erfüllt, nicht sowohl den Gegenstand ins Auge faßt, der ihm vorliegt, als dem Spiele seiner Willkür freien Lauf läßt.

Gehörte doch Urban selbst zu dieser Art von Autoren! Die Gedichte, die von ihm übrig sind, zeigen Witz und Gewandtheit. Aber wie seltsam sind darin doch die heiligen Gegenstände behandelt! Die Gesänge und Sprüche des Alten wie des Neuen Testaments müssen sich in horazische Metra fügen, der Lobgesang des alten Simeon in zwei sapphische Strophen! Von der Eigentümlichkeit des Textes kann hiebei natürlich nichts übrig bleiben: der Inhalt muß sich einer Form fügen, die ihm an sich widerspricht, nur weil der Verfasser sie eben beliebt.

Aber diese Talente, der Glanz, mit dem sie die

Person des Papstes umgaben, die athletische Gesundheit selbst, deren er genoß, vermehrten nur in ihm das Selbstgefühl, welches ihm seine hohe Stellung ohnehin einflößte. Ich wüßte keinen Papst, der es in dem Grade gehabt hätte.

Man machte ihm einst einen Vorwurf aus den alten päpstlichen Konstitutionen; er antwortete: „der Ausspruch eines lebenden Papstes sei mehr wert, als die Satzungen von hundert verstorbenen."

Jenen Beschluß des römischen Volkes, niemals wieder einem Papste bei seinen Lebzeiten eine Bildsäule zu errichten, hob er mit den Worten auf, „ein solcher Beschluß könne einem Papste nicht gelten, wie er einer sei."

Man lobte ihm das Betragen eines seiner Nuntien in einer schwierigen Angelegenheit; er versetzte, „der Nuntius habe nach seiner Instruktion gehandelt."

Ein solcher Mann war es — so erfüllt von der Idee, ein großer Fürst zu sein, so französisch gestimmt durch seine frühere Tätigkeit wie durch die Förderung, die er von Frankreich erfahren, endlich so eigenwillig, kräftig und voll Selbstgefühls —, an den in diesem Augenblicke die Leitung der höchsten geistlichen Macht der katholischen Christenheit gekommen war.

An seinem Entschlusse, an der Haltung, die er in der Mitte der katholischen Mächte annahm, hing unendlich viel für den Fortschritt oder Einhalt der universalen Restauration, mit der man beschäftigt war.

Schon öfter aber hatte man in diesem Papste eine Abneigung gegen Spanien-Österreich bemerken wollen.

Schon im Jahre 1625 beklagte sich Kardinal Borgia über die Härte desselben, „der König von Spanien könne nicht die mindeste Bewilligung erlangen; alles werde ihm abgeschlagen.“

Kardinal Borgia behauptete, die Sache von Veltlin habe Urban VIII. mit Willen nicht beigelegt; der König habe sich erboten, die streitigen Pässe fahren zu lassen; der Papst habe niemals darauf geachtet.

So läßt sich auch nicht leugnen, daß Urban mit daran schuld hatte, wenn jene Verbindung zwischen den Häusern Österreich und Stuart nicht zustande kam. Als er die Dispensation ausfertigte, welche sein Vorgänger entworfen, setzte er zu den alten Bedingungen noch hinzu, daß in jeder Provinz öffentliche Kirchen für die Katholiken errichtet werden sollten: eine Forderung, die bei der Überzahl einer gereizten protestantischen Bevölkerung niemals zugestanden werden konnte, die der Papst hernach bei der französischen Vermählung selbst fallen ließ. Er schien in der Tat den Zuwachs an Macht ungern zu sehen, den Spanien durch die Verbindung mit England erlangt haben würde. Ganz insgeheim unterhandelte in jenen Tagen der Nuntius, der in Brüssel residierte, über eine Vermählung des Kurprinzen von der Pfalz nicht mit einer österreichischen, sondern mit einer bayerischen Prinzessin.

Und an der mantuanischen Verwickelung, die sich jetzt erhob, hatte der Papst nicht minder einen wesentlichen Anteil. Die geheime Vermählung der jungen Prinzessin mit Rethel, von der alles abhing, hätte ohne päpstliche Dispensation nicht vollzogen werden können. Papst Urban gab sie, ohne die nächsten Verwandten, den Kaiser oder den König, auch nur gefragt zu haben, und noch im rechten Augenblick traf sie ein.

Dergestalt lag die Gesinnung des Papstes bereits offen am Tage. Wie die übrigen italienischen Mächte wünschte er vor allem einen von Spanien unabhängigen Fürsten in Mantua zu sehen.

Auch wartete er nicht, bis er etwa von Richelieu angegangen würde. Da seine Verwendungen am kaiserlichen Hof unwirksam blieben, dessen Schritte vielmehr immer feindseliger wurden, die Belagerung von Casale fortdauerte, wandte sich der Papst selbst an Frankreich.

Er ließ die dringendsten Bitten vernehmen: „der König möge ein Heer ins Feld rücken lassen, selbst ehe Rochelle noch genommen sei; eine Unternehmung in der mantuanischen Sache sei ebenso gottgefällig wie die Belagerung jenes Hauptbollwerkes der Hugenotten; erscheine der König nur erst in Lyon und erkläre sich für die Freiheit von Italien, so werde auch er, der Papst, nicht säumen, ein Heer ins Feld zu stellen und sich mit dem Könige zu vereinigen."

Von dieser Seite hatte demnach Richelieu diesmal nichts zu fürchten, wenn er die vor drei Jahren fehl-

geschlagene Opposition gegen Spanien wieder aufnahm. Aber er wollte ganz sicher gehen: er hatte nicht die Eile des Papstes; in jener Belagerung, die seinen Ehrgeiz fesselte, ließ er sich nicht stören.

Desto entschlossener zeigte er sich, sobald Rochelle gefallen war. „Monsignore," redete er den päpstlichen Nuntius an, den er sogleich rufen ließ, „nun wollen wir auch keinen Augenblick weiter verlieren; aus allen Kräften wird sich der König der italienischen Sache annehmen."

Dergestalt erhob sich jene Feindseligkeit gegen Spanien und Österreich, die sich schon so oft geregt, kräftiger als jemals. Die Eifersucht von Italien rief noch einmal den Ehrgeiz der Franzosen hervor. Die Lage der Dinge schien so dringend, daß Ludwig XIII. das Frühjahr nicht abwarten wollte. Noch in der Mitte des Januar 1629 brach er von Paris auf und nahm den Weg gegen die Alpen. Vergebens widersetzte sich der Herzog von Savoyen, der sich, wie gesagt, zu Spanien hielt: seine Pässe, die er barrikadieren lassen, wurden im ersten Anlauf gestürmt, Susa genommen; schon im März mußte er einen Vertrag eingehen; die Spanier sahen sich in der Tat genötigt, die Belagerung von Casale aufzuheben.

Und so standen die beiden vorwaltenden Mächte der katholischen Christenheit aufs neue in den Waffen gegeneinander. Richelieu nahm seine kühnsten Pläne gegen die spanisch-österreichische Macht wieder auf.

Vergleichen wir aber die Zeiten, so fußte er jetzt

hiebei auf eine bei weitem gediegenere, haltbarere Grundlage als früher bei seiner graubündnerisch-pfälzischen Unternehmung. Damals hatten die Hugenotten den Augenblick ergreifen können, um ihm den inneren Krieg zu erneuern. Auch jetzt waren sie zwar nicht vollkommen unterdrückt, aber seit sie Rochelle verloren, flößten sie keine Besorgnis mehr ein; ihre Niederlagen und Verluste gingen ununterbrochen fort; auch nur eine Diversion zu machen, waren sie nicht mehr fähig. Und vielleicht noch wichtiger ist es, daß Richelieu jetzt den Papst für sich hatte. Bei der früheren Unternehmung entsprang ihm aus dem Gegensatze, in den er dabei mit der römischen Politik geriet, eine Gefahr selbst für seine Stellung im Innern von Frankreich; die jetzige war dagegen von Rom selbst hervorgerufen, in dem Interesse des päpstlichen Fürstentums. Richelieu fand es überhaupt geraten, sich so eng wie möglich an das Fürstentum anzuschließen; in dem Streite zwischen römischen und gallikanischen Doktrinen hielt er sich nunmehr zu den römischen und verleugnete die gallikanischen.

Welche Bedeutung entwickelte hiemit der Gegensatz Urbans VIII. gegen das Haus Österreich!

Mit der religiösen Entwickelung, mit dem Fortschritte der katholischen Restauration waren politische Veränderungen verknüpft, die immer unaufhaltsamer ihr eigenes Prinzip geltend machten und sich jetzt dem kirchlichen selbst entgegensetzten.

Der Papst trat gegen diejenige Macht in die Schran-

ken, welche sich die Wiederherstellung des Katholizismus am eifrigsten angelegen sein ließ.

Es fragt sich nun, welche Haltung diese Macht, besonders Kaiser Ferdinand, in dessen Händen die Unternehmung der Wiederherstellung hauptsächlich ruhte, einer so mächtigen und drohenden Opposition gegenüber einnehmen würde.

Die Macht Kaiser Ferdinands II. im Jahre 1629.

Es war dem Kaiser eben, als wäre nichts geschehen.

Zwar konnte er sich unter den obwaltenden Umständen keinerlei Gunst von dem Papste versprechen; in den kleinsten Dingen, z. B. einer Sache der Abtei St. Maximilian, ja in den devotesten Anträgen — wenn er unter anderem wünscht, St. Stephan und St. Wenzeslaus, weil man dem einen in Ungarn, dem andern in Böhmen eine so große Verehrung widme, in den römischen Kalender aufgenommen zu sehen — fand er Widerstand, und er bekam nichts als abschlägige Antworten. Nichtsdestoweniger ließ er am 6. März 1629 das Restitutionsedikt ins Reich ergehen. Es ist als das Endurteil in einem nunmehr über ein Jahrhundert geführten großen Prozeß zu betrachten. Die Evangelischen werden durchaus kondemniert; den Katholischen wird vollkommen recht gegeben: „es bleibt uns nichts übrig,“ sagt der Kaiser, „als dem beleidigten Teile beizustehen und unsere Kommissare abzuordnen, um alle seit dem Passauer Vertrage einge-

zogenen Erzbistümer, Bistümer, Prälaturen, Klöster und andere geistlichen Güter von ihren unbefugten Inhabern zurückzufordern." Auf der Stelle erschienen die Kommissionen; für jeden Kreis des Reiches trat eine besondere in Wirksamkeit; die rücksichtslosesten Exekutionen begannen. Und sollte nicht damit wenigstens der Papst begütigt, zu einiger Gunst und Hinneigung bewogen werden? Papst Urban nahm es auf als eine Pflichterfüllung. Der Kaiser bat um das Recht, die durch das Restitutionsedikt gewonnenen geistlichen Stellen wenigstens das erstemal selbst zu besetzen; der Papst schlug es ihm ab: „denn er dürfe die Konkordate nicht verletzen; auch in Frankreich halte man sie." Es liegt fast ein Hohn in dieser Verweisung; denn das französische Konkordat gewährte ja eben dem Könige das Recht, welches der Kaiser verlangte. Der Kaiser wünschte die zurückerworbenen Klöster in Kollegien, besonders für die Jesuiten verwandeln zu können; der Papst antwortete: die Klöster müßten zunächst den Bischöfen überantwortet werden.

Indessen fuhr der Kaiser auf seinem Wege fort, ohne auf die Ungunst des Papstes Rücksicht zu nehmen; er betrachtete sich als den großen Vorfechter der katholischen Kirche.

Drei Heere ließ er auf einmal ins Feld rücken.

Das erste kam den Polen wider die Schweden zu Hilfe und stellte in der Tat das Kriegsglück der Polen einigermaßen wieder her. Doch war das nicht die einzige Absicht; bei diesem Feldzuge dachte man zugleich

daran, Preußen an das Reich und den Orden, dem es entrissen worden, zurückzubringen.

Ein anderes Heer rückte gegen die Niederlande, um hier den Spaniern zu Hilfe zu kommen. Es ergoß sich über die Heide von Utrecht gegen Amsterdam hin, und nur ein Zufall, die Überrumpelung von Wesel, hinderte es an den größten Erfolgen.

Indessen sammelte sich ein drittes Heer bei Memmingen und Lindau, um nach Italien zu gehen und die mantuanische Sache mit dem Schwerte auszumachen. Die Schweizer waren nicht zu bewegen, den Durchzug im guten zuzugestehen: sie wurden mit Gewalt gezwungen; in einem Augenblicke waren Luciensteig, Chur mit allen graubündnerischen Pässen bis an den Comer See eingenommen; 35000 Mann stark, stieg alsdann dieses Heer längs der Adda und dem Oglio hinab. Noch einmal ward der Herzog von Mantua aufgefordert, sich zu unterwerfen. Er erklärte, er stehe im Schutze des Königs von Frankreich: mit diesem müsse man unterhandeln. Indem nun die Deutschen sich gegen Mantua, die Spanier sich gegen Montferrat bewegten, erschienen auch die Franzosen zum zweiten Male. Sie machten auch diesmal Fortschritte: sie nahmen Saluzzo, Pinerolo, aber in der Hauptsache richteten sie nichts aus; nicht einmal den Herzog von Savoyen vermochten sie aufs neue zu ihrem Willen zu nötigen. Die Spanier begannen Casale, die Deutschen nach kurzem Stillstand Mantua zu belagern; sie hatten bei weitem das Übergewicht.

Kein Wunder, wenn in dieser Lage der Dinge jetzt in Wien selbst Erinnerungen an die alte kaiserliche Hoheit laut wurden: „man werde den Italienern zeigen, daß es noch einen Kaiser gebe; man werde mit ihnen Rechnung halten."

Besonders hatte sich Venedig den Haß des Hauses Österreich zugezogen. Man urteilte in Wien, daß, wenn Mantua einmal gefallen, auch die Terra ferma von Venedig nicht mehr widerstehen könne; in ein paar Monaten müsse man sie haben; dann könne man die kaiserlichen Lehen zurückfordern. Der spanische Gesandte ging noch weiter. Er verglich die spanisch-österreichische Macht mit der römischen, die venezianische mit der karthaginiensischen. „Aut Roma", rief er aus, „aut Carthago delenda est."

Und hier gedachte man auch der weltlichen Rechte des Kaisertums gegen das Papsttum.

Ferdinand II. beabsichtigte, sich krönen zu lassen; er forderte, daß ihm der Papst nach Bologna oder Ferrara entgegenkomme; der Papst wagte weder es zu versprechen noch abzuschlagen und suchte sich mit einer Reservatio mentalis zu helfen. Es kam die Rede auf die Lehensrechte des Reiches über Urbino und Montefeltro; man sagte dem päpstlichen Nuntius ohne weiteres, Wallenstein werde sich darüber näher informieren, wenn er nach Italien komme. In der Tat war das Wallensteins Absicht. Er war früher gegen den italienischen Krieg gewesen; jetzt aber erklärte er, da er sehe, daß der Papst mit seinen Ver-

bündeten das Haus Österreich unterdrücken wolle, sei er dafür. Er ließ vernehmen: es sei bereits hundert Jahre her, daß Rom nicht geplündert worden; jetzt müsse es noch um vieles reicher sein als damals.

Indessen sollte auch Frankreich nicht verschont werden. Der Kaiser dachte die drei abgekommenen Bistümer mit Gewalt der Waffen zurückzuerwerben; sein Plan war, Kosaken von Polen zu übernehmen und nach Frankreich zu schicken. Die Zwistigkeiten Ludwigs XIII. mit seinem Bruder und seiner Mutter schienen dazu eine erwünschte Gelegenheit darzubieten.

Und so nahm das Haus Österreich eine Stellung ein, in welcher es seine Bestrebungen gegen die Protestanten auf das kühnste verfolgte, aber zugleich die katholische Opposition, ja den Papst selbst, mächtig beugte und im Zaume hielt.

Unterhandlungen mit Schweden. Kurfürstentag zu Regensburg.

So oft in früheren Zeiten ein Fall dieser Art nur von fern gesehen, nur gefürchtet wurde, hatte sich alles vereinigt, was in Europa noch unabhängig geblieben; jetzt war er wirklich eingetreten. Die katholische Opposition sah sich, nicht mehr aus Eifersucht, sondern zu ihrer Rettung, zur Notwehr, nach Hilfe außerhalb der Grenzen des Katholizismus um. An wen aber konnte sie sich wenden? England war durch die Entzweiung zwischen König und Parlament in sich selbst beschäftigt und unterhandelte überdies bereits aufs neue mit

Spanien; die Niederlande waren selbst von dem Feinde überzogen, die deutschen Protestanten entweder geschlagen oder von den kaiserlichen Heeren in Furcht gehalten, der König von Dänemark zu einem nachteiligen Frieden gezwungen. Es blieb niemand übrig, als der König von Schweden.

Während die Protestanten allenthalben geschlagen wurden, hatte allein Gustav Adolf Siege erfochten. Er hatte Riga, ganz Livland bis auf Dünamünde, von Litauen, wie die Polen sich ausdrücken, so viel als er selbst gewollt, erobert; dann war er 1626 in Preußen erschienen, hauptsächlich, wie er sagte, um die Geistlichkeit im Bistum Ermeland heimzusuchen; die Hauptsitze des wiederhergestellten Katholizismus in jenen Gegenden, Frauenburg und Braunsberg, hatte er eingenommen und den bedrängten Protestanten daselbst einen neuen, starken Rückhalt gegeben. Aller Augen richteten sich auf ihn. „Über alle anderen Menschen," schreibt Rusdorf schon im Jahre 1624, „schätze ich diesen siegreichen Helden; ich verehre ihn als den einzigen Schutz unserer Sache, als den Schrecken unserer gemeinschaftlichen Feinde; seinen Ruhm, der über den Neid erhaben ist, begleite ich mit meinem Gebet." Zwar hatte Gustav Adolf jetzt in dem Gefecht auf der Stummschen Heide einen Verlust gehabt und wäre beinahe selbst gefangen genommen worden, aber die ritterliche Tapferkeit, mit der er sich durchschlug, warf sogar einen neuen Glanz auf ihn, und allemal behauptete er sich im Felde.

An diesen Fürsten wandten sich jetzt die Franzosen. Zuerst vermittelten sie einen Stillstand zwischen ihm und den Polen, und es ist sehr möglich, daß jene preußische Absicht des Kaisers dazu beitrug, wenn nicht den König, doch die Magnaten von Polen friedlich zu stimmen. Hierauf traten sie ihrem vornehmsten Zweck, den König von Schweden nach Deutschland zu ziehen, näher. Dabei hatten sie nur die Rücksicht, einige Bestimmungen zugunsten des Katholizismus in den Vertrag zu bringen. Unter diesem Vorbehalt erklärten sie sich bereit, den König, der eine ansehnliche Armee ins Feld zu stellen habe, mit einer entsprechenden Geldsumme zu unterstützen. Nach einigem Zögern ging König Gustav hierauf ein. In seinen Instruktionen vermeidet er, der Religion zu gedenken; als Zweck des Bündnisses stellt er nur die Herstellung der deutschen Stände zu ihren alten Gerechtsamen, die Entfernung der kaiserlichen Truppen, die Sicherheit der Meere und des Handels dar. Man entwarf einen Vertrag, in welchem der König den katholischen Gottesdienst, wo er ihn finde, zu dulden und sich in Sachen der Religion, so drückte man es aus, nach den Reichsgesetzen zu halten zusagte. Es war dies nötig auch um des Papstes willen, dem auf der Stelle davon Kunde gegeben ward. Die Vollziehung des Vertrages stieß sich zwar noch an einigen Formalitäten; doch ward er schon im Sommer 1630 als definitiv betrachtet. Der päpstliche Nuntius in Frankreich behauptet, Venedig habe sich verpflichtet, den dritten

Teil der Subsidien zu zahlen. Ich habe nicht ermitteln können, wie viel Grund diese Angabe hat; wenigstens der Lage der Verhältnisse wäre sie entsprechend.

Durfte man aber wohl hoffen, daß Gustav Adolf allein imstande sein werde, die Übermacht der kaiserlich-ligistischen Armee zu brechen, sie im Felde zu besiegen? Niemand traute es ihm zu. Vor allem erschien es wünschenswert, in Deutschland selbst eine seinem Unternehmen entgegenkommende Bewegung hervorzubringen.

Und hier durfte man nun ohne Zweifel auf die Protestanten rechnen. Welches auch die Politik sein mochte, die den einzelnen Fürsten aus persönlicher Rücksicht oder Befürchtung entsprang, so hatte sich doch der Gemüter jene Gärung bemächtigt, die bis in die Tiefe des allgemeinen Lebens dringt, die den großen Stürmen vorausgeht. Ich will nur einen Gedanken anführen, der damals um sich griff. Als es hie und da zur Ausführung des Restitutionsediktes kam und die Jesuiten schon die Absicht andeuteten, auch nicht einmal den Religionsfrieden anzuerkennen, ließen die Protestanten vernehmen, ehe es so weit komme, werde die völlige Zerrüttung des Reiches deutscher Nation erfolgen: „sie würden eher Gesetz und Sitte von sich werfen und Germanien wieder in seine alte Waldeswildnis verwandeln."

Aber auch auf der katholischen Seite zeigten sich Unzufriedenheit und Entzweiung.

Es ist nicht zu sagen, welche Bewegung in der Geistlichkeit die Absicht der Jesuiten, sich der zurückgegebenen Klostergüter zu bemächtigen, veranlaßte. Die Jesuiten sollen erklärt haben, es gebe keine Benediktiner mehr; sie seien alle abgefallen und gar nicht einmal fähig, in den verlorenen Besitz wieder einzutreten. Dagegen machte man ihnen auf der anderen Seite ihre Verdienste streitig; man wollte nicht Wort haben, daß Bekehrungen durch sie vollbracht worden: was so scheine, sei nichts weiter als das Werk der Gewalt. Ehe die Kirchengüter nur noch zurückgegeben waren, brachten sie schon Entzweiung und Hader hervor über den Anspruch, sie zu besitzen, zwischen den Orden, über das Recht der Kollation, zwischen Kaiser und Papst.

Zu diesen geistlichen Mißverständnissen gesellten sich aber weltliche von noch weiter aussehender Natur. Die kaiserlichen Kriegsvölker waren eine unerträgliche Last; ihre Durchzüge erschöpften Land und Leute; wie der Soldat den Bürger und Bauer, mißhandelte der General die Fürsten; Wallenstein ließ die verwegensten Reden verlauten. Auch die alten Verbündeten des Kaisers, die Häupter der Liga, vor allem Maximilian von Bayern, waren mißvergnügt über die Gegenwart und besorgt wegen der Zukunft.

In dieser Lage der Dinge geschah es, daß Ferdinand, um seinen Sohn zum römischen Könige erwählen zu lassen, die katholischen Kurfürsten im Sommer 1630 zu Regensburg versammelte. Es konnte nicht anders

sein, als daß hiebei auch alle anderen öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache kamen.

Wohl sah der Kaiser, daß er etwas nachgeben müsse. Sein Sinn war, dies in den deutschen Sachen zu tun; er zeigte sich geneigt, das Restitutionsedikt in Hinsicht auf die brandenburgischen und kursächsischen Lande noch zu suspendieren, über Pfalz und Mecklenburg eine Abkunft zu treffen, auch Schweden wieder zu versöhnen — schon waren Unterhandlungen dazu eröffnet — und indes seine Kraft nach Italien zu wenden, den mantuanischen Krieg zu Ende zu bringen und den Papst zur Anerkennung seiner kirchlichen Ansprüche zu nötigen.

Er mochte glauben, weil er es mit deutschen Fürsten zu tun habe, durch Nachgiebigkeit in deutschen Angelegenheiten das meiste auszurichten. Jedoch nicht so einfach lagen die Dinge.

Die italienisch-französische Opposition hatte bei den katholischen Kurfürsten bereits Eingang gefunden und suchte das Mißvergnügen derselben zu ihren Zwecken zu benutzen.

Zuerst erschien der päpstliche Nuntius Rocci in Regensburg. Wie hätte er nicht alles anwenden sollen, um die Ausführung der italienischen und antipäpstlichen Absichten des Kaisers zu hintertreiben?

Der Papst hatte ihm aufgetragen, sich vor allem mit dem Kurfürsten von Bayern in gutes Einverständnis zu setzen; in kurzem meldet er, daß dies Verständnis in tiefstem Geheimnis erhalten werde; er brachte

eine Erklärung der katholischen Kurfürsten aus, daß sie in allen kirchlichen Angelegenheiten mit ihm vereinigt bleiben und besonders die Jurisdiktion und Verehrung des päpstlichen Stuhles aufrecht erhalten würden.

Um aber der Sache die entscheidende Wendung zu geben, kam ihm der Vertraute Richelieus, Pater Joseph, zu Hilfe. Niemals ist wohl die durchtriebene Schlauheit dieses Kapuziners tätiger, wirksamer und den Mitwissenden offenbarer gewesen als hier; sein Begleiter in Regensburg, Herr von Leon, welcher zu dieser Gesandtschaft seinen Namen hergab, hat gesagt, der Pater habe gar keine Seele, sondern an ihrer Stelle Untiefen und Lachen, in die ein jeder geraten müsse, der mit ihm unterhandele.

Durch diese Vermittler nun machte sich jene italienisch-französische Opposition des Kaisers die deutschen Verbündeten desselben in kurzem völlig zu eigen. Zur Versöhnung des Reiches mit Schweden, zur Beruhigung der Protestanten ward nichts getan: niemals hätte der Papst in die Suspension des Restitutionsediktes gewilligt. Dagegen drangen die Kurfürsten auf Herstellung des Friedens in Italien; sie forderten die Absetzung des kaiserlichen Feldhauptmanns, der sich als unumschränkter Diktator gebärde.

Und so mächtig war dieser Einfluß, so geschickt ward er geltend gemacht, daß der gewaltige Kaiser, in dem Zenit seiner Macht, ohne Widerstand, ohne Bedingung nachgab.

Während man in Regensburg unterhandelte, hatten seine Truppen Mantua erobert; er konnte sich als Herrn von Italien betrachten. In diesem Augenblicke verstand er sich dazu, Mantua dem Nevers gegen die nichtige Formalität einer Abbitte einzuräumen. Aber vielleicht noch mehr wollte die andere Forderung sagen. Zugleich die deutschen Fürsten, Frankreich und der Papst waren von dem Feldherrn bedroht, an dessen Persönlichkeit das Glück der kaiserlichen Waffen geknüpft war! Man darf sich nicht wundern, wenn sie ihn haßten und sich seiner zu entledigen wünschten. Der Kaiser, um des Friedens willen, gab ihn auf.

In dem Moment, daß er Italien beherrschen könnte, läßt er es fahren; in dem Moment, daß ihn der gefährlichste, kriegskundigste Feind in Deutschland angreift, dankt er den Feldherrn ab, der allein imstande wäre, ihn zu verteidigen. Nie haben Politik und Unterhandlung größere Erfolge hervorgebracht.

Schwedischer Krieg. Verhältnis des Papstes.

Und nun erst begann der Krieg. Unter den günstigsten Auspizien, man kann es nicht leugnen, eröffnete ihn Gustav Adolf. Denn war nicht das kaiserliche Heer auf Wallensteins Namen zusammengebracht, ihm persönlich ergeben und verpflichtet? Der Kaiser entließ sogar einen Teil davon; die Kontributionsforderungen der Generale, die bisher in deren Belieben gestanden, unterwarf er einer Ermäßigung der Reichskreise. Man muß sagen, daß der Kaiser, indem er den

General entließ, zugleich sein Heer zerstörte, die moralische Kraft ihm nahm. Ein Italiener, der früher in päpstlichen Diensten gestanden, Torquato Conti, sollte dem beherzten und eifrigen Feinde damit Widerstand leisten. Es liegt in der Sache, daß dieser schlecht ausfiel: das kaiserliche Heer zeigte sich nicht mehr als das alte; man sah nichts als Unentschlossenheit, Schwanken, Schrecken, Verlust. Gustav Adolf schlug es vollkommen aus dem Felde und setzte sich an der unteren Oder fest.

Anfangs glaubte man in Oberdeutschland, daß dies für das übrige Reich wenig zu bedeuten habe; — mit großer Ruhe fuhr indes Tilly in seinen Unternehmungen an der Elbe fort. Daß er endlich Magdeburg eroberte, erschien dem Papst als ein großer Sieg; man knüpfte die glänzendsten Hoffnungen daran. Schon wurde auf Tillys Antrieb ein Kommissar ernannt, „um die Angelegenheiten des Erzbistums nach den Gesetzen der katholischen Kirche einzurichten."

Allein eben dies bewirkte nun, daß alle noch unentschiedenen protestantischen Fürsten sich an Gustav Adolf anschlossen und, indem Tilly sie daran zu hindern suchte, mit der Liga in eine Feindschaft gerieten, welche es nicht länger gestattete, einen Unterschied zwischen ligistischen und kaiserlichen Völkern zu machen. Die Schlacht von Breitenfeld erfolgte; Tilly ward aufs Haupt geschlagen, und über die ligistischen so gut wie über die kaiserlichen Länder ergossen sich die protestantischen Heerscharen; Würzburg und Bamberg fielen dem König in die Hände. An dem Rhein

trafen die Protestanten des Nordens mit den alten Vorfechtern des romanischen Katholizismus, den spanischen Truppen, zusammen; dort bei Oppenheim sieht man ihre vermischten Schädel. Mainz ward erobert; alle unterdrückten Fürsten schlossen sich an den König an; der verjagte Pfalzgraf erschien in dem Feldlager desselben.

Notwendigerweise mußte nun eine Unternehmung, welche von der katholischen Opposition in politischen Absichten hervorgerufen, gebilligt worden, zum Vorteil des Protestantismus ausschlagen. Die überwältigte, unterdrückte Partei sah sich mit einem Male wieder im Siege. Zwar ließ der König auch den Katholiken seinen Schutz im allgemeinen angedeihen, wie ihn denn sein Bündnis dazu verpflichtete; aber dabei erklärte er doch, er sei gekommen, um seine Glaubensgenossen von ihren Gewissensdrangsalen zu erretten: er nahm die evangelischen Kirchendiener, die unter katholischen Regierungen gestanden, z. B. in Erfurt, in seinen besonderen Schutz; auch das Bekenntnis der Augsburgischen Konfession ließ er allenthalben wieder zu; die verjagten Pfarrer kehrten in die Pfalz zurück; mit dem siegreichen Heere durchzog die lutherische Predigt das Reich aufs neue.

So sonderbar verwickelte sich die Politik Urbans VIII. Insofern der König die österreichische Macht angriff und überwand, war er der natürliche Verbündete des Papstes; gleich in den italienischen Angelegenheiten zeigte es sich: unter dem Einfluß der

deutschen Verluste ließ sich der Kaiser im Jahre 1631 in der mantuanischen Sache noch ungünstigere Bedingungen gefallen, als das Jahr zuvor in Regensburg. Ja, es bestanden selbst, wenn nicht unmittelbare, doch mittelbare Verbindungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und den im siegreichen Kampfe wieder vordringenden protestantischen Mächten. „Ich rede davon mit gutem Grunde," sagt Aluise Contarini, der erst an dem französischen, dann am römischen Hofe gestanden, „ich bin bei allen Verhandlungen zugegen gewesen; die Nuntien des Papstes haben immer die Unternehmungen Richelieus begünstigt, sowohl wo es auf dessen eigene Erhaltung ankam, als insofern er Bayern und die Ligue mit Frankreich zu vereinigen suchte; zu seiner Verbindung mit Holland und den protestantischen Mächten überhaupt haben sie stillgeschwiegen, um nicht zu sagen, daß sie dieselbe gebilligt. Andere Päpste hätten sich vielleicht ein Gewissen daraus gemacht; die Nuntien Urbans VIII. gelangten dadurch zu größerem Ansehen und persönlichen Vorteilen."

Laut und bitter beklagte sich der Kaiser: „erst habe ihn der römische Hof zum Restitutionsedikt vermocht und verlasse ihn nun in dem Kriege, der daher entspringe; die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige habe der Papst hintertrieben; er ermuntere den Kurfürsten von Bayern mit Rat und Tat, eine abgesonderte Politik zu befolgen, sich mit Frankreich zu verbinden; es sei vergebens, Urban um Hilfe zu

ersuchen, wie sie frühere Päpste mit Geld oder Mannschaften so oft geleistet; er weigere sich selbst, die Verbindung der Franzosen mit den Ketzern zu verdammen oder diesen Krieg für einen Religionskrieg zu erklären." Im Jahre 1632 finden wir die kaiserlichen Gesandten in Rom vor allem das letzte Gesuch wiederholen: noch immer, sagten sie, könne die Erklärung Sr. Heiligkeit die größte Wirkung nach sich ziehen; noch immer sei es so gar unmöglich nicht, den König von Schweden zu verjagen: er habe nicht mehr als 30000 Mann.

Der Papst entgegnete mit kühler Gelehrsamkeit: „Mit dreißigtausend hat Alexander die Welt erobert."

Er blieb dabei, es sei kein Religionskrieg; er betreffe nur Staatsangelegenheiten; übrigens sei auch die päpstliche Kammer erschöpft, er könne nichts tun.

Die Mitglieder der Kurie, die Einwohner von Rom waren erstaunt. „Mitten in der Feuersbrunst katholischer Kirchen und Klöster" — so drückten sie sich aus „stehe der Papst kalt und starr wie Eis. Der König von Schweden habe mehr Eifer für sein Luthertum, als der Heilige Vater für den alleinseligmachenden katholischen Glauben."

Noch einmal schritten die Spanier zu einer Protestation. Wie einst Olivarez vor Sixtus V., so erschien jetzt Kardinal Borgia vor Urban VIII., um feierlich wider das Betragen Seiner Heiligkeit zu protestieren. Es erfolgte eine vielleicht noch heftigere Szene als damals. Indem der Papst in zornige Auf=

wallung geriet und den Botschafter unterbrach, nahmen die anwesenden Kardinäle für oder wider Partei. Der Botschafter mußte sich bequemen, seine Protestation schriftlich einzugeben. Aber die eifrig-religiöse Gesinnung war damit nicht zufrieden; schon erhob sich, besonders auf Anregung des vorigen Kardinalnepoten Ludovisio, der Gedanke, ein Konzilium in Opposition gegen den Papst zu berufen.

Welches Feuer wäre aber damit angezündet worden! Schon nahmen die Ereignisse eine Wendung, welche über die Natur keinen Zweifel übrig ließ und die päpstliche Politik anders bestimmen mußte.

Urban VIII. schmeichelte sich eine Zeitlang, der König werde eine Neutralität mit Bayern abschließen und die geflüchteten geistlichen Fürsten in ihre Länder wiederherstellen. Nur allzubald aber scheiterte jeder Versuch der Aussöhnung von Interessen, die einander so geradezu entgegenstanden. Die schwedischen Waffen ergossen sich auch nach Bayern; Tilly fiel, München wurde erobert; Herzog Bernhard drang nach Tirol vor.

Hierauf ließ sich nicht mehr zweifeln, was Papst und Katholizismus von den Schweden zu erwarten hatten. Wie so durchaus war die Lage der Dinge in einem Moment verändert! Hatte man soeben die Hoffnung gehegt, die protestantischen Stifter in Norddeutschland wieder katholisch zu machen, so erwachte jetzt in dem Könige der Plan, die süddeutschen Stifter, die in seiner Hand waren, in weltliche Fürstentümer zu verwandeln. Er redete bereits von seinem Herzog-

tum Franken; — in Augsburg schien er seinen königlichen Hof aufschlagen zu wollen.

Vor zwei Jahren hatte der Papst die Ankunft der Österreicher in Italien zu fürchten gehabt; mit einem Angriff auf Rom war er bedroht worden. Jetzt erschienen die Schweden an den Grenzen von Italien: mit dem Namen eines Königs der Schweden und Goten, wie ihn Gustav Adolf führte, verknüpften sich Erinnerungen, die in beiden Teilen erwachten.

Herstellung eines Gleichgewichtes der beiden Bekenntnisse.

Und nun will ich den Kampf nicht ausführen, der Deutschland noch sechzehn Jahre lang erfüllte. Genug, wenn wir wahrgenommen haben, wie jener mächtige Fortschritt des Katholizismus, der im Begriffe war, unser Vaterland auf immer in Besitz zu nehmen, eben als er Anstalt machte, die protestantische Meinung an ihren Quellen zu vertilgen, in seinem Laufe aufgehalten ward und einen siegreichen Widerstand erfuhr. Im allgemeinen ist zu sagen, daß der Katholizismus, als eine Einheit betrachtet, seine eigenen Siege nicht ertragen konnte. Das Oberhaupt der Kirche selbst glaubte sich genötigt, sich um politischer Gründe willen den Mächten entgegenzusetzen, die seine geistliche Autorität am meisten verfochten und ausbreiteten. Katholiken, in Übereinstimmung mit dem Papste, riefen die noch unbezwungenen protestantischen Kräfte auf und machten ihnen Bahn.

So große Pläne, wie Gustav Adolf im Hochpunkte seiner Macht sie hegte, konnten nun nach dem frühen Tode dieses Fürsten freilich nicht ausgeführt werden, schon darum nicht, weil ja auch die Erfolge des Protestantismus sich keineswegs allein von eigener Macht herschrieben. Aber auch der Katholizismus vermochte, selbst als er sich besser zusammennahm, als Bayern sich wieder an den Kaiser schloß und auch Urban VIII. aufs neue Subsidien zahlte, den Protestantismus nicht mehr zu überwältigen.

Gar bald gelangte man wenigstens in Deutschland zu dieser Überzeugung. Schon der Friede von Prag beruhte darauf. Der Kaiser ließ sein Restitutionsedikt fallen; der Kurfürst von Sachsen und die Staaten, welche ihm beitraten, gaben die Herstellung des Protestantismus in den Erblanden auf.

Zwar widersetzte sich Papst Urban allem, was dem Restitutionsedikt zuwider beschlossen werden könnte, und in dem geistlichen Rate des Kaisers hatte er die Jesuiten, besonders den Pater Lamormain, auf seiner Seite — der denn auch oft genug darüber belobt ward „als ein würdiger Beichtvater, als ein Mann, der keine weltliche Rücksicht nehme" —; allein die Mehrheit war gegen ihn: die Kapuziner Quiroga und Valerian, die Kardinäle Dietrichstein und Pazmany, sie behaupteten, wenn man die katholische Religion in den Erblanden rein erhalte, so könne man wohl Gewissensfreiheit im Reiche geben. Der Prager Friede ward in Wien von allen Kanzeln verkündigt; die Kapuziner

rühmten sich ihres Anteils an diesem „ehrenvollen und heiligen“ Werke und stellten besondere Feierlichkeiten dafür an; kaum konnte der Nuntius verhindern, daß man nicht ein Tedeum sang.

Indem Urban VIII., obwohl er tatsächlich so viel dazu beigetragen, daß die Pläne des Katholizismus scheiterten, dennoch in der Theorie keinen Anspruch fallen lassen wollte, bewirkte er nur, daß das Papsttum eine Stellung außerhalb der lebendigen und wirksamen Interessen der Welt annahm. Nichts ist dafür bezeichnender, als die Instruktion, welche er seinem Legaten Ginetti bei dem ersten Versuche eines allgemeinen Friedens im Jahre 1636 nach Köln mitgab. Gerade in allen wichtigen Punkten, auf die es schlechthin und durchaus ankam, werden da dem Gesandten die Hände gebunden. Eine der dringendsten Notwendigkeiten z. B. war die Herstellung der Pfalz. Nichtsdestoweniger wird der Legat angewiesen, sich der Rückgabe der Pfalz an einen unkatholischen Fürsten zu widersetzen. Was schon in Prag sich unvermeidlich gezeigt, den Protestanten in Hinsicht der geistlichen Güter einige Zugeständnisse zu machen, war es später noch mehr; dessenungeachtet wird der Legat „zu besonderem Eifer“ ermahnt, um nichts zuzugeben, „was in Hinsicht der geistlichen Güter den Protestanten zum Vorteil gereichen könnte.“ Sogar die Friedensschlüsse mit protestantischen Mächten will der Papst nicht billigen. Der Abgesandte soll es nicht unterstützen, wenn man die Holländer in den Frieden ein-

schließen wolle; jeder Abtretung an die Schweden — es war damals nur von einem Hafen die Rede — soll er sich entgegensetzen: „die göttliche Barmherzigkeit werde schon Mittel finden, diese Nation aus Deutschland zu entfernen."

Der römische Stuhl durfte vernünftigerweise keine Hoffnung mehr hegen, die Protestanten zu überwältigen; es ist doch von großer Bedeutung, daß er, wiewohl ohne seinen Willen, aber durch die hartnäckige Behauptung unausführbarer Ansprüche es sich selbst unmöglich machte, auf das Verhältnis seiner Gläubigen zu denselben einen wesentlichen Einfluß auszuüben.

Wohl schickte der römische Stuhl auch ferner seine Gesandten zu dem Friedenskongresse. Auf Ginetti folgten Machiavelli, Rosetti, Chigi. Ginetti, sagt man, war sehr sparsam und schadete damit seiner Wirksamkeit; Machiavelli sollte eigentlich hier nur Rang erwerben, Befähigung zu einer höheren Stelle; Rosetti war den Franzosen unbequem: — so erklärt man die Geringfügigkeit ihres Einflusses. Die Wahrheit ist, daß die Sache selbst, die Stellung, welche der Papst eingenommen, eine bedeutende Einwirkung der Nuntien unmöglich machte. Chigi war geschickt und beliebt; er richtete doch nichts aus. Unter seinen Augen ward ein Friede geschlossen, wie ihn der römische Stuhl ausdrücklich verdammt hatte. Der Kurfürst von der Pfalz, alle verjagten Fürsten wurden hergestellt. Weit gefehlt, daß man an die Bestimmungen des Resti-

tutionsediktes denken konnte: viele Stifter wurden geradezu säkularisiert und den Protestanten überlassen. Spanien entschloß sich, die Unabhängigkeit jener Rebellen gegen Papst und König, der Holländer, endlich anzuerkennen. Die Schweden behielten einen bedeutenden Teil des Reiches. Selbst den Frieden des Kaisers gegen Frankreich konnte die Kurie nicht billigen, weil er Stipulationen über Metz, Toul und Verdun enthielt, durch die sie ihre Rechte gekränkt fand. Das Papsttum fand sich in der traurigen Notwendigkeit, zu protestieren: die Grundsätze, die es nicht hatte geltend machen können, wollte es wenigstens aussprechen. Aber schon hatte man dies vorausgesehen. Die geistlichen Bestimmungen des Westfälischen Friedens wurden gleich mit der Erklärung eröffnet, daß man sich dabei an niemandes Widerspruch kehren wolle, er sei wer er wolle, von weltlichem oder geistlichem Stande.

Durch den Frieden ward jener große Prozeß zwischen Protestanten und Katholiken, aber nun ganz anders, als man in dem Restitutionsedikte versucht hatte, endlich zu einer Entscheidung gebracht. Der Katholizismus behauptete immer große Erwerbungen, indem das Jahr 1624 als das Normaljahr, auf welches die Dinge zurückzuführen seien, angenommen wurde; dagegen bekam der protestantische Teil die ihm so unentbehrliche, so lange vorenthaltene Parität. Nach diesem Prinzip wurden alle Reichsverhältnisse geregelt.

Wie durfte man da so gar nicht mehr an Unternehmungen denken, wie sie früher gewagt wurden und gelungen waren! Vielmehr wirkten die Resultate der deutschen Kämpfe unmittelbar auf die benachbarten Länder zurück.

Obwohl der Kaiser in seinen Erblanden den Katholizismus aufrecht zu erhalten vermocht hatte, mußte er doch in Ungarn den Protestanten Zugeständnisse machen: im Jahre 1645 sah er sich genötigt, ihnen eine nicht geringe Anzahl Kirchen zurückzugeben.

Und hätte nun wohl nach jenem Aufschwunge der Schweden zu einer universalen Bedeutung Polen jemals daran denken können, die alten Ansprüche an dieses Land zu erneuern? Wladislaw IV. ließ sogar von dem Bekehrungseifer seines Vaters ab und war den Dissidenten ein gnädiger König.

Selbst in Frankreich begünstigte Richelieu die Hugenotten, nachdem sie ihrer politischen Selbständigkeit beraubt waren. Noch bei weitem mehr aber unterstützte er das protestantische Prinzip dadurch, daß er jener vorwaltenden katholischen Macht, der spanischen Monarchie, einen Krieg auf Leben und Tod zu machen fortfuhr, welcher sie in ihren Grundfesten erschütterte. Diese Entzweiung war die einzige, die der Papst so ganz ohne Skrupel hätte beilegen können. Während aber alle anderen wirklich beseitigt wurden, blieb diese unausgetragen und zerrüttete unaufhörlich das Innere der katholischen Welt.

An dem Kriege gegen Spanien nahmen bis zum Westfälischen Frieden die Holländer den glücklichsten Anteil. Es war das goldene Zeitalter ihrer Macht, ihres Reichtums. Indem sie aber das Übergewicht in dem Orient erlangten, traten sie zugleich dem Fortgange der katholischen Missionen daselbst gewaltig entgegen.

Nur in England schien zuweilen der Katholizismus oder wenigstens eine Analogie seiner äußeren Formen Eingang finden zu wollen. Wir finden Abgeordnete des englischen Hofes in Rom, päpstliche Agenten in England; die Königin, der man zu Rom eine Art von amtlicher Anerkennung widmete, übte einen Einfluß auf ihren Gemahl aus, welcher sich auch auf die Religion erstrecken zu müssen schien; schon näherte man sich in mancherlei Zeremonien katholischen Gebräuchen. Jedoch aus alledem erfolgte auch hier das Gegenteil. Schwerlich ist Karl I. in seinem Herzen jemals von dem protestantischen Dogma abgewichen; aber schon die geringen Annäherungen zu dem katholischen Ritus, die er sich erlaubte, schlugen ihm zum Verderben aus. Es war, als ob die heftige Aufregung, welche so langjährige, allgemeine, unablässige Angriffe in der protestantischen Welt überhaupt hervorgebracht, sich in den englischen Puritanern konzentriere. Vergebens suchte sich Irland ihrer Herrschaft zu entziehen und sich im katholischen Sinne zu organisieren; es wurde um so schwerer unterworfen. In der Aristokratie und

den Gemeinen von England bildete sich eine Weltmacht aus, deren Erhebung die Wiederaufnahme des Protestantismus in Europa überhaupt bezeichnet.

Hiedurch sind nun aber dem Katholizismus auf ewig Schranken gesetzt. Er ist in bestimmte Grenzen gewiesen; an eine Welteroberung, wie er sie vorhatte, kann er niemals wieder im Ernste denken.

Ja, die geistige Entwickelung selbst hat eine Wendung genommen, die dies unmöglich macht.

Jene die höhere Einheit gefährdenden Triebe haben das Übergewicht bekommen; das religiöse Element ist zurückgetreten; die politischen Rücksichten beherrschen die Welt.

Denn nicht durch sich selbst retteten sich die Protestanten. Vor allem war es eine Spaltung im Schoße des Katholizismus, durch die es ihnen gelang, sich wiederherzustellen. Im Jahre 1631 finden wir die beiden großen katholischen Mächte im Bunde mit den Protestanten, Frankreich unverhohlen, Spanien wenigstens insgeheim. Es ist gewiß, daß die Spanier in dieser Zeit ein Verständnis mit den französischen Hugenotten angeknüpft hatten.

Aber ebensowenig hielten die Protestanten zusammen. Nicht, daß sich nur Lutheraner und Reformierte bekämpft hätten — dies war vielmehr von jeher geschehen —, sondern die entschiedenen Reformierten, obwohl sie ohne allen Zweifel eine gemeinschaftliche Sache verfochten, sind in diesem Kriege wider

einander gezogen. Die Seemacht der französischen Hugenotten ward nur durch die Unterstützung gebrochen, die ihre Religionsverwandten und alten Verbündeten der Krone Frankreich zu leisten sich bestimmen ließen.

Das Oberhaupt des Katholizismus selbst, welches den Angriff gegen die Protestanten bisher geleitet, der Papst zu Rom, setzte am Ende diese höchsten Interessen der geistlichen Gewalt beiseite; er nahm gegen diejenigen Partei, welche die Wiederherstellung des Katholizismus am eifrigsten betrieben; er verfuhr nur noch nach den Gesichtspunkten des weltlichen Fürstentums. Er kehrte zu der Politik zurück, welche seit Paul III. aufgegeben worden war. Wir erinnern uns, daß der Protestantismus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch nichts so sehr befördert worden ist, wie durch die politischen Bestrebungen der Päpste. Eben diesen hatte, nach menschlicher Ansicht, der Protestantismus jetzt seine Rettung, seine Erhaltung zu danken.

Es mußte aber dies Beispiel auch auf die übrigen Mächte wirken. Endlich ergriff das deutsche Österreich, welches sich so lange ohne Wanken rechtgläubig gehalten, dieselbe Politik: die Stellung, welche es seit dem Westfälischen Frieden einnahm, beruhte auf seiner innigen Verbindung mit Norddeutschland, England und Holland.

Fragen wir nach der tieferen Ursache dieser Erscheinung, so würden wir unrecht haben, sie allein in einer Verflachung und Verkümmerung der geist-

lichen Antriebe zu suchen; ich denke, wir werden den Inhalt und die Bedeutung des Ereignisses anders fassen müssen.

Einmal hatte der große geistliche Kampf seine Wirkung in den Gemütern vollbracht.

In den früheren Zeiten war das Christentum mehr eine Sache der Überlieferung, der naiven Annahme, des von Zweifeln unberührten Glaubens gewesen; jetzt war es eine Sache der Überzeugung, der bewußten Hingebung geworden. Von hoher Bedeutung ist es, daß man zwischen den verschiedenen Bekenntnissen zu wählen hatte, daß man verwerfen, abfallen, übertreten konnte. Die Person ward in Anspruch genommen, ihre freie Selbstbestimmung herausgefordert. Hiedurch geschah, daß die christlichen Ideen alles Leben und Denken noch tiefer und vollständiger durchdrangen.

Dazu kommt dann ein anderes Moment.

Wohl ist es wahr, daß das Überhandnehmen der inneren Gegensätze die Einheit der Gesamtheit zerstört; aber es ist, wenn wir uns nicht täuschen, ein anderes Gesetz des Lebens, daß sich damit doch auch zugleich eine höhere und größere Entwickelung vorbereitet.

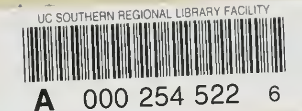
In dem Gedränge des allgemeinen Kampfes war die Religion nach den verschiedenen Abwandelungen ihrer dogmatischen Ausbildung von den Nationen ergriffen worden; mit dem Gefühl der Nationalität hatte sich das Dogma verschmolzen, wie ein Besitz der Gemeinsamkeit, des Staates oder des Volkes. Mit den

Waffen war es erkämpft, unter tausend Gefahren behauptet; in Fleisch und Blut war es übergegangen.

Hiedurch ist es geschehen, daß sich die Staaten auf beiden Seiten zu großen kirchlich-politischen Individualitäten ausgebildet haben, — schon auf der katholischen nach dem Maße der Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, der Duldung oder Ausschließung der Nichtkatholiken, noch mehr aber bei den Protestanten, wo die Abweichung der symbolischen Bücher, die man beschwört, die Mischung des lutherischen und des reformierten Bekenntnisses, die größere oder geringere Annäherung an die bischöfliche Verfassung ebenso viele in die Augen fallende Verschiedenheiten begründen. Es wird die erste Frage bei jedem Lande, welche Religion die herrschende daselbst ist. In mannigfaltigen Gestalten erscheint das Christentum. So groß auch die Gegensätze derselben sind, so kann kein Teil dem anderen abstreiten, daß auch er den Grund des Glaubens besitze. Vielmehr sind die verschiedenen Formen durch Verträge und Friedensschlüsse, an denen alle Teil haben, Grundgesetze gleichsam einer allgemeinen Republik, gewährleistet. Es kann nicht mehr daran gedacht werden, das eine oder das andere Bekenntnis zu einer universalen Herrschaft zu erheben. Nur darauf kommt es an, wie jeder Staat, jedes Volk von seiner politisch-religiösen Grundlage aus seine Kräfte zu entwickeln vermögen wird. Darauf beruht nunmehr die Zukunft der Welt.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 254 522 6

